

UNIVERSITY  
OF  
TORONTO  
LIBRARY







Meyers Klassiker-Ausgaben

---

Goethes Werke



# Goethes Werke

Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter

herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Heinemann

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Siebenundzwanzigster Band

Bearbeitet von Dr. Karl Bofler



170039.  
20.3.22.

Bibliographisches Institut · Leipzig und Wien



PT

1891

C00

Bd. 27

Benvenuto Cellini.

Erster Teil.



## Einleitung des Herausgebers.

Die erste Bekanntschaft Goethes mit Cellini hat nicht, wie man etwa erwarten sollte, auf der italienischen Reise stattgefunden, sondern offenbar erst im Jahre 1791, oder kurze Zeit später, als sich Charles Gore in Weimar niedergelassen hatte. Wenigstens hat Goethe die Selbstbiographie Cellinis aus der Bibliothek dieses vielgereiften Kunstliebhabers erhalten. Im August 1795 verspricht er Schillern die Ankündigung des „Cellini“ fürs Novemberheft der „Horen“. Wenn er später in seinen „Tag- und Jahreshften“ von 1796 sich zu erinnern glaubt, daß es die Korrespondenz mit Heinrich Meher, der in Florenz Kunststudien trieb (1795—97), gewesen sei, die ihn auf Cellini hingewiesen habe, so täuscht ihn wohl sein Gedächtnis.

Bevor wir der Arbeit Goethes näher treten, hören wir, wie hoch er von der Tätigkeit des Übersetzens überhaupt dachte. Am 20. Juli 1827 schreibt er an Carlyle: „Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei.“

„Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert. Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.“

Goethe muß also doch etwas „wahrhaft Verdienstliches“, einen allgemein menschlichen Wert in der Biographie des Florentiner Goldschmieds gefunden haben. Aus rein kunsthistorischem Spezialinteresse hätte er sich kaum dieser langwierigen Arbeit unterzogen. Der Mensch vor allem, der sich ihm hier enthüllte, mußte ihn gewinnen. In der Tat begegnen wir da und dort in Goethes Äußerungen den Spuren eines höchst lebhaften psychologischen Interesses für Benvenuto. Im August 1797 lernt er einen italienischen Künstler namens Isopi kennen und schreibt: „Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Isopi keine Spur von jener Roheit hat, so ist er doch ein ebenso fürchterlich passionierter Italiener.“ 5

In dem Chevalier Fontvielle de Toulouse mit seinen „Mémoires historiques“ (Paris 1824) erkennt er „eine Art von modern französischem Cellini“ wieder, und die Bekanntschaft mit Hieronymus Cardanus veranlaßt ihn zu einer tiefsinnigen Parallele: „Gar oft haben wir bei ihm, seiner Umgebung und seinem Bestreben an Cellini denken müssen, um so mehr, als beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Konfessionen beider . . . treffen darin zusammen, daß die Verfasser, obschon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen und in ihrer Reue sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmischte. 15  
Erinnern wir uns hierbei noch eines jüngeren Zeitgenossen, des Michael Montaigne, der mit einer unschätzbar heiteren Wendung seine persönlichen Eigenheiten sowie die Wunderlichkeiten der Menschen überhaupt zum besten gibt, so findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimnis dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt wird. . . . So scheinen uns die Bekenntnisse, deren wir erwähnt, gewissermaßen auf den Protestantismus hinzudeuten.“ 20 25 30

Von einem so hohen und weitschauenden Standpunkte aus also betrachtete und wertete Goethe die „Vita“ Cellinis; sie ward ihm zu einem Markstein erster Ordnung in der Entwicklung des menschlichen Gewissens. Ähnliche Bemerkungen, die das innerste Wesen dieses merkwürdigen Renaissance-menschen treffen, findet man im „Anhang“.

Goethe ist aber weit entfernt, das Individuum aus seinem geschichtlichen Zusammenhang herauszureißen; im Gegenteil, er will sich das eine niemals ohne das andere denken, und das psychologische 35

Interesse verschmilzt ihm immer aufs innigste mit dem historischen. Diese echt wissenschaftliche Art der allseitigen Ergründung des Individuums zugleich und seiner Zeit geht überall den genetischen Kausalzusammenhängen nach, und die Studien, mit denen Goethe seine  
 5 Übersetzung umgab („Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini“), sind bei aller Unvollständigkeit, und soweit sie auch durch die moderne Forschung überholt wurden, doch ein schönes Zeugnis des umsichtigsten Bemühens, und — was uns besonders daran interessiert — sie sind ein Dokument für die Anschauungen, die sich Goethe  
 10 über den Wert der Renaissancekultur schon damals gebildet hatte. Seine Bemerkung über den „unreinen Enthusiasten“ Savonarola, der sich als ein „fragenhaftes, phantastisches Ungeheuer, undankbar, störrisch, fürchterlich“, dem „großen, schönen, heitern Leben“ im Florenz der Mediceer entgegensetzt, diese Bemerkung allein schon gibt einen bedeutenden Wink und läßt Goethe als den Vorläufer jener Verherrlichung der renaissancemäßigen Gesinnungsart erkennen, die vom  
 15 „jungen Deutschland“ praktisch gepredigt, von Jakob Burckhardt historisch vertieft und von Nietzsche endlich zur äußersten Konsequenz übertrieben wurde<sup>1</sup>. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheint die  
 20 Cellini-Übersetzung als eine Tat von höchster entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung für unser modernes Geistesleben.

Was wir aber in Goethes Studien zum Cellini vergeblich suchen, ist eine Würdigung des Schriftstellers. Obgleich Goethe die literarische Bedeutung der „Vita“ hinlänglich kannte, um zu bemerken,  
 25 „daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften als seinen Werken zu verdanken habe“, so glaubte er doch, sich einer Anpreisung des von ihm übersetzten Werkes aus Gründen der Bescheidenheit enthalten zu müssen.

Wenn wir trotzdem erfahren wollen, ob und inwieweit Goethe  
 30 die schriftstellerische Eigenart Cellinis erfaßt hat, so müssen wir uns bequem, seine Wiedergabe mit dem italienischen Original zu vergleichen.

Ein böser Zufall hat es gewollt, daß Goethe sich gerade des fehlerhaftesten und nachlässigsten aller Drucke bedienen mußte, denn einen  
 35 auf die in der Laurentiana zu Florenz befindliche Originalhandschrift Cellinis zurückgriff.

<sup>1</sup> Vgl. besonders Carl Neumann, Jacob Burckhardt (in der „Deutschen Rundschau“, Bb. 94, S. 374 ff., Berl. 1898).

Diese italienische Handschrift weicht nun in mehrfacher Hinsicht von der Vorlage Goethes ab: 1) Cellini dachte und schrieb in der Mundart seiner Heimat. Da nun aber das Florentinische sich lautlich und flexivisch fast gar nicht vom Schriftitalienischen unterscheidet, sondern nur in der Aussprache (Orthographie) und in der Syntax gewisse Eigenheiten aufweist, so war es ein Leichtes, jenes dialektische Kolorit des Originals, das wie ein matter Schmelz über unberührten Früchten liegt, zu verwischen. Dies ist zum großen Teil in der von Goethe benützten Ausgabe geschehen. Ein geschulter Philologe dürfte freilich auch in diesem entstellten, modernisierten und der Schriftsprache angenäherten Text noch Anzeichen genug für den mundartlichen Charakter des Originals entdecken. Ein geschulter Philologe aber war Goethe nicht, und man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß er das dialektische Gepräge seiner Vorlage nicht mehr erkannte. Obgleich ihm in seiner mitteldeutschen Heimat ein Dialekt zur Verfügung stand, der, ähnlich wie das Florentinische, sich nur durch Aussprache, syntaktische und lexikologische Kleinigkeiten von der Schriftsprache unterscheidet, so bemüht er sich in seiner Übersetzung doch fast nirgends, ein vulgäres Geschmäckchen anzubringen. Höchstens manchmal ein apokopiertes „e“ (z. B. „wenn es wahr wär“; zwanzig Jahr“) oder ein familiär eingeschaltetes Partikelchen (denn, dann u. s. w.) in direkter Rede; im übrigen aber das korrekteste Schriftdeutsch.

2) Cellini hat seine „Vita“ nur zum kleinsten Teil mit eigener Hand geschrieben; das meiste diktirte er, während er in seiner Werkstatt arbeitete, einem 14jährigen Knaben in die Feder. Beide, Schreiber und Verfasser, scheinen in den theoretischen Elementen ihrer Muttersprache nicht sehr sattelfest gewesen zu sein, und das so entstandene Original zeigt uns darum eine beispiellose Regellofigkeit, eine höchst ungeordnete Satzfügung, die, mit ihren zahllosen Verwickelungen, Wiederholungen, Unterbrechungen, unlogischen Anknüpfungen und Häufungen, der gesprochenen und spontan hervorgesprudelten Rede aufs merkwürdigste gleichkommen. Cellini selbst hatte das Gefühl, eine etwas ungeschlachte Prosa zutage gefördert zu haben, und unterbreitete das Manuskript einem sachkundigen Freunde, Benedetto Varchi, zur Korrektur, der aber verständigerweise das Ganze fast unberührt ließ. Um so mehr hat der Herausgeber von Goethes Vorlage versucht, glättend und schlichtend in den Cellinischen Satzbau einzugreifen. Er verfuhr dabei aber durchaus nicht konsequent und hat im Grunde doch die

meisten Ungereimtheiten gelassen, wie er sie vorfand; im Gegenteil hat er oft durch Mißverständnisse und Nachlässigkeiten noch größere Unordnung angerichtet. Wo aber je sein Text an Gemeinverständlichkeit gewinnt, verliert er dafür um so mehr an Kraft und Charakter. Doch hätte der Herausgeber getrost und ohne Schaden noch doppelt so viel Wasser in diesen Wein gießen dürfen. Die persönliche Note in Cellinis Prosa ist so stark, sein Stil ist so urkräftig, so urbizarr, so leidenschaftlich und kühn, daß es einer gründlichen Umarbeitung bedurft hätte, um seinen Charakter zugrunde zu richten. Wenn öfters, wie aus den Anmerkungen am Schluß dieses Bandes hervorgeht, der Wortsinns geschädigt wurde, so ist doch im übrigen die stilistische Eigenart Cellinis mit befriedigender Genauigkeit gewahrt, so daß eine künstlerisch treue Übersetzung auf Grund dieser entstellten Ausgabe noch immer möglich war.

Goethe hat sich auch sichtlich bemüht, uns eine solche zu geben. Die englische Übersetzung des Thomas Nugent tadelt er, weil sie gerade die „künstreichen Charakterzüge“, worauf das höchste Interesse ruhe, ausgelöscht habe. Man darf auch wohl mit Sicherheit annehmen, daß er der stilistischen und künstlerischen Treue zuliebe die Wortgenauigkeit aufgeopfert hat. Ein wörtlich übersehter Cellini wäre für moderne deutsche Ohren geradezu ungenießbar. Darum übersehte Goethe sehr frei, vielleicht zu frei. Im März 1798 ließ er seinem Manuskript eine stilistische Korrektur angedeihen, ohne das italienische Original überhaupt noch einmal zu Rate zu ziehen. Seine mangelhafte Kenntnis der italienischen Sprache ließ ihn außerdem den Wortsinns oft genug verfehlen (vgl. die Anmerkungen am Schluß dieses Bandes).

Allein was schadet die Ungenauigkeit im Einzelnen, wenn nur der Stilcharakter im Großen gewahrt bleibt. Aber auch dieser ist verwischt, oder besser: er ist verändert. Es ist nicht bloß das dialektische Kolorit, das wir vermissen. Wo bleibt die unerhörte sinnliche Kraft und Plastik, wo das Temperament, die Leidenschaft, die Roheit, die Berwirrtheit, die Hast und der Schwulst? Und ganz besonders: wo jener bizarre Zwiespalt von naiv und rhetorisch, von natürlich und gesucht, von geschwäßig und schlagend, von volkstümlich und maniert, der für den emporgekommenen Sohn des Volkes so außerordentlich charakteristisch ist? Wenn Herman Grimm sagt: „Die Nachlässigkeit Cellinis, mit der er darauf los schrieb, ist reproduziert durch ganz eigentümliche Behandlung der deutschen Sprache, aber mehr im Effekt, als durch Nach-

ahnung des Sachbaues hergestellt worden“, so kann man ihm kaum beistimmen. Die Goethesche Nachlässigkeit ist die des vielgewandten Erzählers, der den Stoff und seine Formen so vollkommen beherrscht, daß er sich gehen lassen darf. Die Cellinische Nachlässigkeit dagegen entspringt aus einer allzugroßen Befangenheit im Stoff. Cellini wird mit seinen Gedanken nicht fertig; während er noch mit dem ersten ringt, hat er schon einen zweiten und dritten im Auge. Gerade hier zeigt es sich am klarsten, daß Goethes Stil von dem des Originals ebenso weit entfernt ist wie Goethes Natur von derjenigen Cellinis. Der fundamentale Gegensatz zwischen beiden liegt darin, daß der erstere in heiterer Objektivität und Reflexion sich über sich selbst hinaus zum Allgemeinen erhebt, während Cellini in starrer Subjektivität sich in Einzelheiten verrennt und an lauter Kleinigkeiten sich wund stößt und verblutet. Und so ist denn der Gedanke Cellinis fast durchweg und unbewußt von Goethe gemildert und geklärt, und die ganze „Vita“ ist nur im Namen, aber nicht im Geiste des cholertischen Italieners erzählt worden. — Wenn man aber nach einer Autobiographie sucht, die mit dieser Übersetzung stilistische Verwandtschaft zeigt, so ist es keine andere als — „Dichtung und Wahrheit“.

Dennoch hat Goethe die Eigenart Cellinis wie kein anderer kennt. Schon am 22. Juli 1796 schreibt er an H. Meyer: „Seine Bildung ging vom Einzelnen aus, und bei seiner großen puren Sinnlichkeit wäre es ein Wunder gewesen, wenn er sich durch Reflexion hätte zum Ganzen erheben sollen.“ Aber diese theoretisch aufs Klarste erkannte unphilosophische, starrköpfige Befangenheit im eigenen Gefühlsleben, mit all der südlichen Leidenschaft und Raserei, nun auch im Stile wiederzugeben: daran scheiterte Goethes Kunst, die immer nur in stille Höhen strebt. — Und das ist wahrhaftig kein Tadel. Ein Dichter, der so wie Goethe auf seine eigene Individualität und auf seinen eigenen Stil gegründet ist, wird sich niemals seines Wesens entkleiden können und darum schwerlich je ein treuer Übersetzer werden. Im besten Falle wird seine Übersetzung zu derjenigen Klasse gehören, die Goethe selbst einmal „im reinsten Wortverstand die parodistische“ genannt hat, weil der Übersetzer hier „fremden Sinn“ mit „eigenem Sinn“ wiedergibt.<sup>1</sup>

Für den psychologischen und literarischen Feinschmecker muß eine

<sup>1</sup> Notizen und Abhandlungen zum „Westfälischen Diwan“ (Bd. 4, S. 472 dieser Ausgabe).

solche „parodistische“ Übersetzung sogar von höherem Genusse sein als das gliederzerrentende Kunststück einer wahrhaft treuen Wiedergabe. Cellini, durch das Prisma der Goetheschen Kunstform gesehen, ist ein einzigartiges Schauspiel.

- 5 Als der „Cellini“ zum erstenmal in den Jahrgängen 1796 und 1797 der von Schiller herausgegebenen Monatschrift „Die Horen“ erschien, konnte sich das Publikum mit der Zerstückelung einer so umfangreichen Lebensgeschichte kaum befreunden. So tadelte Reichardt, der den „Horen“ ohnedies nicht freundlich gesinnt war, in seinem
- 10 Journale „Deutschland“: „Wie zuversichtlich muß nicht der Herausgeber darauf rechnen, daß das Publikum sich alles gefallen läßt, um ein übersehtes Werk von solcher Länge in eine Monatschrift von dem Plane der ‚Horen‘ zerstückeln zu dürfen?“ Der Herausgeber Schiller, der Verleger Cotta und Goethe selbst konnten sich bald nicht mehr der
- 15 Tatsache verschließen, daß die Leser ungeduldig wurden. — Dazu kam noch ein anderer Übelstand: Goethe hatte bei dieser Lieferungsweise ersten Veröffentlichung mehrere Partien des Originals, die ihm weniger wichtig oder weniger anziehend schienen, übersprungen und die entstandenen Lücken nur notdürftig durch Fußnoten oder vermittelnde
- 20 Zusätze gefüllt. Reichardt ergriff sofort die Gelegenheit, um gerade die ausgelassenen Stücke als besonders bedeutend und charakteristisch anzupreisen. Goethe hatte freilich seine besonderen Gründe, um nicht streng und schnurgerade der Reihe nach weg zu übersetzen: „Ich will nur anfangen, einige interessante Stellen zu übersetzen und erwarten,
- 25 was sich weiter macht. In einem Leben ist ohnedem weiter nichts, nach meiner realistischen Vorstellungsart, als das Detail, besonders nun gar bei einem Partikulier, wo keine Resultate zu denken sind, deren Weite und Breite uns allenfalls imponieren könnten, und bei einem Künstler, dessen Werke, die bleibenden Wirkungen seines Da-
- 30 seins, nicht vor unsern Augen stehen.“ So schrieb Goethe noch am 4. Februar 1796 an Schiller; je weiter er aber in der Arbeit vorrückte, desto seltener wurden solche Unterbrechungen, desto höher sein Begriff von der Wichtigkeit dieses Dokuments, und desto lauter verlangte die wachgerufene Neugier des Publikums nach dem ganzen „Cellini“.
- 35 Schon 1798 verlohnte es sich, einen Nachdruck zu veranstalten, und fünf Jahre nachher besorgte Goethe selbst die erste vollständige Ausgabe seiner Übersetzung mit dem Anhang „bezüglich auf Sitten, Kunst und Technik“.

In dieser neuen Form nun konnte dem Buche der Beifall nicht fehlen. Die Übersetzung sowohl wie der „Anhang“ fanden bei Freund und Feind ein ungeteiltes Lob. Die Jenaische sowie die Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung, die Göttingischen Gelehrten Anzeigen und selbst Noëbue im „Freimütigen“ brachten fast durchweg günstige 5 Besprechungen. In der neuesten Zeit hat sich die Bewunderung für das merkwürdige Buch noch eher gesteigert, und hat auch, was man sich nicht verhehlen darf, zu einer übertriebenen und unrichtigen Wertung geführt. Insbesondere die verbreitete Ansicht, daß Goethes Übersetzung das Original in unverfälschter Treue wiedergebe, kann einer eindring- 10 lichen Kritik schwerlich standhalten. Das Verdienst Goethes liegt auf einer anderen Seite und ist viel höherer Art: Er hat den italienischen „Cellini“ dem deutschen Geschmack mundgerecht gemacht, dem deutschen Geiste assimilirt. Eine getreuerere und genauere Übersetzung zu liefern, müßte jedem sprachgewandten Philologen gelingen; eine vollstän- 15 digere aber ist unmöglich. Goethe hat mit seiner Arbeit den deutschen Geist weniger belehrt als vielmehr im wahrsten Sinne des Wortes bereichert, und auch seinen eigenen Genius hat er dabei bereichert, denn man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Lebensgeschichte Cellinis in deutscher Gestalt nicht ohne Einfluß geblieben ist auf jenes 20 herrliche und liebenswürdige Buch von „Dichtung und Wahrheit“.

## Vorrede des italienischen Herausgebers.<sup>1</sup>

Wenn umständliche Nachrichten von den Lebensgeschichten Künstler sich einer guten Aufnahme bei solchen Personen schmeicheln dürfen, welche die Künste lieben und treiben, dergleichen es in unsern gebildeten Zeiten viele gibt, so darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre verfäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeschreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der besten Zöglinge der florentinischen Schule. Eine solche Hoffnung be-  
10 lebt mich um so mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunstgeschichten erzählt findet, welche doch sonst mit großem Fleiße geschrieben und gesammelt sind.

Zu diesem Werte der Neuheit gesellt sich noch das höhere Verdienst einer besondern Urkundlichkeit: denn er schrieb diese  
15 Nachrichten selbst, in reifem Alter, mit besonderer Rücksicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche sich nach ihm den Künsten, die er auf einen so hohen Grad besaß, ergeben würden.

Dabei finden sich noch sehr viele Umstände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeschichte Bezug haben; indem dieser  
20 Mann theils durch Ausübung seiner Kunst, theils durch fortwauernde Regsamkeit, Gelegenheit fand, mit den berühmtesten Personen seines Jahrhunderts zu sprechen oder sonst in Verhältnisse zu kommen; wodurch dieses Werk um so viel bedeutender wird. Denn man hat schon oft bemerkt, daß sich der Menschen Art  
25 und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Gesprächen besser fassen läßt als aus ihrem künstlichen Betragen bei feierlichen Auftritten, oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geschichtsbücher von ihnen darstellen.

---

<sup>1</sup> Der ungenannte Herausgeber ist Antonio Cocchi, der im Jahr 1728 den ersten Druck des italienischen Originals besorgte.

Deffen ungeachtet ist nicht zu leugnen, daß unter diesen Erzählungen sich manches findet, das zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor seine brennende Wahrheitsliebe hie und da verleugne, sondern weil er sich zuzeiten, entweder von dem unbestimmten und oft betrügerischen Ruse oder von übereilten Vermutungen hinreißen läßt, wodurch er sich denn ohne seine Schuld betrogen haben mag. 5

Aber diese bösen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei manchem verdächtig machen, sondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch alles aus Überzeugung gesagt haben könne, indem er Träume oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft als wahre und wirkliche Gegenstände gesehen zu haben glaubte. Daher lassen sich die Geistererscheinungen wohl erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beschwörungen betäubendes Räuchertwerk gebraucht worden; ingleichen die Visionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhaft, schmerzliche Gedanken, am meisten aber durch Einsamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterschied zwischen Wachen und Träumen völlig verschwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weisen und geehrten Menschen begegnet sei, auf deren Erzählung und Versicherung uns die Geschichtsbücher so manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen unveränderlichen Gesetzen der Natur widersprechen, ernsthaft überliefert haben? 15 20 25

Sodann ersuche ich meine Leser, daß sie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfassers, theils seiner Zeitgenossen erzählt sind, woran man ein böses Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sei, wenn jeder sobald als möglich sowohl mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird. Ein großer Teil der Klugheit besteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden, der uns daher entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des menschlichen Herzens glauben, die von einigen mit Unrecht angenommen wird. Besser ist es, nach meiner Meinung, dieses gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen andere erlitten haben, baldmöglichst 30 35

Loß zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus denen man lernt, daß die Menschen bössartig sind, wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung zu bestärken geschickt, so fürchte ich nicht, daß man mich, der ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzuoffnes Reden, rauhe, gewaltsame Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämmtlich unserm Verfasser nur allzueigen waren, den Menschen hinzuführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen und ihr eine sanfte, gefällige Handlungsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuskripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Stil zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachlässigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt; und obgleich sein Stil sich keineswegs erhebt noch anstrengt, so scheint er sich doch von der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten italienischen Schriftsteller nicht zu entfernen: ein eigner und natürlicher Vorzug der gemeinen florentinischen Redart<sup>1</sup>, in welcher es unmöglich ist, roh und ungeschickt zu schreiben, da sie schon einige Jahrhunderte her durch Übereinstimmung aller übrigen Völker Italiens, als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden ist.<sup>2</sup>

Soviel glaubte ich nötig anzuzeigen, um mir leichter euren Beifall zu erwerben. Best und lebt glücklich!

<sup>1</sup> Mundart. — <sup>2</sup> Die florentinische Mundart ist etwa seit Ende des 15. Jahrhunderts zur allgemeinen italienischen Schriftsprache geworden.

# Erstes Buch.

## Erstes Kapitel.

Was den Autor bewogen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. — Ursprung der Stadt Florenz — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtschaft. — Ursache, warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geschmack für Nachbilden und Zeichnen; aber sein Vater unterrichtet ihn in der Musik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerstreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünstigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldschmied in die Lehre. 5 10

**A**lle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendfames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben. 15

Dieser Gedanke beschäftigt mich gegenwärtig, da ich im achtundfunfzigsten stehe und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie sonst, böse Schicksale verfolgen, und ich zugleich eine bessere 20 Gesundheit und größere Heiterkeit des Geistes als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft ist die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unschätzbaren Übels, das mich erschreckt, wenn ich zurücksehe, und mich zugleich mit Bewunderung erfüllt, wie ich zu einem solchen Alter habe gelangen können, in welchem ich so bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter solchen Betrachtungen beschließe ich mein Leben zu beschreiben.

Nun sollten zwar diejenigen, die bemüht waren, einiges 30 Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen

Tugenden erwähnen; denn deshalb werden sie als vorzügliche Menschen von andern anerkannt; weil man sich aber doch auch nach den Gefinnungen mehrerer zu richten hat, so kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigene dieses Weltwesens  
5 vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen jeden überzeugen, daß man von trefflichen Personen abstamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meister Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Christoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha,  
10 Stephan Granaccis Tochter. Ich stamme also väterlicher- und mütterlicherseits von florentinischen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unserer alten glaubwürdigen Florentiner<sup>1</sup>, daß Florenz nach dem Muster der schönen Stadt Rom gebaut gewesen. Davon zeugen die Überbleibsel eines Ko-  
15 liseum und öffentlicher Bäder, welche letzte sich zunächst beim heiligen Kreuz<sup>2</sup> befinden. Der alte Markt war ehemals das Kapitol, die Rotonde steht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und ist jetzt unserm heiligen Johannes gewidmet.<sup>3</sup> Man schenkt also gern jener Meinung Glauben, obgleich diese  
20 Gebäude viel kleiner als die römischen sind.

Julius Cäsar und einige römische Edelleute sollen nach Eroberung von Fiesole eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und jeder über sich genommen haben, eines der ansehnlichen Ge-  
bäude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Cellino, der seinen Namen von einem Kastell  
her schrieb, das zwei Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen, an dem  
Orte, wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz nahe  
30 an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und andere, die mit dem Hauptmann zu tun hatten: laßet uns nach Florenz gehen! theils weil er den Namen Florino

<sup>1</sup> Die von Cellini benutzte Chronik ist die des Villani, die er während seiner Gefangenschaft in der Engelsburg zu Rom gelesen hat. — <sup>2</sup> Gemeint ist die Kirche Santa Croce. — <sup>3</sup> Das berühmte Baptisterium in Florenz, das von Cellini, wohl in Erinnerung an das Pantheon in Rom, als „Rotonda“ bezeichnet wird; daß es früher ein Heiligtum des Mars gewesen sei, hat sich nicht bestätigt.

führte<sup>1</sup>, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsar, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt. Wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er ihn von geringem Stande heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte. 5

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen: die Stadt habe zuerst Fluenz geheißten, weil sie am Flusse Arno liege<sup>2</sup>, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei, und alle diese Städte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugend samen Manne herschreibe. 10  
15

Weiter finden wir unsere Cellinis auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls gibt es ihrer in Pisa, und ich habe denselben Namen in vielen Städten der Christenheit gefunden; auch in unserm Land sind noch einige Häuser übriggeblieben. 20

Meistens waren diese Männer den Waffen ergeben, und noch ist es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, namens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der schon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franciscus von Bicolorati hieß. Diesen überwand Lucas durch eigne Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Mut setzte die ganze Welt in Erstaunen, da man gerade das Gegenteil erwartete. Und so darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abstamme. 25  
30

Auf welche Weise nun auch ich meinem Hause durch meine Kunst einige Ehre verschafft habe, das freilich nach unserer

<sup>1</sup> Daß Florino ober Fiorino zur Familie der Cellini gehört habe, ist natürlich eigene Erfindung. Im übrigen stammt die ganze Gründungsage aus Villani. — <sup>2</sup> Es waren besonders die Humanisten, z. B. Leonardo Aretino und Poggio, welche den Namen der Stadt vom lateinischen fluens, Fluenta (fluere, fließen) ableiten wollten.

heutigen Denkart und aus mancherlei Ursachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an seinem Orte erzählen. Ja, ich glaube, daß es rühmlicher ist, in geringem Zustande geboren zu sein und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen  
 5 Stamm durch schlechte Aufführung Schande zu machen. Zuerst also will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu lassen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra<sup>1</sup> und lebten daselbst bei vielen Besitzungen wie kleine Herren. Sie waren  
 10 alle den Waffen ergeben und die tapfersten Leute.

Es geschah aber, daß einer ihrer Söhne, namens Christoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfang, so daß von einer sowohl als der andern Seite die Häupter der Familien sich der Sache annehmen mußten; denn sie sahen wohl,  
 15 das Feuer sei von solcher Gewalt, daß beide Häuser dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieses betrachteten die Ältesten und wurden einig, sowohl gedachten Christoph als den andern Urheber des Streites wegzuschaffen. Jene schickten den ihrigen nach Siena, die unsrigen verletzten Christoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der Straße Chiara<sup>2</sup>, des Klosters Sankt Ursula, und verschiedene gute Besitzungen an der Brücke Rifredi. Er heiratete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; diese stattete er aus, jene teilten sich in das übrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße  
 25 Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieser verheiratete sich und zeugte vier Söhne. Den ersten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franciscus.

30 Andreas Cellini, mein Großvater, verstand sich genugsam auf die Weise der Baukunst, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieser Beschäftigung. Johannes, mein Vater, legte sich besonders darauf, und weil Vitruv<sup>3</sup> unter andern behaupt-

<sup>1</sup> Kleines Tal in Toskana. — <sup>2</sup> Heute Via Chiara Nr. 6. Das Haus ist durch eine Gedenktafel als Geburtshaus Cellinis kenntlich gemacht. — <sup>3</sup> Berühmter Architekt aus der Zeit des römischen Kaisers Augustus und Verfasser eines Werkes „über die Baukunst“.

tet, daß man, um diese Kunst recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, sondern auch etwas Musik verstehen müsse, so fing Johannes, nachdem er sich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Musik zu studieren an und lernte, nächst den Grundsätzen, sehr gut Violine und Flöte spielen. Dabei ging er, weil er sehr fleißig war, wenig aus dem Hause. 5

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes eine besonders bemerkte, die Elisabeth hieß und ihm so wohl gefiel, daß er sie zur Frau verlangte. 10

Diese Verbindung war leicht zu schließen, denn beide Väter kannten sich wegen der nahen Nachbarschaft sehr gut, und beiden schien die Sache vorteilhaft. Zuerst also beschloßen die guten Alten die Heirat, dann fingen sie an, vom Heiratsgute zu sprechen, wobei zwischen ihnen einiger Streit entstand. Endlich sagte Andreas zu Stephan: „Johann, mein Sohn, ist der trefflichste Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längst verheiraten wollen, so könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unseresgleichen in Florenz finden mögen.“ Stephan versetzte: „Auf deine tausend Gründe ant- 20 worte ich nur, daß ich an fünf Töchter und fast ebensoviel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung ist gemacht, und mehr kann ich nicht geben.“

Johann hatte indes eine Zeitlang heimlich zugehört, er trat unvermutet hervor und sagte: „Ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der sich an der Mitgift seiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich so geschickt sei! sollte ich nun diese Frau nicht erhalten und ihr verschaffen können, was sie bedarf, wodurch zugleich euer Wunsch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen soll mein sein, und die Aussteuer mag euer bleiben.“ 25 30

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böse, doch in wenigen Tagen führte Johann seine Geliebte nach Hause und verlangte keine weitere Mitgift. 35

So erfreuten sie sich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen, Kinder zu besitzen. Nach Verlauf

dieser Zeit gebar sie zwei tote Knaben, woran die Ungeschicklichkeit der Ärzte schuld war. Als sie zunächst wieder guter Hoffnung ward, brachte sie eine Tochter zur Welt, welche man Rosa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

5 Zwei Jahre darauf befand sie sich wieder in gesegneten Umständen, und als die Gelüste, denen sie, wie andere Frauen in solchen Fällen, ausgezehrt war, völlig mit jenen übereinstimmten, die sie in der vorigen Schwangerschaft empfunden<sup>1</sup>, so glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren schon  
10 überein gekommen, sie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab sich's, daß sie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam um vierundeinhalb Uhr im Jahr Fünfzehnhundert.<sup>2</sup> Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hause ein  
15 Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte sie in das schönste weiße Zeug; dann ging sie, stille, stille, zu Johann, meinem Vater, und sagte: „Ich bringe Euch ein schönes Geschenk, das Ihr nicht erwartet.“

Mein Vater, der ein Philosoph war, ging auf und nieder  
20 und sagte: „Was mir Gott gibt, ist mir lieb“, und als er die Tücher auseinanderlegte, sahe er den unerwarteten Sohn. Er schlug die alten Hände zusammen, hub sie und die Augen gen Himmel und sagte: „Herr! ich danke dir von ganzem Herzen! Dieser ist mir sehr lieb, er sei willkommen!“ Alle gegenwärtigen  
25 Personen fragten ihn freudig, wie ich heißen solle? Johannes aber antwortete ihnen nur: „Er sei willkommen!“ (Benvenuto). Daher entschlossen sie sich, mir diesen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als  
30 ich etwa drei Jahr alt sein mochte; er aber stand im hundertsten<sup>3</sup>. Man hatte eines Tages die Röhre einer Wasserleitung verändert, und es war ein großer Skorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte,

<sup>1</sup> Die Schwangerschaftsgelüste sind noch heute ein Gegenstand des italienischen Volksglaubens. — <sup>2</sup> Demnach wäre Benvenuto am Morgen des 2. Novembers geboren, aber er irrt sich, denn das Taufregister bezeugt, daß er am 3. November 4<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr zur Welt kam. — Die alte Tageeseinteilung der Italiener zählt von Sonnenuntergang ab 24 Stunden. — <sup>3</sup> Tatsächlich war er zu jener Zeit etwa 80 Jahre alt.

heraus und unter ein Brett gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haschte ihn. Der Skorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu sehen waren. Sie sagen, ich sei eilig zu dem Alten gelaufen und habe gerufen: „Seht, lieber Großvater, mein schönes Krebschen!“ Der gute Alte, der sogleich das Tier für einen Skorpion erkannte, wäre fast für Schrecken und Besorgnis des Todes gewesen; er verlangte das Tier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich drückte es nur desto fester, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geschrei herzu und wußte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Tier werde mich töten. Indessen erblickte er eine Schere, begütigte mich und schnitt dem Tiere den Schwanz und die Zangen ab, und nach überstandener Gefahr hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unsers Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichnen Kohlen übriggeblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Glut ein Tierchen wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergözte. Er merkte gleich, was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Tier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen und sagte: „Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Übles begangen hast, vielmehr daß du dich dieser Eidechse erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, soviel ich weiß, noch keinen gesehen hat.“ Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und anderm solchen Spielzeuge ergözen, mißfiel mir's unsäglich, und ich sang und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wunderfame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Klaviere, so

schön und gut, als man sie damals nur sehen konnte, Violon, Lauten und Harfen auf das beste.

Er war auch in der Kriegsbaukunst erfahren und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als: Modelle zu Brücken, Mühlen und andre Maschinen; er arbeitete wunderbar in Elfenbein und war der erste, der in dieser Kunst etwas leistete. Aber da er sich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er sich mehr als billig mit der Flöte beschäftigen und ward von den Ratspfeifern ersucht, mit ihnen zu blasen. So trieb er es eine Weile zu seinem Vergnügen, bis sie ihn endlich festhielten, anstellten und unter ihre Gesellschaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter sein Sohn<sup>1</sup>, die ihm sehr günstig waren, sahen nicht gern, daß er, indem er sich ganz der Musik ergab, seine übrigen Fähigkeiten und seine Kunst vernachlässigte und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es sehr übel, er glaubte, man tue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er sich wieder zur Kunst und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmesser, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren sehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand sich der Spiegel, ringsherum waren sieben Rundungen angebracht, und in solchen die sieben Tugenden aus Elfenbein und schwarzen Knochen geschnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, so daß, wenn man das Rad drehte, sich die Figuren bewegten: denn sie hatten ein Gegengewicht, das sie grad' hielte; und da mein Vater einige Kenntniß der lateinischen Sprache besaß, setzte er einen Vers umher, welcher sagte, daß bei allen Umwälzungen des Glückrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota sum, semper, quod quod me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald sein Platz unter den Ratspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu diesen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen; einige

<sup>1</sup> Lorenzo de' Medici, mit dem Beinamen „der Prächtige“ (il Magnifico), war zu jener Zeit (1469—92) Oberhaupt der Republik Florenz. Sein Sohn Piero (Peter) folgte ihm in der Herrschaft, wurde aber 1494 bei der Ankunft Karls VIII. von Frankreich gestürzt.

davon arbeiteten Wolle und Seide im großen; daher verschmähte mein Vater auch nicht, sich zu ihnen zu gesellen, und der größte Wunsch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Musikus werden möchte. Dagegen war mir's äußerst unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir versicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erste Mensch in der Welt werden. 5

Wie gesagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauses Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere<sup>1</sup> ward (1498) und mein Vater unter den Ratspfeifern sein Amt fortsetzte, erfuhr diese Magistratsperson, wie geschickt der Mann überhaupt sei, und bediente sich seiner zum Kriegsbaumeister in bedeutenden Fällen. Um diese Zeit ließ mein Vater mich schon vor dem Räte mit den andern Musikern den Diskant blasen, und da ich noch so jung und zart war, trug mich ein Ratsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, sich mit mir abzugeben und mich schwätzen zu lassen; er gab mir Zuckertwerk und sagte zu meinem Vater: „Meister Johann, lehre ihn neben der Musik auch die beiden andern schönen Künste.“ Mein Vater antwortete: „Er soll keine andere Kunst treiben als blasen und komponieren, und auf diesem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen.“ Darauf sagte einer von den alten Herren: „Tue nur ja, was der Gonfaloniere sagt: denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musikus werden?“ 10 15 20 25

So ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papst Leo wurde<sup>2</sup>, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Medicischen Palast hatte man die Kugeln<sup>3</sup> genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rotes Kreuz, dagegen in das Feld malen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die roten Kugeln

<sup>1</sup> Oberhaupt der Prioren und erster Beamter der Republik. Soderino blieb in dieser Stellung, bis er 1512 gestürzt wurde. — <sup>2</sup> Leo X. — <sup>3</sup> Bekanntlich tragen die Medicis sechs Kugeln im Wappen.

kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausstaffiert.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II. (1513), der Cardinal Medicis ging nach Rom und ward gegen alles Ver-  
 5 muten zum Papst erwählt. Er ließ meinen Vater zu sich rufen, und wohl hätte dieser getan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor seine Stelle im Palast, sobald Jakob Salviati Gon-  
 faloniere geworden war.<sup>1</sup>

Nun bestimmte ich mich, ein Goldschmied zu werden und  
 10 lernte zum Theil diese Kunst, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blasen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewisse Stunden des Tages zeichnen lassen, die übrige Zeit wollte ich Musik machen, wenn er es beföhle. Darauf sagte er zu mir:  
 „So hast du denn kein Vergnügen am Blasen?“ Ich sagte:  
 15 „Nein!“ Denn diese Kunst schien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater geriet darüber in Verzweiflung und tat mich in die Werkstatt des Vaters des Cavalier<sup>2</sup> Bandinello, der Michel Agnolo<sup>3</sup> hieß, trefflich in seiner Kunst war, aber von  
 20 geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich sage das nicht, um den Bandinello zu schelten, der sein Haus zuerst gegründet hat.<sup>4</sup> Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen ist, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daselbst, als mein Vater mich  
 25 wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um sich zu haben, und so mußte ich wider Willen blasen, bis ich funfzehn Jahr alt war. Wollte ich die sonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu diesem Alter erlebt, und die Lebens-  
 gefahren, in welchen ich mich befunden, so würde sich der Leser  
 30 gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkstatt eines Goldschmiedes, der Antonio Sandro<sup>5</sup> hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz

<sup>1</sup> Im Jahr 1514. — <sup>2</sup> Italienischer Titel: Edelmann, Ritter. — <sup>3</sup> Michel Agnolo, Goldschmied aus Pinzi di Monte, wie der italienische Text besagt. — <sup>4</sup> Der Bildhauer Baccio Bandinelli, dem wir noch oft begegnen werden, gab sich für abelig aus. — <sup>5</sup> Abkürzung für Alexander; der Geschlechtsname dieses Goldschmieds ist Giamberti, sein Beiname Marcone.

und frei in seinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer tun, damit ich bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunst auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir sehr angenehm, und mein redlicher Meister hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen natürlichen Sohn bei sich, dem er manches auftrug, um mich zu schonen. Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Gesellen einholte und auch einigen Vorteil von meinen Arbeiten zog. Dessenungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zuliebe bald auf der Flöte, bald auf dem Hörnchen zu blasen, und so oft er mich hörte, fielen ihm unter vielen Seufzern die Tränen aus den Augen. Ich tat mein möglichstes zu seiner Zufriedenheit und stellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

## Zweites Kapitel.

Der Autor sieht seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Partei; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deshalb von Florenz verbannt. — Er begibt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst, auf der Flöte zu blasen, zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino, einem Tonkünstler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begibt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis<sup>1</sup>, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahre alt und bekam eines Sonntags zwei Stunden vor Nacht zwischen den Loren St. Gallo und Pinti mit einem Menschen von zwanzig Jahren Handel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menschen. Da diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen

<sup>1</sup> Vgl. S. 32, Anm. 1.

sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für tot zur Erde fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen! Als er 5 fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich in seiner Nähe gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wut der Gegner. Ich trug meinen Bruder für tot nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte<sup>1</sup> 10 verbannten unsere Gegner auf einige Jahre und uns auf sechs Monate zehn Miglien<sup>2</sup> von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena zu einem braven Manne, der Meister 15 Francesco Castoro hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen und hatte dort gearbeitet; nun erkannte er mich wieder, gab mir zu tun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich mit meinem Bruder mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Kardinal Medicis, der nachher Papst 20 Clemens<sup>3</sup> ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Kardinal: er solle mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Kardinal versprach mei- 25 nem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben, mein Vater wünschte nichts Besseres, und ich ging gerne, aus Verlangen, die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meister Hercules der Pfeifer hieß. Ich fing an, Geld zu verdienen, nahm 30 zugleich täglich meine Lektionen in der Musik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vorteil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Kardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneser Miniaturmalers, der Scipio Cavalletti hieß; ich 35 zeichnete und arbeitete für einen Juden und gewann genug dabei.

<sup>1</sup> Florentiner Kriminalgericht. — <sup>2</sup> Meilen; eine toskanische Meile = 1487 m.

— <sup>3</sup> Clemens VII.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, sehr verdrießlich war; aber ich ging doch meinem Vater zuliebe in sein Haus und blies mit seinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, 5 um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und sagte: „Ich will doch einen großen Musikus aus dir machen, zum Troß eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt.“ Darauf antwortete Peter: „Weit mehr Ehre und Nutzen wird Euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von 10 dieser Pfeiferei.“ Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um desto mehr, je mehr er sah, daß ich auch derselben Meinung war, und er sagte sehr zornig zu Petern: „Ich wußte wohl, daß du der seist, der sich meinem so erwünschten Zwecke entgegensetzt; durch dich habe ich meine Stelle 15 im Palast verloren, mit solchem Undank hast du meine große Wohlthat belohnt, dir hab' ich sie verschafft, mir hast du sie entzogen; aber merke diese prophetischen Worte: nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbeigehen, und du wirst wegen deines schändlichen Undanks umkommen.“ Darauf ant- 20 wortete Peter: „Meister Johann, viele Menschen werden im Alter schwach und kindisch, wie es Euch auch geht, man muß Euch nichts übelnehmen, denn Ihr habt ja alles verschenkt und nicht bedacht, daß Eure Kinder etwas nötig haben dürften. Ich denke das Gegenteil zu tun und meinen Söhnen so viel zu hinterlassen, 25 daß sie den Euern allenfalls zu Hülfe kommen können.“

Darauf antwortete mein Vater: „Kein schlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich sage dir: da du böß bist, werden deine Söhne arm und Narren werden und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienste gehen.“ 30

So eilten wir aus dem Hause, und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und sagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichnung ließe, so wollte ich ihn an dem unartigen Menschen rächen. Er sagte darauf: „Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner gewesen 35 und habe es mir in meinem Leben sauer werden lassen; willst du nun nicht, um deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen

und den Grund zu so vieler Geschicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebste Hörnchen in die Hand nehmen?" Darauf sagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne tun. Der gute Vater versetzte: mit solchen Geschicklichkeiten und

5 Tugenden würde man sich am sichersten an seinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Pierino hatte in seinem Hause ein Gewölbe machen lassen und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, sprach über meinen Vater, seinen Meister, und scherzte über die Drohung,

10 daß er zugrunde gehen sollte. Kaum war es gesagt, so fiel das Gewölbe ein, entweder weil es schlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frebler bestraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabstürzten, zerbrachen ihm beide Beine; aber alle, die mit ihm waren, blie-

15 ben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand tat sich ein Leid. Sie waren erstaunt und verwundert genug, besonders da sie sich erinnerten, wie er kurz vorher gespottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und sagte in Gegenwart seines Vaters: „Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Un-

20 fall! aber erinnerst du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und so wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen gesagt habe, wahr werden.“ Bald darauf starb der undankbare Piero an dieser Krankheit; er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almosen

25 ansprach. Ich gab sie ihm, denn es ist in meiner Natur, und erinnerte mich mit Tränen an den glücklichen Zustand Pierinos zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetischen Worte gesagt hatte.

Ich fuhr fort, der Goldschmiedekunst mich zu ergeben, und stand meinem Vater mit meinem Verdienste bei. Mein Bruder

30 Cecchino<sup>1</sup> mußte anfangs Lateinisch lernen, denn, wie der Vater aus mir den größten Tonkünstler bilden wollte, so sollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Jurist werden; nun konnte er aber in uns beiden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von schöner und

35 angenehmer Gestalt war, neigte sich ganz zu den Waffen.

<sup>1</sup> Roseform für Francesco.

Einst kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis<sup>1</sup> nach Hause, wo ich mich eben nicht befand, und, weil er sehr schlecht mit Kleidern versehen war, bewegte er unsre Schwestern, daß sie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen lassen. Denn außer dem, daß ich meinem Vater und 5  
meinen guten Schwestern durch meinen Fleiß beistand, hatte ich mir auch ein hübsches, ansehnliches Kleid angeschafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte sich davon gemacht, und ich setzte meinen Vater zur Rede, warum er mir so großes Unrecht geschehen ließe, da ich doch so 10  
gerne arbeitete, um ihm beizustehen. Darauf antwortete er mir: ich sei sein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnst bringen; es sei nötig, es sei Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas besitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieses Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, so würde Gott 15  
meine Wohlfahrt auf alle Weise vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armseligen Rest von Kleidern und Geld und ging gerade zu einem Stadttor hinaus; und da ich nicht wußte, welches Tor nach Rom führte, fand ich mich 20  
in Succa. Von da ging ich nach Pisa, ich mochte ungefähr sechzehn Jahr alt sein, und blieb auf der mittelsten Brücke, wo sie es „Zum Fischstein“ nennen, bei einer Goldschmiedwerkstatt stehen und sah mit Aufmerksamkeit auf das, was der Meister machte. Er fragte: wer ich sei, und was ich gelernt hätte? darauf ant- 25  
wortete ich: daß ich ein wenig in seiner Kunst arbeitete. Er hieß mich hereinkommen und gab mir gleich etwas zu tun, wobei er sagte: „Dein gutes Ansehn überzeugt mich, daß du ein wahrer Mensch bist.“ Und so gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in sein Haus, wo er mit einer schö- 30  
nen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und schrieb ihm, daß ich in dem Hause eines sehr guten Mannes aufgenommen sei und mit ihm große und schöne Arbeit verfertige; er möchte sich beruhigen, ich suche was 35

<sup>1</sup> Berühmter Condottiere; es handelt sich also um Waffendienste, nicht um eine eigentliche Schule.

zu lernen und hoffe, mit meiner Geschicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geschwind antwortete er mir: „Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich, wenn es nur schicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu dir zu kommen; denn gewiß, mir ist es, als wenn ich des Lichts dieser Augen 5 beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich sehe und zum Guten ermahnen kann.“ Diese Antwort fiel in die Hände meines Meisters, er las sie heimlich und gestand es mir dann mit diesen Worten: „Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Ansehn betrog mich nicht; ein Brief deines Vaters, der ein recht braver 10 Mann sein muß, gibt dir das beste Zeugnis, rechne, als wenn du in deinem Hause und bei deinem Vater seist.“

Ich ging nun, den Gottesacker von Pisa zu besuchen, und fand dort besonders antike Sarkophagen von Marmor und an vielen 15 Orten der Stadt noch mehr Altertümer, an denen ich mich, sobald ich in der Werkstatt frei hatte, beständig übte. Mein Meister faßte darüber große Liebe zu mir, besuchte mich oft auf meiner Kammer und sah mit Freuden, daß ich meine Stunden so gut verwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich sehr zu<sup>1</sup>, arbeitete in Gold und Silber schöne und bedeutende Sachen, die meine Lust, weiter vorwärts zu gehen, immer vermehrten.

Indessen schrieb mir mein Vater auf das liebeichste, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in 25 allen Briefen, daß ich doch das Blasen nicht unterlassen sollte, das er mich mit so großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Lust, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergestalt haßte ich das abscheuliche Blasen; und wirklich, ich glaubte, das Jahr in Pisa im Paradiese zu sein, wo ich niemals Musik machte.

Am Ende des Jahres fand mein Meister Ursache, nach Florenz zu reisen, um einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen; und weil mich in der bösen Luft ein kleines Fieber angewandelt hatte, so ging ich mit ihm nach meiner Vaterstadt, wo ihn mein 30 Vater insgeheim und auf das inständigste bat, mich nicht wieder nach Pisa zu führen.

<sup>1</sup> Ich profitierte viel.

So blieb ich krank zurück und mußte ungefähr zwei Monate das Bette hüten. Mein Vater sorgte für mich mit großer Liebe und sagte immer, es schienen ihm tausend Jahre, bis ich gesund wäre, damit er mich wieder könnte blasen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verstand sich ein wenig auf die Medizin und auf die lateinische Sprache, so 5  
 fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blasen hörte, die größte Bewegung entstand, und er ging ganz bekümmert und mit Tränen von mir. Da ich nun sein großes Herzeleid sah, sagte ich zu einer meiner Schwestern, sie sollte mir eine Flöte 10  
 bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, so machte mir doch dies Instrument, das keine große Anstrengung erfordert, nicht die mindeste Beschwerlichkeit; ich blies mit so glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermutet hereintrat, mich tausendmal segnete und 15  
 mich versicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärtz gewesen, unendlich gewonnen habe: er bat mich, daß ich vorwärts gehen und ein so schönes Talent nicht vernachlässigen solle.

Als ich nun wieder gesund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone<sup>1</sup>, dem Goldschmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterstützte ich meinen Vater und mein Haus. 20

### Drittes Kapitel.

Peter Torrigiani, ein italienischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor beleißigt sich, nach den 25  
 Kartonen von Michelangelo und Leonard da Vinci zu studieren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gefellen namens Tasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung sowie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eiferüchtig über seine Geschicklichkeit. — Streit zwischen ihm und Gerard 30  
 Guasconti. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, kleidet er sich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani<sup>2</sup> hieß. Er hatte sich lange in England aufgehalten 35

<sup>1</sup> Vgl. S. 27, Anmerk. 5. — <sup>2</sup> Lebte 1472—1522 und ist der Schöpfer des bronzenen Grabdenkmals Heinrichs VII. in der Abteikirche zu Westminster.

und besuchte täglich meinen Meister, zu dem er große Freundschaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angesehen hatte, sagte er: „Ich bin zurückgekommen, um so viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit  
5 für meinen König zu machen habe, so will ich mir besonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen. Deine Arbeiten und deine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers als eines Goldschmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, so sollst du bei mir zugleich geschickt und reich werden.“

10 Es war dieser Mann von der schönsten Gestalt und von dem kühnsten Betragen. Er sah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; seine entschiedenen Gebärden, seine klingende Stimme, das Runzeln seiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erschrecken können, und alle Tage sprach er  
15 von seinen Händeln mit den Bestien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarroti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Karton dieses göttlichsten Mannes gemacht hatte.

Dieser Karton war das erste Werk, in welchem Michelagnolo  
20 sein erstaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Konseils im Palast der Signorie bestimmt; sie stellten einige Begebenheiten der Belagerung von Pisa vor, durch welche die Florentiner die Stadt  
25 eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterei unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, so göttlich gemacht, als man sich's nur vorstellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolf vorgestellt, die bei dem heißen Wetter sich im Arno badeten; der Augenblick war  
30 gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird und diese nackten Völker schnell nach den Waffen rennen: so schön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebärden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk gesehen hatte, das auf diesen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; so war auch  
35 die Arbeit des großen Leonard höchst schön und wunderbar. Es hingen diese Kartone, einer in dem Palast der Medicis, einer in dem Saale des Papstes, und solange sie ausgestellt blieben,

waren sie die Schule der Welt.<sup>1</sup> Denn obgleich der göttliche Michelagnolo die große Kapelle des Papstes Julius malte, so erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieses ersten Werks, und sein Talent erhob sich niemals zur Stärke dieser früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und sagte: „Dieser Buonarroti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Masaccio<sup>2</sup> zu studieren, und Buonarroti hatte die Art, alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er sich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst; ich ballte die Faust und schlug ihn so heftig auf die Nase, daß ich Knochen und Knorpel so mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate gewesen wäre, und so habe ich ihn für sein ganzes Leben gezeichnet.“

Diese Worte erregten in mir einen solchen Haß, da ich die Arbeiten dieses unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt, mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder ansehen mochte.

Und so fuhr ich fort, mich nach der schönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menschen um, zu dem ich die größte Freundschaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldschmied und der Sohn des trefflichen Malers Filippo di Fra Filippo<sup>3</sup>. Wir liebten uns so sehr, daß wir uns weder tags noch nachts trennen konnten; sein Haus war voller schöner Studien, die sein Vater nach den römischen Altertümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von diesen Dingen war ich ganz hingerissen, und fast zwei Jahre arbeiteten wir zusammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber, so groß wie eine kleine Kindshand; sie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man sie damals zu tragen pflegte. Es war auf demselben nach antiker Art eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu sehen. Ich machte diese Arbeit

<sup>1</sup> Vgl. Anhang IV. — <sup>2</sup> Die von dem Maler Masaccio ausgeschmückte Kapelle der Brancacci, an der sich viele Künstler jener Zeit gebildet haben. — <sup>3</sup> Francesco, Sohn des Florentiner Malers Filippino Lippi (1457 — 1504).

in der Werkstatt eines Francesco Salimbeni, und die Gilde der Goldschmiede, der sie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geschicktesten Gesellen.

Zu der Zeit entzweite ich mich wieder mit meinem Vater über das Blasen; und ein gewisser Holzschneider, den man Tasso<sup>1</sup> nannte, hatte sich auch mit seiner Mutter überworfen. Ich sagte zu ihm: „Wenn du nur der Mensch wärst, anstatt vieler Worte etwas zu unternehmen!“ Er antwortete mir: „Hätte ich nur so viel Geld, um nach Rom zu kommen, so wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armselige Werkstatt zu verschließen.“ Darauf sagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, so hätte ich so viel bei mir, als wir beide bis Rom brauchen.

Da wir so im Gehen zusammen sprachen, fanden wir uns unvermutet am Tore St. Peter Gattolini<sup>2</sup>. Darauf sagte ich: „Mein Tasso, das ist göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dies Tor gekommen sind! Nun, da ich hier bin, ist mir's, als wenn ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte.“ Wir gingen weiter und sprachen zusammen: was werden unsere Alten diesen Abend sagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unsere Schurzelle auf den Rücken und gingen stillschweigend bis nach Siena.

Tasso hatte sich wund gegangen, wollte nicht weiter und bat mich, daß ich ihm Geld borgen sollte, um wieder zurückzu-  
 25 kehren; ich antwortete: „Daran hättest du denken sollen, ehe du von Hause wegingst, ich habe nur noch so viel, um nach Rom zu kommen; kannst du zu Fuße nicht fort, so ist da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und du hast keine weitere Entschuldigung.“ Ich mietete das Pferd, und da er mir nicht  
 30 antwortete, ritt ich gegen das römische Tor zu. Als er mich entschlossen sah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Tore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und sagte zu ihm: „Was würden morgen unsere Freunde von uns sagen, wenn wir den Entschluß, nach Rom zu gehen, nicht

<sup>1</sup> Giovanbattista, genannt Tasso (1500—1555), wurde später ein angesehener Holzschnitzer und Architekt am Hof des Herzogs Cosimo de' Medici. —

<sup>2</sup> Jetzt Porta Romana.

weiter als Siena hätten festhalten können?“ Er gab mir recht, und weil er ein froher Mensch war, fing er an zu lachen und zu singen, und so kamen wir immer lachend und singend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert und begab mich gleich in die Werkstatt eines Meisters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchst geschickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schlosses, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm außerordentlich, und er sagte zu einem Florentiner Gesellen, der schon einige Jahre bei ihm stand: „Das ist ein Florentiner, der's versteht, und du bist einer von denen, die's nicht verstehen.“ Ich erkannte darauf den Menschen und wollte ihn grüßen, denn wir hatten ehemals oft miteinander gezeichnet und waren viel miteinander umgegangen; er aber, höchst mißvergnügt über die Worte seines Meisters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wissen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: „O Gianotto! ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zusammen gezeichnet, auf dessen Landhaus ich gegessen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugnis nicht bei diesem braven Manne, deinem Meister, und hoffe, daß meine Hände ohne deinen Beistand beweisen sollen, wer ich bin.“ Hierauf wendete sich Firenzuola, der ein lebhafter und wackerer Mann war, zu seinem Gesellen und sagte: „Schlechter Mensch! schämst du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten so zu begegnen!“ Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er sich zu mir und sagte: „Komm herein und tue, wie du gesagt hast, deine Hände mögen sprechen, wer du bist.“ Und sogleich gab er mir eine schöne Silberarbeit für einen Kardinal zu machen.

Es war ein Kästchen nach dem porphyrynen Sarg vor der Thüre der Rotonde<sup>1</sup>. Was ich von dem Meinen dazu tat, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge schöner kleiner Masken erfreuten meinen Meister höchlich, der das Werk überall zeigte und sich rühmte, daß ein solches aus seiner Werkstatt ausgegangen sei. Das Kästchen war ungefähr eine halbe Elle groß und eingerichtet, das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erster Verdienst in Rom. Einen Teil schickte

<sup>1</sup> Pantheon.

ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indessen ich nach den Altertümern studierte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genötigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Tasso aber, mein Geselle, kehrte bald nach Florenz zurück.

5 Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Lust an, zu einem andern Meister zu gehen. Ein gewisser Mailänder, Paul Arfago, hatte mich an sich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an und sagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meisters  
10 an und versetzte, daß ich frei geboren sei und auch frei leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er sich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges herauszuzahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid täte. Auch mein neuer Meister  
15 sagte ungefähr dasselbe und versicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm sein werde, wenn ich zu meinem ersten Meister zurückginge. Auf das sagte ich: ich wollte niemanden schaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir selbst und niemand anders ange-  
20 hören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

„Ich habe nichts mehr mit dir zu tun“, versetzte Firenzuola, „du sollst mir nicht mehr unter die Augen kommen!“ Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir spöttisch antwortete. Aber ich versetzte: „Hab' ich Stahl und Eisen gebraucht, um  
25 deine Arbeiten zu machen, so sollen sie mir auch zu meinem Lohn verhelfen.“ Als ich so sprach, blieb ein alter Mann am Boden stehen, der Meister Antonio von St. Marino hieß, der erste, der vortrefflichste Goldschmied von Rom und Meister des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir recht und  
30 verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen solle.

Man stritt sich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit besserer Fechter als Goldschmied, wollte nicht nachgeben, doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Festigkeit verschaffte mir  
35 Freundschaft. Er bat mich sogar, bei ihm Gevatter zu stehn.

Unter meinem neuen Meister verdiente ich genug und schickte den größten Teil meinem guten Vater. Dessenungeachtet lag

dieser mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwei Jahren tat ich ihm seinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel und suchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Filippo, und ob mir gleich das verwünschte Blasen viel Zeit verdarb, so unter- 5  
ließ ich doch nicht, gewisse Stunden des Tags und der Nacht zu studieren.

Ich machte damals ein silbernes Herzschoß; so nannte man einen Gürtel, drei Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten. Er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige 10  
runde Figuren dazwischen, und ob ich gleich äußerst schlecht bezahlt ward, so war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unschätzbar.

Indessen hatte ich bei verschiedenen Meistern gearbeitet und sehr wohlbedenkende Männer, wie zum Beispiel Marcone, darunter 15  
gefunden. Andere hatten einen sehr guten Namen und bevorzugen<sup>1</sup>, mich aufs äußerste. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor diesen Räubern. Als ich nun fortfuhr, zu arbeiten und zu gewinnen, besonders da ein Meister, Sogliani genannt, freundlich seine Werkstatt mit mir 20  
theilte, waren jene gehässigen Leute neidisch, und da sie drei große Werkstätten und viel zu tun hatten, drückten sie mich auf alle mögliche Weise. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und sagte: es sollte ihnen genug sein, daß sie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und 25  
schwuren, ich sollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich schelten und gegen mich groß thun; dagegen sagte ich: sie möchten sich's selbst zuschreiben, 30  
denn ich hätte von ihren Handlungen gesprochen, wie sie wären.

Indessen, da ich so sprach, paßte ein Bettler, den sie wahrscheinlich angestiftet hatten, heimtückisch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und schob mir den Korb so 35  
auf den Leib, daß mir sehr wehe geschah. Schnell kehrte ich mich

<sup>1</sup> übervorteilten.

um, sah, daß er lachte, und schlug ihn mit der Faust so tüchtig auf den Schlaf, daß er für tot zur Erden fiel; dann rief ich seinen Bettern zu: „So behandelt man feige Spitzbuben Cures-  
 5 mich zu fallen, zog ich in der Wut ein Messer und rief: „Rümt einer zum Taden heraus, so laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt soll hier nichts zu tun kriegen.“ Sie erschrafen hierüber so sehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Vater und Söhne zu dem Collegio  
 10 der Achte und klagten, ich habe sie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört sei. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, sowohl weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren schon zu Hause einzeln durch meine  
 15 Gegner eingenommen waren, welches ich als ein unerfahrener Knabe veräumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich sagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte und deshalb  
 20 keinen so heftigen Auspußer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stufa, der von den Achten war, das Wort „Ohrfeige“ aussprechen, so rief er: „Keine Ohr-  
 feige, einen Faustschlag hast du ihm gegeben!“ Er zog darauf die Glocke, schickte uns alle hinaus und sprach, wie ich nachher  
 25 vernahm, zu meinen Gunsten. „Betrachtet“, sagte er, „ihr Herren! die Einfalt dieses armen Menschen, er klagt sich an, eine Ohrfeige gegeben zu haben, da seine Gegner nur von einem Faustschlag reden. Eine Ohrfeige auf dem neuen Markt kostet fünf-  
 undzwanzig Scudi, ein Faustschlag wenig oder nichts. Er ist  
 30 ein braver Junge und erhält sein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel solche in unserer Stadt!“

Es waren aber einige unter den Kottappen<sup>1</sup>, durch Bitten und falsche Vorstellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedies von ihrer Partei, die mich gern ins Gefängnis geschickt und

<sup>1</sup> Nicht Kottappen, sondern Kapuzenmänner. Gemeint sind die Parteigänger Savonarolas, die sich durch eine besondere Tracht kenntlich machten. Vgl. Buch 2, Kapitel 10.

mir eine starke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzi-  
 valle<sup>1</sup> gewann die Oberhand und verurtheilte mich, vier Maß  
 Mehl als Almosen in ein Kloster zu geben. Man ließ uns  
 wieder hereinkommen; er verbot mir bei Strafe ihrer Ungnade,  
 nicht zu reden und meine Buße sogleich zu erlegen. Sie wieder- 5  
 holten ihren derben Verweis und schickten uns zum Aktuaris;  
 ich aber murmelte immer vor mich hin: „Ohrfeige! keinen Faust-  
 schlag!“ so daß die Achte über mich lachen mußten. Der Aktua-  
 rius befahl uns, daß wir einander Bürgschaft leisten sollten<sup>2</sup>,  
 so gingen die andern frei aus, und mich allein verdammten sie 10  
 in die vier Maß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit  
 schien. Ich schickte nach einem Better, der sich für mich ver-  
 bürgen sollte, er aber wollte nicht kommen; darüber wurd' ich  
 ganz rasend und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie sehr  
 dieser Mann meinem Hause verbunden sei. Ich faßte mich in 15  
 meiner Wut so gut ich konnte und wartete, bis das Kollegium  
 der Achte zu Tische ging. Da ich nun allein war und niemand  
 von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, sprang ich wütend  
 aus dem Palast, lief nach meiner Werkstatt, ergriff einen Dolch  
 und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beim Essen 20  
 fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich  
 her, ich stieß ihm aber den Dolch nach der Brust und durch-  
 bohrte Rock und Weste; sonst geschah ihm kein Leid, ob ich gleich  
 dachte, er wäre schwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig  
 Geräusch in den Kleidern machte und er vor Schrecken zur Erde 25  
 fiel. „Verräter!“ rief ich aus, „heute sollt ihr alle sterben!“

Vater, Mutter und Schwester glaubten, der Jüngste Tag  
 sei gekommen; sie warfen sich auf die Knie und flehten schreiend  
 um Barmherzigkeit. Da sie sich nicht gegen mich verteidigten  
 und der andere für tot auf der Erde lag, schien es mir niedrig, sie 30  
 zu verlegen. Wütend sprang ich die Stiegen hinunter und fand  
 auf der Straße die ganze Sippchaft beisammen. Mehr als  
 zwölfte waren herbeigelaufen; einer hatte einen eisernen Stab,  
 der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke;  
 ich fuhr unter sie hinein wie ein wütender Stier und warf vier 35

<sup>1</sup> Dieser gehörte zur Partei der Medici. — <sup>2</sup> Urfehde schwören sollten.

oder fünfse nieder, ich stürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen diesen, bald gegen jenen. Die, welche noch standen, schlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden taten. Nur blieb ihnen meine Mütze  
 5 zurück, auf die sie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuschlugen; dann wollten sie nach ihren Verwundeten und Toten sehen, aber es war niemand beschädigt.

Ich ging in das Kloster St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexius Strozzi, dem ich mich empfahl,  
 10 ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater sagte zu mir: ich sollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Übel in der Welt angestellt hätte, wäre ich doch in seiner Kammer vollkommen sicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten sich die  
 15 Achte außerordentlich versammelt, sie ließen einen schrecklichen Bann ausgehen und drohten dem die größten Strafen, der mich verbürge oder von meinem Aufenthalt wisse, ohne Ansehn des Orts und der Person. Mein betrübler armer Vater kam zu den Achten hinein, warf sich auf die Knie und bat um Barmherzigkeit; da stand einer von ihnen auf und schüttelte die Quaste seines Käppchens<sup>1</sup> und sagte unter andern beleidigenden Worten zu meinem Vater: „Hebe dich weg und mache, daß du fort-  
 20 kömmt! Morgen des Tags soll er seinen Lohn empfangen.“ Mein Vater antwortete: „Was Gottes Wille ist, werdet Ihr tun und nicht mehr.“ Aber der andere sagte darauf: „Das wird Gottes Wille sein.“ Mein Vater versetzte dagegen: „Es ist  
 25 mein Trost, daß Ihr das gewiß nicht wißt.“

Er kam sogleich, mich aufzusuchen, mit einem jungen Menschen von meinem Alter, der Peter Bardi hieß; wir liebten uns  
 30 als leibliche Brüder. Dieser hatte unter seinem Mantel einen trefflichen Degen und das schönste Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen sei, dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, segnete mich von Herzen und sagte: „Die Macht Gottes stehe dir bei!“ Und so reichte  
 35 er mir Degen und Waffen und half mir mit eignen Händen

<sup>1</sup> Den Zipfel seiner Kapuze.

sie anlegen. Dann fuhr er fort: „Lieber Sohn! mit diesen in der Hand leb' oder stirb.“

Peter Landi hörte indessen nicht auf zu weinen und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfangen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geistlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloster und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hause einen Freund, entmönchte mich sogleich und ward wieder Mann. Wir bestiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen sei, hatte derselbe eine unendliche Freude und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn so angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und sagte: „Seht, Antonio, Gott wußte besser als Ihr, was aus meinem Sohne werden sollte.“ Jener antwortete: „Er soll uns nur wieder unter die Hände kommen!“ — „Indes“, versetzte mein Vater, „will ich Gott danken, der ihn diesmal glücklich errettet hat.“

In Siena erwartete ich die ordinäre römische Post und verdingung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Kurier, der den neuerwählten Papst Clemens ankündigte. (1523.)

### Viertes Kapitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame, Porzia Chigi, höchlich aufgemuntert. — Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er bläst vor Papst Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldschmied und Musikus, in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanca gibt ihm auf die Empfehlung des Franziskus Penni, Schülers von Raffael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkstatt des Meister Santi, der verstorben war, und dessen Sohn das Gewerbe fortsetzte, nicht selbst arbeitete, sondern alles durch einen jungen Menschen besorgen ließ, der sich Lucagnolo von Jesi nannte. Er war Sohn eines mailändischen Bauern und hatte von Jugend auf

bei Meister Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieser junge Mensch arbeitete besser als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und solche Dinge.

5 Ich übernahm für den Bischof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; sie wurden sehr reich gearbeitet, wie es für solche Werke gehört. Ein Schüler Raffaels, Johann Franziskus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Bischofs, setzte mich bei ihm  
10 in Gunst, man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derselbigen Zeit ging ich an Festtagen manchmal in die Kapelle des Michelagnolo<sup>1</sup> und manchmal in das Haus des Augustin Ghigi von Siena<sup>2</sup>, um zu zeichnen. Hier waren die  
15 schönsten Arbeiten von der Hand des vortrefflichen Malers Raffael von Urbino. Gismondo Ghigi, der Bruder, wohnte dafelbst. Sie waren stolz darauf, wenn junge Leute meinesgleichen bei ihnen zu studieren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche sehr angenehm und äußerst schön war, hatte mich oft in  
20 ihrem Hause gesehen; sie trat eines Tages zu mir, besah meine Zeichnungen und fragte: ob ich Maler oder Bildhauer sei? Ich antwortete ihr: ich sei ein Goldschmied; worauf sie versetzte, daß ich zu gut für einen Goldschmied zeichnete. Sie ließ sich durch  
25 ihr Kammermädchen eine Lilie von schönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich sie schätzen sollte. Ich schätzte sie auf 800 Scudi<sup>3</sup>; sie sagte, ich habe es getroffen, und fragte, ob ich Lust hätte, sie recht gut umzufassen? Ich versicherte, daß ich es mit Freuden tun würde und machte  
30 auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um desto besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere schöne, edle Römerin aus dem Hause herunter und fragte ihre Freundin, was sie da mache? Porzia antwortete lächelnd: „Ich sehe die-  
35 sem wackern jungen Menschen mit Vergnügen zu, der so schön

<sup>1</sup> Sixtinische Kapelle im Vatikan. — <sup>2</sup> Ein reicher Bankier und Kunstliebhaber. — <sup>3</sup> Taler.

als gut ist.“ Ich ward rot und versetzte halb verschämt und halb mutig: „Wie ich auch sei, bin ich bereit, Euch zu dienen.“ Die schöne Frau errötete auch ein wenig und sagte: „Du weißt, daß ich deine Dienste verlange.“ Sie gab mir die Silie und zwanzig Goldgulden, die sie in der Tasche hatte. „Fasse mir die Steine nach deiner Zeichnung“, sagte sie, „und bringe mir das alte Gold zurück.“ Ihre Freundin sagte darauf: „Wenn ich in dem jungen Menschen stäke, so ging ich in Gottes Namen durch.“ Porzia antwortete: „Solche Talente sind selten mit Lastern verbunden, er wird das Ansehen eines braven Jünglings nicht zu schanden machen.“ Sie nahm ihre Freundin bei der Hand, und, indem sie sich umwendete, sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: „Lebe wohl, Benvenuto!“

Ich vollendete noch erst meine Zeichnung, die ich nach Raffaels Jupiter<sup>1</sup> angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden sollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich so sehr lobten und mir so artig begegneten, daß ich kühn genug war, zu versprechen, die Arbeit solle doppelt so schön als das Modell werden. So machte ich mich daran und endigte das Werk in zwölf Tagen; zwar wieder in Gestalt einer Silie, aber mit so viel Masken, Kindern und Tieren gezieret und so sorgfältig emailliert, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Wert erhielten.

Indessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte, es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten wie die meine nicht alle Tage kämen, und daß man damit ebensoviele Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: „Wir wollen sehen! Ich habe dieses Gefäß zugleich mit dir angefangen und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beide gewinnen.“ Ich sagte, es würde mich freuen, mit einem so geschickten Manne in die Wette zu arbeiten, und so bückten wir ein wenig verdrießlich unsere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beide so fleißig daran, daß in zehn

<sup>1</sup> Eine Figur aus Raffaels Amor und Psyche in der Farnesina, damals Palaß des Agostino Chigi.

Tagen ungefähr jeder mit aller Kunst und Reinlichkeit sein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo sollte dem Papst Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hineinzuwerten, überhaupt mehr zur Pracht als zur Notwendigkeit. Es war mit zwei schönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, so großen als kleinen, und mit den schönsten Blättern; alles von solcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünschen konnte. Ich versicherte, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, sagte aber: „Den Unterschied werden wir bald sehen.“ Er trug sein Gefäß zum Papst und ward nach dem Maßstab dieser großen Arbeiten bezahlt: indessen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Bewunderung versicherte, daß ich mein Versprechen weit übertroffen habe; ich sollte für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn sie glaube nicht, mich belohnen zu können, auch wenn sie imstande wäre, mir ein Landgut zu schenken. Ich versetzte, meine größte Belohnung sei ihr Beifall, ich verlange nichts weiter, und so wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia sagte darauf zu ihrer Freundin: „Sehet, wie sich in Gesellschaft seiner Talente auch die Tugenden befinden!“ Und so schienen beide Frauen verwundert zu sein. Darauf sagte Porzia: „Du hast wohl sagen hören: ,wenn der Arme dem Reichen schenkt, so lacht der Teufel!‘“ Ich versetzte, der Böse habe Verdruß genug, diesmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und sie riefen mir nach: er solle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkstatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und sagte: „Daß nun einmal deinen Verdienst neben dem meinigen sehen.“ Ich ersuchte ihn, bis auf den nächsten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit so brav wie er in der seinigen gehalten hätte, auch in Absicht der Belohnung nicht mit Schanden zu bestehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeister der Frau Porzia, rief mich aus der Werkstatt und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, sagte er, daß der Teufel sich gar zu lustig machen

sollte; doch sei das, was sie mir schickte, weder mein ganzes Ver-  
 dienst, noch die ganze Belohnung. Er setzte noch mehr freund-  
 liche Worte hinzu, wie eine solche vortreffliche Dame sich aus-  
 drückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der  
 seinigen zu vergleichen und brachte diese, sobald ich zurückkam, 5  
 in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die,  
 auf die Entscheidung des Streits neugierig, herbeigekommen  
 waren, hervor, lachte verächtlich, sagte drei- oder viermal: „Au!“  
 und goß mit vielem Lärm sein Geld auf die Tafel aus. Es  
 waren fünfundzwanzig Scudi in Münze. Mich hatten sein Ge- 10  
 schrei, seine Blicke, die Späße und das Gelächter der Umstehen-  
 den ein wenig irre gemacht, ich schielte nur in meine Hülse hin-  
 ein, und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich am  
 andern Ende der Tafel mit niedergeschlagenen Augen und ohne  
 Geräusch mit beiden Händen meine Rolle stark in die Höhe 15  
 und ließ das Geld wie aus einem Mühltrichter auf den Tisch  
 laufen. Da sprangen noch die Hälfte soviel Stücke als bei ihm  
 hervor, und alle Augen, die mich erst mit einiger Verachtung  
 angeblickt hatten, wendeten sich auf ihn. Man rief: „Hier sieht's  
 viel besser aus; hier sind Goldstücke und die Hälfte mehr.“ 20

Ich dachte, er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle  
 umkommen, und ob er gleich als Meister den dritten Teil mei-  
 nes Verdienstes erhielt, so kannte er sich doch nicht vor Bosheit.  
 Auch ich war verdrießlich und sagte: jeder Vogel sänge nach  
 seiner Weise. Er versuchte darauf seine Kunst und den, der sie 25  
 ihn gelehrt hatte, und schwur, er wolle keine großen Arbeiten  
 mehr machen, sondern sich auf solche Dumpereien legen, da sie  
 so gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es  
 immer versuchen, doch ich sagte ihm voraus: seine Arbeiten wollte  
 ich wohl auch machen, aber diese Dumpereien würden ihm nicht 30  
 gelingen. So ging ich erzürnt weg und schwur, ich wollte es  
 ihm schon zeigen. Die Umstehenden gaben ihm laut unrecht  
 und schalteten ihn, wie er's verdiente; von mir aber sprachen sie,  
 wie ich mich erwiesen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken und 35  
 sagte, daß sie, gerade umgekehrt, anstatt dem Teufel Gelegenheit  
 zum Lachen zu geben, Ursache wäre, daß er nochmals Gott ver-

leugnete. Wir lachten freundlich zusammen, und sie bestellte bei mir noch mehr gute und schöne Arbeiten.

Zu derselben Zeit verschaffte mir Franz Penni abermals Arbeit beim Bischof von Salamanca. Dieser Herr wollte zwei große  
 5 Wasserkeffel von gleicher Größe auf die Kredenztische haben; den einen sollte ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bei solchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in seiner Werkstatt gegeben;  
 10 dabei überschlug ich mein Geld und schickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, dessen Söhne sich sehr schlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn sein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden,  
 15 wie er es denn mir auch gleich mit Freuden schrieb und mich dabei um Gottes willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blasen und das schöne Talent, das er mich mit so vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachlässigen sollte. Ich nahm mir vor, ihm noch  
 20 vor seinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut sollte blasen hören, in Betrachtung, daß ja Gott selbst, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indessen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inständiges  
 25 Bitten meiner Freunde halb wider Willen zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines römischen Bürgers, der von seinen Einkünften lebte. Paulin war so glücklich geboren, der ehrbarste und schönste Knabe, den ich im Leben gesehen hatte; sein gutes Wesen, sein angenehmes Betragen, seine unendliche  
 30 Schönheit, seine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Ursachen, daß ich so große Liebe für ihn empfand, als die Brust eines Menschen fassen kann. Diese lebhafteste Neigung bewog mich, um dieses herrliche Gesicht, das von Natur ernsthaft und traurig war, erheitert zu sehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu  
 35 nehmen. Denn wenn er mich hörte, so lächelte er so schön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln wunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels

erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, so würde er die Menschen ganz außer sich gebracht haben. Er hatte eine Schwester, die so schön war wie er und Faustina hieß; der Vater führte mich oft in seinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu seinem Schwiegersohn gehabt hätte; durch diese Veranlassung blies ich mehr als gewöhnlich. 5

Um diese Zeit ließ mich ein gewisser Jakob von Cesena, ein trefflicher Musiker, der bei dem Papste in Diensten war, fragen, ob ich ihnen am ersten August<sup>1</sup> helfen und den Sopran blasen wollte; sie hätten auf diesen Tag die schönsten Stücke zu des 10 Papstes Tafelmusik ausgesucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein schönes angefangenes Gefäß zu endigen, so reizte mich doch die Musik als eine wunderbare Sache an sich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Gesellschaft zu 15 sein. Acht Tage vorher probierten wir täglich zwei Stunden und gingen sodann am Festtage ins Belvedere<sup>2</sup> und bliesen bei Tafel die geübten Motetten, so daß der Papst sagte, er habe keine angenehmere Musik gehört. Er rief jenen Jakob von Cesena zu sich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen so guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich sei. Als er meinen Namen erfuhr, sagte er: „Ist das ein Sohn des Meister Johannes? den will ich in meine Dienste haben!“ Jakob ver- 20 setzte: „Er wird schwer zu bereden sein, denn er ist ein Goldschmied, sehr fleißig bei seiner Kunst, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Musik nicht tun würde.“ — „Desto besser“, versetzte der Papst, „daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete; er soll seine Besoldung wie die übrigen empfangen und mir dienen; in seiner andern Profession will ich ihm auch schon zu arbeiten geben.“ Darauf reichte ihm der Papst 30 ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu verteilen. Jakob wiederholte uns des Papstes Rede und teilte das Geld unter uns achte. Als er mir meinen Teil gab, sagte er: „Ich will dich in unsere Zahl einschreiben lassen.“ Ich verlangte Besendzeit bis morgen. 35

<sup>1</sup> In diesem Tag wurde in Rom ein Fest zum Gedächtniß des Kaisers Augustus gefeiert. -- <sup>2</sup> Ein Theil des Vaticans.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen sollte; denn ich sah wohl, welchen Schaden meine Kunst darunter leiden würde. Die folgende Nacht erschien mir mein Vater im Traume und bat mich mit den liebevollsten  
 5 Tränen, daß ich um Gott und feinetwillen doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weise tun könne; schnell erschreckte mich seine fürchterliche Gestalt, er drohte mir mit seinem Fluch, wenn ich es ausschlüge, und versprach mir, wenn ich gehorchte, seinen ewigen  
 10 Segen. Kaum war ich erwacht, so lief ich, mich einschreiben zu lassen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er schrieb mir, daß auch er beinahe dasselbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß  
 15 mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müsse.

Inzwischen arbeitete ich mit großer Sorgfalt, das angefangene Gefäß für den Bischof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, sehr reich, aber schwer zu befriedigen; er schickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward,  
 20 wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wütend und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen und sie durch einen andern endigen lassen. Daran war denn doch das verdammte Blasen schuld, denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, so daß ich dem Bischof das Gefäß wenigstens  
 25 zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht besser; denn nun ward erst seine Lust so groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drei Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit so viel  
 30 schönen Tieren, Laubwerk und Masken, als man sich vorstellen kann. Sogleich schickte ich es durch meinen Paulin zu Luca-gnolo, dem der Knabe mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit sagte: „Hier schickt Euch Venvenuto sein Versprechen und seine H\*\*\*\*eien, er hofft von Euch bald auch Eure Lumpereien zu sehen.“ Luca-gnolo nahm das Gefäß in die Hand, und, nachdem er es lang  
 35 genug betrachtet hatte, sagte er zu Paulin: „Schöner Knabe, sage deinem Herrn, daß er ein trefflicher Mann ist, er soll mein Freund sein und das übrige auf sich beruhen lassen.“ Der gute

Knabe brachte mir freudig die Botschaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geschätzt werden sollte. Lucagnolo kam dazu, seine Schätzung war ehrenvoll, und sein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefäß und sagte in spanischer Manier: „Bei 5  
Gott, er soll so lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten lassen.“ Hierüber ward ich äußerst verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien und jeden, der dem Volke wohl wollte.

Unter andern Zieraten daran war ein Henkel von Einem 10  
Stücke, auf das zarteste gearbeitet, der durch Hülfe einer gewissen Stahlfeder grade über der Öffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Bischof mit großer Zufriedenheit einigen seiner Spanier dieses Gefäß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinste umgegangen sein; 15  
die zarte Feder konnte seiner häuerischen Gewalt nicht widerstehen, und der Henkel brach ab. Der Bischof war schon weggegangen, und der Edelmann, äußerst erschrocken, bat den Mundschenken, er möchte doch geschwind das Gefäß zum Meister tragen, damit es schnell wiederhergestellt würde, es möchte 20  
kosten, was es wollte. So kam mir dies Gefäß wieder in die Hände; ich versprach es schnell zu ergänzen und tat es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es schon fertig. Nun kam der Mundschenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es 25  
nochmals verlangt; um es andern Gästen zu zeigen. Der Mundschenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: „Nur schnell! schnell das Gefäß her!“ Ich, der ich keine Lust hatte, es herauszugeben, sagte nur: „Ich habe keine Eile.“

Er kam darüber in solche Wut, daß er mit der einen Hand 30  
nach dem Degen griff und mit der andern gewaltfam in die Werkstatt eindringen wollte. Ich widersetzte mich ihm mit den Waffen in der Hand und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. „Ich geb' es nicht heraus!“ rief ich, „geh', sage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder 35  
aus meinem Laden kömmt.“ Da er sah, daß sein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt,

und versprach, wenn ich es herausgäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorsatz nicht, und da ich ihm immer dasselbe antwortete, verzweifelte er endlich und schwur mit so viel Spaniern wiederzukommen, 5 daß sie mich in Stücken hauen sollten, und so lief er fort. Da ich sie nun wohl solcher Mordtat fähig hielte, setzte ich mir vor, mich lebhaft zu verteidigen, nahm meine Jagdbüchse zur Hand und dachte: „Wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, so kann ich ja wohl das Leben daran wagen.“ Da 10 ich so mit mir zu Räte ging, erschienen viele Spanier mit dem Haushofmeister, der auf ungestüme spanische Weise befahl, sie sollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchse mit gespanntem Hahn und schrie mit lauter Stimme: „Nichtswürdige Verräter und Meuchelmörder, stürmt man so 15 die Häuser und Läden in Rom? So viel sich von euch Spitzbuben dieser Tür nähern, so viel will ich mit der Büchse tot hinstrecken.“ Ich zielte sogleich nach dem Haushofmeister und rief: „Du Erzschelm, der du sie anstiftest, sollst mir zuerst sterben.“ Schnell gab er seinem Pferd die Sporen und floh mit 20 verhängtem Zügel davon.

Über diesem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige römische Edelleute, welche eben vorbeingingen, sagten zu mir: „Schlag' die Hunde nur tot, wir wollen dir 25 helfen.“ Diese kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, sie sahen sich genötigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umständen zu erzählen. Der stolze Mann machte seine Bedienten und Offizianten heftig herunter, teils weil sie einen solchen Erzeß begangen, teils weil sie den Handel, den sie einmal angefangen hatten, nicht besser durchsetzten.

30 Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu, und Monsignor sagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß, wenn ich ihm das Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren das größte Stück sein, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, so sollte ich die Zah- 35 lung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs und ließ ihm wissen, daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde. Indeß waren wir beide kälter geworden, einige römische

Edelleute schlugen sich ins Mittel und verbürgten sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; so kam ich in das Haus des Bischofs, der sein ganzes Gefinde hatte auftreten lassen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war, als wenn ich durch den Tierkreis zu gehen hätte: einer sah aus wie der Löwe, einer wie der Skorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen selbst kamen; der sprudelte äußerst pfäffische und überspanische Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzusehen, und antwortete nicht: darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich sollte quittieren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden sei. Darauf hob ich den Kopf und sagte zu ihm: ich würde es gerne tun, wenn ich nur erst mein Geld hätte. Der Bischof ereiferte sich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu schreiben; endlich zahlte man mir erst das Geld, dann schrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papst Clemens vernahm die Geschichte und freute sich sehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit, gezeigt, und nun sagte er öffentlich, daß er mir sehr wohl wollte, so daß Monsignor Salamanca sein übles Betragen bereute und, um mich wieder anzuförnen<sup>1</sup>, mir durch Franz Benni sagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich sie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch diese Worte kamen zu den Ohren des Papstes, der herzlich darüber lachte. Kardinal Cibo<sup>2</sup> war eben gegenwärtig, dem der Papst die Händel zwischen mir und Salamanca erzählte; dann wandte er sich zu seinen Leuten und befahl, daß man mir immer sollte für den Palast zu tun geben. Kardinal Cibo selbst schickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes gesagt hatte, bestellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Kardinäle Cornaro und besonders Ridolfi und Salviati<sup>3</sup> vieles zu verdienen.

<sup>1</sup> Anzulocken. — <sup>2</sup> Der Neffe des verstorbenen Papstes Leo X. — <sup>3</sup> Der erstere aus Venedig, die beiden anderen verwandt mit dem Hause Medici und ebenfalls Neffen Leos.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich selbst eine Werkstatt eröffnen sollte: ich folgte ihr und fuhr fort, für diese treffliche Frau zu arbeiten; und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

5 Ich gewann die Freundschaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war; für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen  
10 lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meister schätzten sie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

### Fünftes Kapitel.

15 Der Autor findet Händel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Kardinalsiegel nach Art des Laurentio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studiert dort nach den architektonischen Zieraten. — Geschichte des Herrn Jakob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Vasen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz  
20 vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wöchentlich zu vergnügen. — Unangenehme Beschreibung eines dieser Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

25 Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unsers Patrons St. Johann<sup>1</sup> aßen viele Florentiner zusammen von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Rosso der Maler<sup>2</sup> und Penni, Raffaels Schüler, dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht, wenn viele  
30 Männer beisammen sind, die sich eines gemeinsamen Festes er-

<sup>1</sup> 24. Juni. Johannes ist der Stadttheilige von Florenz. — <sup>2</sup> Giovanni Battista de' Rossi stand unter dem Einfluß Michelangelos und arbeitete zumeist in Florenz und Rom, seit 1532 in Paris und Fontainebleau im Auftrage Franz' I.

freuen. Zufällig ging ein tollköpfiger junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß und Soldat unter Rienzo da Ceri<sup>1</sup> war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die florentinische Nation. Ich hielt mich für den Anführer so vieler geschickten und braven Leute und konnte das nicht hin- 5 gehen lassen; still und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und, um sie zum Tachen zu bringen, setzte er sein albernes Geschwätze fort. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche sei, der schlecht von der florentinischen Nation spreche? Er antwortete schnell: 10 „Ich bin's!“ Drauf schlug ich ihn ins Gesicht und sagte: „Das bin ich!“ und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich viele dazwischenlegten und, da sie die Sache vernahmen, mir recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm 15 gestellt, ich nahm sie freudig an und sagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilacqua hieß; er hatte den Ruf, der erste Degen von Italien gewesen zu sein, denn er hatte sich wohl zwanzigmal geschlagen und war immer 20 mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunst und hatte mir schon bei fürchterlichen Händeln beigegeben. Er pflegte zu sagen: „Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu tun hättest, so bin ich gewiß, du würdest 25 mit Ehren bestehen: denn so viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen sehen.“ So nahm er teil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um 30 von meiner Kunst zu reden, um derentwillen ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zuviel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich mit einem löblichen Wettseifer die Art und Kunst des Lucagnolo zu übertreffen suchte und dabei die Geschäfte eines Juweliers nicht verjäumte; ebenso bemühte ich 35

<sup>1</sup> Ein Condottiere in französischem Sold.

mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer mit Namen Lautizio, der nur Eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Kardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scudi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio nichts zu machen als nur diese Siegel. Ich aber befließigte mich nebst andern Arbeiten auch dieser und, so schwer ich sie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand sich in Rom ein anderer trefflicher Künstler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradoffo; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieser Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Kreuzfize, einen Palm<sup>1</sup> groß, von dem zartesten Goldblech auf das vortrefflichste gearbeitet, und ich wünschte ihn mehr als jemanden zu erreichen. Überdies fanden sich andere Meister, welche Stahlstempel, wodurch man die schönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle diese verschiedenen Arbeiten übernahm ich und suchte sie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die schöne Kunst des Emaillierens ließ ich mir gleichfalls angelegen sein und nahm mir darin einen unserer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals persönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat sich, daß ich wüßte, seiner göttlichen Arbeit genähert. Auch diese schweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man sein Werk und die Frucht seines Fleißes zuletzt dem Feuer überlassen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen ansah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichste Gabe, eine so gute und wohl-

<sup>1</sup> Eine Handspanne. — Friedensbilder sind sogenannte Ruftäfelchen, die man dem Geistlichen während des Agnus Dei darreichte. Sie waren kostbar gearbeitet und enthielten meist Reliquien.

proportionierte Komplexion gegeben, daß ich damit frei alles, was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in diesen so ganz verschiedenen Professionen geleistet habe, werde ich an seinem Orte anzeigen.

Zu dieser Zeit, ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahr alt, wütete in Rom eine pestilenzialische Krankheit<sup>1</sup>, viele Tausende starben jeden Tag, und, dadurch geschreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewissen Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Festtagen ging ich gewöhnlich nach Altertümern aus und studierte nach ihnen, entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil sich nun viele schöne Sachen in den Ruinen finden und dabei viele Tauben nisten, fand ich Vergnügen, meine Büchse gegen sie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Pest und um allen menschlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Altertümern aus und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hause. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich, durch Kunst und Geschicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir selbst meine Büchse eingerichtet, sie war von außen und innen spiegelglatt; dazu machte ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich mit dem fünften Teil des Gewichts der Kugel von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punkt traf, worüber sich die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieser Übung, daß sie mich manchmal von meiner Kunst und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog von der andern Seite daraus wieder großen Vorteil, denn ich verbesserte dadurch meine Lebenskräfte, und die Luft war mir sehr heilsam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Übungen

<sup>1</sup> Die Pest wütete in Rom mit einigen Unterbrechungen während der Jahre 1522 — 24.

blieb, so daß mir am Ende meine Büchse mehr zum Vorteil als zum Nachteil gereichte.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntschaft mit Antiquitätensuchern gemacht, die den lombardischen Bauern aufpaßten, welche zu bestimmten Zeiten nach Rom kamen, um die alte Medaillen, Achate, Prasem<sup>1</sup>, Karneole und Kameen fanden; manchmal hatten sie sogar das Glück, Edelsteine, zum Beispiel Smaragde, Saphire, Diamanten und Rubinen, auszugraben. Jene Auffsucher kauften gewöhnlich solche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich sie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl so viele Goldgulden, als sie Julier<sup>2</sup> gegeben hatten. Ich verhandelte diese Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder Zehn für Eins gewann, so machte ich mir doch dadurch fast alle Kardinäle zu Freunden.

Um nur von den seltensten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß wie eine mäßige Bohne, in dem schöngefärbtesten Smaragd; einen Minervenkopf in Topas, einer starken Nuß groß; einen Kamee mit Herkules und Cerberus, ein Werk, das unser großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meister Jakob da Carpi<sup>3</sup> hieß; dieser treffliche Mann kurierte unter andern besonders desperate französische Übel<sup>4</sup>; er verstand sich sehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkstatt vorüberging, sah er zufälligerweise einige Handriffe, worunter sich wunderliche Vasen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jakob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern tat, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut; aber

<sup>1</sup> Smaragd, Smaragdprasem. — <sup>2</sup> Eine päpstliche Münze im Wert von ungefähr 45 Pfennig. — <sup>3</sup> Giacomo Berengario da Carpi war Professor der Medizin in Vologna und soll als erster Quecksilberturen angewandt haben. — <sup>4</sup> Syphilis.

hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Maßen, und ich hatte sie nicht sobald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag verreiste. Er war sehr gelehrt und sprach zum Erstaunen über die Medizin. Der Papst verlangte, er sollte in seinen Diensten bleiben, aber er sagte: er wolle in keines Menschen Dienste treten, und wer ihn nötig hätte, sollte ihn auffuchen. Es war ein verschlagener Mann, und er tat wohl, von Rom wegzugehn, denn wenige Monate darauf befanden sich alle, die er kuriert hatte, viel schlimmer als vorher; sie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara<sup>1</sup> und vielen andern Herren, auch unserm durchlauchtigsten Herzog, und sagte: er habe sie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm diese Gefäße abträte, habe kurieren wollen; der Herr habe sich sehr geweigert, ihm versichert, daß sie antik seien, und habe ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen; er aber sei darauf bestanden und habe die Kur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieses erzählte mir Alberto Bendidio<sup>2</sup>, der mir mit großen Umständen einige Kopien wies, die in Ferrara in Ton gemacht worden waren. Ich lachte und sagte nichts weiter. Der stolze Mann erzürnte sich und rief: „Du lachst, und ich sage dir, seit tausend Jahren ist keiner geboren, der sie nur zeichnen könnte.“ Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und schien sie selbst zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, sprachen mit Verwunderung von diesen Arbeiten, die sie selbst für alt hielten: ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich sie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meister Jakob klüglich mitgenommen.

Die Pest war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Gesellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet die-

<sup>1</sup> Alfons I. von Este. — <sup>2</sup> Ein ferraresischer Edelmann.

jenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, namens Michelagnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligeren und lustigern Mann finden. Er war der älteste in der Gesellschaft, aber der jüngste nach der Gesundheit seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Julius Romano<sup>1</sup> und Franziskus Penni waren von den Unfern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; jeder sollte sich seine Krähe mitbringen: das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte; und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten eine für den Tag sich aussuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wäre, denn ein sehr schönes Mädchen mit Namen Pantalea war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genötigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse; darüber entstand mir ein böser Handel in der Folge, dessen ich an seinem Ort gedenken will.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner Krähe in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Späße mich auszuschließen, hielt ich für ungeschicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehen irgend einen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Als bald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen, rief ich einen Knaben von sechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studierte fleißig Latein, war schön von Figur

<sup>1</sup> Schüler Raffaels, berühmter Maler und Architekt (1492—1546).

und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner als des alten Antinous<sup>1</sup>; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet und nur in seine Studien ver- 5  
liebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daselbst vorfand. Er war willig, zog sich schnell an, und ich suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu verschönern; ich legte ihm zwei Ringe mit großen schönen Perlen an die Ohren; die Ringe waren offen 10  
und klemmten das Lappchen so, als wenn es durchstochen wäre; dann schmückte ich seinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelsteinen, auch seine Finger steckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erstaunte über sich selbst und sagte mit Zufriedenheit: „Ist's 15  
möglich! das wäre Diego?“

„Ja“, versetzte ich, „das ist Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt' ich ihn, daß er mir den Gefallen tue, mit diesen Kleidern zu jener vortrefflichen Gesellschaft zu Tische zu kommen, von der ich ihm so oft erzählt 20  
habe.“ Der ehrbare, tugendsame und kluge Knabe schlug die Augen nieder und blieb eine Weile stille, dann hob er auf einmal sein himmlisches Gesicht auf und sagte: „Mit Benvenuto komme ich! laß uns gehen!“ Darauf schlug ich ihm ein großes seidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen. 25

Als wir an dem Platz ankamen, waren schon alle beisammen und gingen mir sämtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwischen Julius Roman und Benni, nahm den Schleier meiner schönen Figur ab, und wie er der allerlustigste und launigste Mann von der Welt war, faßte er seine Freunde zu beiden Seiten 30  
an und nötigte sie, sich so tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er selbst fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zusammen und sagte: „Sehet nur, so sehen die Engel im Paradiese aus! Man sagt immer nur Engel, aber da sehet ihr, daß es auch Engelinnen gibt.“ Dann mit erhobener Stimme sprach 35

<sup>1</sup> Der bekannte Günstling des Kaisers Hadrian.

er: „O schöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, segne mich!“ Darauf erhob die angenehme Kreatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpstlichen Segen. Michelagnolo erhob sich und sagte: dem Papst küsse man die Füße, den Engeln die Wangen! 5 und so tat er auch. Der Knabe ward über und über rot, und seine Schönheit erhöhte sich außerordentlich.

Als wir uns weiter umsahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeschlagen, die jeder von uns gemacht und dem Michelagnolo zugeschickt hatte. Das schöne Kind fing an sie zu 10 lesen und las sie alle mit so viel Ausdruck, daß jedermann erstaunen mußte. Auf diese Weise wurde viel gesprochen, und jeder zeigte seine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anwesenden und besonders die Frauen angesehen hatte, sagte er: 15 „Lieber Michelagnolo! wenn Ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt Ihr diesmal doppelt recht, denn sie nehmen sich noch schlimmer aus als Krähen neben dem schönen Pfau.“

Die Speisen waren aufgetragen, und Julius erbat sich die Erlaubnis, uns die Plätze anzuweisen; als es ihm gestattet war, 20 nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ sie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte niedersitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich diese Ehre wohl verdiente. Im Rücken unserer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, wor- 25 auf sich die Gestalten und besonders meiner Schönen über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und so genossen wir eines Gastmahls, das mit Überfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Trichs kamen einige Singstimmen zugleich mit einigen Instrumenten, und da sie ihre Notenbücher bei sich hatten, ver- 30 langte meine schöne Figur, gleichfalls mitzusingen. Sie leistete so viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr wie vorher munter und angenehm scherzten, sondern, ernsthaft, wichtige und tiefsinnige Betrachtungen anstellten.

Darauf fing ein gewisser Aurelius von Ascoli, der sehr 35 glücklich aus dem Stegreif sang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indessen hörten die beiden Frauen, die meine schöne Figur in der Mitte hatten, nicht

auf zu schwächen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geichöpfchen, wie sie sich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange sie sich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indessen hatte Pantasilea, meine Liebste, aus Neid und Verdruß auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner schönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgescmackten Zudringlichkeiten zur Last, und sie drehte sich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob sie sich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen sagte meine Schönheit: „Ja!“ und setzte hinzu, sie glaube seit einigen Monaten guter Hoffnung zu sein, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr und wollten ihr Luft machen; da ergab sich's, daß es ein Knabe war, sie schrien, schalten und standen vom Tische auf. Da erhob sich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubnis, mich bestrafen zu dürfen, und erhielt sie unter großem Geschrei. „Er soll leben!“ rief der Alte aus; „wir sind ihm Dank schuldig, daß er durch diesen Scherz unser Fest vollkommen gemacht hat.“ So endigte sich dieser Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hause kehrten.

### Sechstes Kapitel.

Der Autor ahmt türkische, mit Silber damaszierte Dolche nach. — Ableitung des Wortes Grotteske, von Zieraten gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Unbaut belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantasilea und tragisches Ende desselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Beleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich genug zu erzählen; gegenwärtig ist aber nur so viel notwendig zu sagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß in allen den verschiedenen Künsten zu üben suchte, von denen ich oben gesprochen habe. Ich fuhr beständig fort, mancherlei zu unter-

nehmen, und weil ich meiner merkwürdigsten Arbeiten zu erwähnen gedenke, so soll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte und zwar bald geschehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, ver-  
 5 fertigte zu selbiger Zeit das Grabmal des lektverstorbenen Pap-  
 stes Adrian<sup>1</sup>; Julius Romano, der Maler, war in des Marchese  
 von Mantua<sup>2</sup> Dienste getreten, und die andern Freunde begaben  
 sich nach und nach, dieser da-, der andere dorthin, je nachdem er  
 zu tun hatte, so daß jene treffliche Gesellschaft fast ganz ausein-  
 10 anderging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine türkische Dolche in die  
 Hände, wovon sowohl Griff und Scheide als auch die Klinge  
 von Eisen war; zugleich fand sich auf diesem Gewehr das schönste  
 Blätterwerk nach türkischer Art eingegraben und auf das zier-  
 15 lichste mit Gold ausgelegt. Eine solche Arbeit reizte mich ge-  
 waltig, auch in dieser Profession etwas zu leisten, die doch so  
 verschieden von meinen übrigen war; und als ich sah, daß sie  
 mir aufs beste gelang, fuhr ich fort, mehrere dergleichen Gewehre  
 zu machen, welche schöner und dauerhafter als die türkischen  
 20 selbst ausfielen und zwar wegen verschiedener Ursachen. Erstlich,  
 weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es  
 die türkischen Arbeiter zu tun pflegen; zweitens, weil jenes tür-  
 kische Laubwerk eigentlich nur aus Arumblättern<sup>3</sup> mit einigen  
 ägyptischen Blümchen besteht, die, ob sie gleich etwas weniger  
 25 Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unser Laubwerk  
 gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verschiedene Arten, und die  
 Künstler selbst arbeiten verschieden. So ahmen die Lombarden  
 den Efeu und wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr an-  
 30 genehm zu sehen sind; die Florentiner und Römer dagegen haben  
 mit noch weit mehr Geschmack gewählt: denn sie bilden den  
 Ananth mit seinen Blättern und Blumen, die sich auf verschie-  
 dene Weise herumschlingen, und zwischen gedachten Blättern  
 werden gewisse Vögel und verschiedene Tiere angebracht, woran  
 35 man erst sehen kann, wer guten Geschmack habe. Manches kann

<sup>1</sup> Papst Hadrian VI., Nachfolger Leo's X. — <sup>2</sup> Friedrich Gonzaga. — <sup>3</sup> Fress-  
 wurzblätter (Arum maculatum).

man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen, die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr sein mag; da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eignen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotesken genannt, welche Benennung sich von den Neuern herschreibt, indem die aufmerkamen Künstler in Rom in manchen unterirdischen Höhlen dergleichen Zieraten fanden, weil diese Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studien<sup>1</sup>, Säle und sonst gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin so großer Gebäude jene Teile in die Tiefe gekommen sind, gleichsam Höhlen zu sein scheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie gesagt, der Name Grotesken sich ableitet. Die Benennung aber ist nicht eigentlich. Denn wie die Alten sich vergnügten, Monstra zusammenzusetzen, indem sie die Gestalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, so sollten auch diese Verbindungen verschiedener Pflanzen und Blätterarten Monstra und nicht Grotesken genannt werden. Auf diese Weise machte ich solche wunderbar zusammengesetzte Blätter, die viel schöner als die türkischen anzusehen waren.

Auch begab sich's, daß in dieser Zeit in einigen alten Graburnen unter der Nische gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schön mit Gold eingesezt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß man diese Ringe getragen habe, um in allen seltsamen Fällen des Lebens, sowohl glücklichen als unglücklichen, bei geseztem Gemüte zu bleiben. Darauf machte ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinsten Stahl und grub und legte die Zieraten mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille oder Unternehmung vorstellen ließ<sup>2</sup> und sie an der Nühe trug. Der-

<sup>1</sup> Hat hier den Sinn von Arbeitszimmer.

gleichen machte ich viele, ob es gleich eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte sie der große geschickte Meister Caradosso, den ich schon genannt habe, gefertigt, und da gewöhnlich mehr als Eine Figur darauf bestellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert  
 5 Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil jener so teuer, sondern weil er so langsam war, und arbeitete für sie unter andern eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier  
 Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß anwendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie meiner  
 10 den Vorzug und behaupteten, sie sei schöner und besser als die andre, verlangten den Preis zu wissen und sagten: weil ich ihnen so sehr Genüge geleistet habe, so wünschten sie mir auch ein Gleiches zu tun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am meisten gestrebt habe, sei, die Kunst eines so  
 15 vortrefflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir nach dem Urtheil der Herren diese Absicht geglückt sei, so fände ich mich überflüssig bezahlt. Als ich darauf fortging, schickten sie mir ein so freigebiges Geschenk nach, daß ich sehr zufrieden sein konnte, und meine Lust zu arbeiten dergestalt zunahm, daß die Folgen  
 20 daraus entstanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein wenig von meiner Profession entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühseligen Lebens zu erzählen.

Man wird sich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener  
 25 trefflichen Gesellschaft und von den anmutigen Scherzen sprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantasilea gedachte, die erst eine falsche und beschwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerst erzürnt war, weil sie glaubte, daß ich sie damals höchlich beleidigt habe. Sie  
 30 hatte geschworen, sich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beschreiben will, wie sich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen:

Als ich nach Rom kam, fand ich daselbst einen jungen Menschen, der Ludwig Pulci<sup>1</sup> hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man

<sup>1</sup> Enkel des berühmten Dichters Luigi Pulci, Verfassers eines romantischen Epos „Morgante“ (1432—84). Dessen Sohn wurde am 15. November 1531 wegen Blutschande enthauptet.

den Kopf abschlug, weil er sich seiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieser junge Mensch hatte einen trefflichen poetischen Geist, schöne Kenntnisse der lateinischen Literatur, schrieb sehr gut und war über die Maßen schön und anmutig. Er hatte sich, ich weiß nicht von welchem Bischof, getrennt und stak tief in den französischen Übeln<sup>1</sup>. Meine Bekanntschaft mit ihm schrieb sich noch aus Florenz her, wo man sich in Sommernächten auf den Straßen häufig versammelte, und woselbst dieser Jüngling sich mit den besten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Gesang war so angenehm, daß der göttlichste Michelagnolo Buonarroti, der trefflichste Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging, sobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewisser Goldschmied Piloto und ich in seiner Gesellschaft.

Da wir uns nun nach zwei Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir seinen traurigen Zustand und bat mich um Gottes willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten seine großen Talente, die Liebe des gemeinsamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich nahm ihn ins Haus und ließ ihn heilen, so daß er, als ein junger Mensch, sehr bald wiederhergestellt war. Indessen studierte er sehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern nach meinem Vermögen versehen. Für diese große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Tränen und sagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, so wolle er sich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: ich habe nur getan, was ich gekonnt, nicht, was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menschlichen Geschöpfe sei, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem andern erweisen, der seiner gleichfalls bedürfen könne. Übrigens solle er mein Freund sein und mich für den feinigen halten.

Darauf bemühte er sich um ein Unterkommen am römischen Hof, welches er auch bald fand. Er schloß sich an einen Bischof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Bischof von Argenis<sup>2</sup> nannte. Dieser hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen venezianischen Edelmann, welcher sehr große Vorliebe für

<sup>1</sup> Vgl. S. 59, Anmerkung 4. — <sup>2</sup> Hieronymus Balbo, Bischof von Gurk in Kärnten, gestorben 1555.

die Talente des Ludwig Pulci zeigte und ihn unter diesem Scheine ganz und gar an sich zog, so daß beide zusammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verschweigen, wie sehr er mir wegen so vieler Wohl-  
 5 taten verbunden sei, deshalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab sich's unter andern, daß ich eines Abends gedachter Pantasilea ein kleines Essen gab, wozu ich viele meiner kunstreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu  
 10 Tische setzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein, und nach einigen Komplimenten blieben sie bei uns.

Als das unverschämte Weib den schönen Jüngling sah, warf sie gleich die Augen auf ihn. Deswegen rief ich nach eingenommenem Essen sogleich Ludwig beiseite und sagte: wenn er bekenne,  
 15 mir manches schuldig zu sein, so solle er sich auf keine Weise mit diesem Weibsbild einlassen. Darauf versetzte er: „Wie, mein Benvenuto, haltet Ihr mich denn für unsinnig?“ — „Nicht für unsinnig“, sagte ich, „aber für jung!“ Dabei schwur ich, daß mir an ihr nichts gelegen sei; aber wohl an ihm, und daß es  
 20 mir leid tun sollte, wenn er um ihrentwillen den Hals bräche. Darauf schwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er sich mit ihr einließe! Diesen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen getan haben, denn dasselbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

25 Leider entdeckte man bald an Herrn Johannes nicht eine tugendsame, sondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menschen, denn dieser erschien fast alle Tage in neuen samt- und seidnen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er seine schönen Tugenden abgeschafft und sich ganz dem Verbrechen ergeben hatte.  
 30 So tat er denn auch, als wenn er mich nicht sähe, noch kenne; denn ich hatte ihn einmal zur Rede gestellt und ihm seine Laster vorgeworfen, worüber er nach seinen eigenen Worten den Hals brechen sollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johannes einen schönen Rappen gekauft und dafür hundertundfunfzig  
 35 Scudi gegeben. Dieses Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenstern der Pantasilea seine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich

aber nicht darum und sagte vielmehr: jedes Ding wolle nach seiner Weise leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab sich's einen Sonntag abends, daß uns Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, zu Tische lud; es war im Sommer, und Bachiacca, von dem ich schon gesprochen habe, war auch geladen. Dieser hatte die Pantasilea mitgebracht als ihr alter Kunde. So saßen wir zu Tische. Auf einmal gab sie Leibschmerzen vor, stand auf und versprach sogleich wiederzukommen. Indessen wir nun aufs anmutigste scherzten und speißen, blieb sie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufälligerweise, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße ganz leise wispern hörte; ich hatte eben das Tischmesser in der Hand.

Da ich nah an dem Fenster saß, erhob ich mich ein wenig, sah den Ludwig mit Pantasilea zusammen und hörte jenen sagen: „Wehe! wenn uns der Teufel Benvenuto sehen sollte.“ Darauf antwortete sie: „Seid nur ruhig! hört, welchen Lärm sie machen! sie denken an ganz was anders als an uns.“ Kaum hatte ich diese Worte gehört, als ich mich zum Fenster hinaus auf die Straße warf und Ludwig bei der Jacke erwischte, den ich gewiß würde mit meinem Messer ermordet haben, wenn er nicht seinen Schimmel gespornt und mir die Jacke in der Hand gelassen hätte. So rettete er sein Leben und flüchtete mit Pantasilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich standen alle Gäste vom Tische auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch sie um so einer Kreatur willen heunruhigen sollte. Da sagte ich, um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der schändliche Jüngling bringe mich auf, der mir so wenig Achtung bezeige! Und so ließ ich mich durch die Worte dieser trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wiesen<sup>1</sup>, denn das Haus, in dem wir speißen, war nahe am Tore des Kastells, das da hinausführt. Es dauerte nicht lange, so ging die Sonne unter, und ich kehrte mit langsamen Schritten nach Rom zurück.

<sup>1</sup> Gemeint sind die Prati bi Castello, ein Stadtviertel bei der Peterskirche.

Schon war es Nacht und dunkel und die Tore von Rom noch nicht geschlossen. Gegen zwei<sup>1</sup> Uhr ging ich an dem Hause der Pantasilea vorbei und hatte mir vorgezekt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich  
 5 aber daselbst nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg und kehrte zu jenem Hause zurück, das hinter den  
 Bänken<sup>2</sup> an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines  
 Wirtes, der sich Romolo nannte, und zwar mit einer starken  
 10 Hagebuttenhecke eingefast; in diese versteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hause kommen sollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte sich's nun vorgestellt, oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verraten haben, genug, er rief mich ganz  
 15 leise: „Gevatter!“ denn so nannten wir einander im Scherze; er bat mich um Gottes willen und sagte fast weinend: „Lieber Gevatter, tue doch dem armen Mädchen nichts zuleide, denn sie hat nicht die mindeste Schuld!“ Darauf versetzte ich: „Wenn  
 Ihr Euch nicht sogleich hinwegpackt, so schlage ich Euch diesen  
 20 Degen um die Ohren.“ Mein armer Gevatter erschrak, und es fuhr ihm in den Leib, so daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel stand voll Sterne, und die Helligung war sehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm von mehreren Pferden,  
 25 die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantasilea, begleitet von einem gewissen Herrn Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papstes Clemens. Sie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei sich, nicht weniger  
 einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf  
 80 Degen sein.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war, zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen stachen und hekten mich so, daß ich fast einen  
 Sprung zu tun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte  
 85 Ludwig die Pantasilea um den Hals gefast und sagte: „Ich

<sup>1</sup> Die alte italienische Zeitrechnung zählt von Sonnenuntergang ab 24 Stunden. — <sup>2</sup> Die Straße ist nach den dort befindlichen Verkäuferbänken benannt.

will dich doch in Einem Zug fortküffen, und wenn der Verräter Benvenuto darüber rasend werden sollte.“ Nun ärgerten mich die Worte des Burschen um desto mehr, als ich schon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da sprang ich hervor und rief mit starker Stimme: „Ihr seid alle des Todes!“ Der erste Hieb 5 meines Degens traf die Schulter Ludwigs, und weil sie den armen Jungen mit Harnischen und anderm solchen Eisenwerk überblecht hatten, tat es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte sich und traf die Pantasilea an Nase und Mund. Beide Personen fielen auf die Erde, und Bachiacca, mit halb- 10 nackten Schenkeln, schrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die andern. Diese wackern Leute, die den großen Lärm vernahmen, der im Wirtshaus indessen entstanden war, glaubten, es sei ein Heer von hundert Mann daselbst, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indessen wurden ein 15 paar Pferdchen unter der Truppe wild und warfen ihre Reiter, die von den bravsten waren, herab, und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich erjah meinen Vorteil und entkam mit großer Schnelligkeit diesem Handel, von dem ich Ehre genug davontrug und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte. 20

In dieser unmäßigen Unordnung hatten sich einige Soldaten und Hauptleute selbst mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto, der Kämmerer, war von seinem Maultiere herabgestoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit seinem Herrn und verwundete 25 ihn übel an der Hand. Das war Ursache, daß dieser auf seine peruginische Weise schwur: „Bei Gott, Benvenuto soll den Benvenuto Lebensart lehren!“

Nun trug er einem seiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieser war vielleicht kühner als die andern; aber 30 weil er zu jung war, wußte er sich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hause eines neapolitanischen Edelmanns aufzusuchen, der mir bei sich gern eine Zuflucht erlaubte, teils weil er einige Sachen meiner Profession gesehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geistes zu kriegerischen Taten, 35 wozu er auch sehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach seiner großen Liebe recht gab und ich schon hartnäckig ge-

nug war, erteilte ich jenem Hauptmann eine solche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu sein.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwigs, der Pantafilea und anderer sich einigermaßen geschlossen hatten, wurde  
 5 gedachter großer neapolitanischer Kavaliere von Herrn Benvenuto, bei dem sich die Wut wieder mochte gelegt haben, er-  
 sucht, zwischen mir und Ludwig Frieden zu stiften. Dabei ward  
 erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu  
 tun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr ant-  
 10 wortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin sie verlangten,  
 und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müsse  
 von beiden Seiten nicht viel Worte machen, denn eine umständ-  
 liche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen; es sei  
 genug, zusammen zu trinken und sich zu umarmen, er wolle  
 15 das Wort führen und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So  
 geschah es auch!

Einen Donnerstag abends führte er mich in das Haus des  
 Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegersleute befanden, die bei  
 dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen alle zu Tische. Im  
 20 Gefolge meines Edelmanns waren dreißig tapfere, wohlbewaff-  
 nete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war.  
 Der Edelmann trat zuerst in den Saal und ich nach ihm; dar-  
 auf sagte er: „Gott erhalte euch, meine Herren! hier sind wir,  
 Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe.  
 25 Wir kommen hieher, um alles zu tun, was euch beliebt.“ Herr  
 Benvenuto, der den Saal nach und nach mit so vielen Personen  
 gefüllt sah, versetzte darauf: „Friede wollen wir und nichts wei-  
 ter!“ Ferner versprach er, daß der Gouverneur von Rom und  
 seine Leute mir nichts in den Weg legen sollten. So war der  
 30 Friede gemacht, und ich kehrte sogleich zu meiner Werkstatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann  
 leben, entweder er schickte nach mir, oder er kam, mich zu be-  
 suchen. Indessen war Ludwig Pulci geheilt und ließ sich alle  
 Tage auf seinem Kappen sehen. Einst, als es ein wenig regnete,  
 35 sollte das Pferd seine Künste vor Pantafileens Türe sehen lassen,  
 es strauchelte und fiel und stürzte auf den Reiter, er brach den  
 Schenkel des rechten Fußes und starb im Hause der Pantafilea

in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er so ernstlich vor Gott getan hatte, und so sieht man, daß der Höchste die Guten sowie die Bösen bemerkt und einem jeden nach seinen Verdiensten geschehen läßt.

## Siebentes Kapitel.

5

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tötet den Herzog von Bourbon durch Büchschüsse von der Mauer. — Er flüchtet ins Kastell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angestellt wird und sich außerordentlich hervortut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenschuß des Autors. — Der Papst erkennt die Dienste des Benvenuto. — Das Kastell Sanct Angelo geht über durch Vertrag. 10

1527.

Schon war alles in Waffen! Papst Clemens hatte sich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; diese trieben so wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkstätten zu arbeiten. Deswegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bänken und arbeitete daselbst für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich schweige deshalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Musik und andern ähnlichen 20 Lustbarkeiten.

Papst Clemens hatte indessen auf Anraten des Herrn Jakob Salviati die fünf Kompagnien des Johann von Medicis, der schon in der Lombardie umgekommen war<sup>1</sup>, wieder verabschiedet. Bourbon<sup>2</sup>, der erfuhr, daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit seinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieser Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, dessen Freund ich war, und dem ich schon einmal zu der Zeit, als die Kolonneser nach Rom kamen<sup>3</sup>, das Haus bewacht hatte, bat mich bei dieser wichtigen Gelegenheit, daß ich funfzig bewaffnete 30 Männer aufbringen und an ihrer Spitze wie vormals sein Haus

<sup>1</sup> Er starb im November 1526 an seinen in einer Schlacht bei Mantua empfangenen Wunden. — <sup>2</sup> Karl von Bourbon, Vetter Franz' I. — <sup>3</sup> Das römische Fürstengeschlecht der Colonna, den Päpsten aus dem Hause Medici feindlich gesinnt, war im September 1526 mit bewaffneter Macht in Rom eingedrungen und hatte den päpstlichen Palast geplündert.

bewachen sollte. Ich brachte funfzig der tapfersten jungen Leute zusammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourbonische Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen.

5 Wir nahmen einen der besten Leute mit, und unterwegs schlug sich noch ein junger Mensch zu uns, der Cecchino della Casa hieß. Wir kamen auf die Mauern beim Campo Santo und sahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, grade an diesem Flecke in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren

10 viel, man stritt mit aller Macht, und es war der dickste Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und sagte: „Saß uns sobald als möglich nach Hause gehen, hier ist kein Mittel in der Welt; jene kommen herauf, und diese fliehen.“ Alexander sagte erschrocken: „Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen!“

15 und wendete sich mit großer Hestigkeit, nach Hause zu gehen. Ich tadelte ihn und sagte: „Da Ihr mich hergeführt habt, müssen wir auch irgend etwas Männliches tun!“ Und so kehrte ich meine Büchse gegen den Feind und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach einem, den ich über die andern erhoben sah; der

20 Nebel aber ließ mich nicht unterscheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd sei. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino und sagte ihnen, wie sie auch ihre Büchsen abschießen und sich dabei vor den Kugeln der Feinde in acht nehmen sollten. So feuerten wir unsere Gewehre zweimal ab. Darauf schaute ich behutsam

25 über die Mauer und sah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unsern Schüssen gefallen<sup>1</sup>; denn, wie man nachher vernahm, so war es der gewesen, den ich über die andern erhoben gesehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo<sup>2</sup> wegfamen, gingen durch

30 St. Peter und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Tore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri und Dratio Baglioni<sup>3</sup> verwundeten und erschlugen alle, die von der Verteidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Teil der Feinde in Rom, und wir hatten sie auf dem

35 Leibe. Der Kastellan wollte eben das Fallgatter niederlassen,

<sup>1</sup> Der Connetable fiel am 6. Mai; durch wessen Kugel, ist nicht bekannt. —

<sup>2</sup> Friedhof. — <sup>3</sup> Zwei Hauptleute auf päpstlicher Seite.

es ward ein wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Kapitän Pallone von den Mediceern an, als einen, der zum Hause des Papstes gehörte, und führte mich hinauf auf die Bastei, so daß ich wider Willen Alexandern verlassen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papst Clemens über die Galerien des Kastells gekommen; denn er wollte nicht früher aus seinem Palaste gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt bringen würden. So war ich nun mit den andern eingesperrt und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, namens Julian, in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Öffnung des Mauerfranzes sein Haus plündern und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen, aus Furcht, die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß heulend und schreiend das Gesicht; ebenso taten einige andere Bombardiere. Deswegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht solche Leidenschaftlichen hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Kastell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Kardinäle und Herren von Herzen segneten und anfeuerten, so daß ich, voller Mut und Eifer, das möglichste zu tun fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Kastell erhalten wurde, und so hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemen.

Papst Clemens hatte einem großen römischen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die sämtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di<sup>1</sup> Trastevere hereinkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich und stellte mich bei fünf Stücke auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel<sup>2</sup>; man kann

<sup>1</sup> Des Trastevere; der Stadtteil auf dem rechten Tiberufer. — <sup>2</sup> Bekanntlich steht auf dem Gipfel der Burg eine Engelsstatue; die heutige ist aber nicht identisch mit der damaligen.

dieselbst rings herumgehen und sieht sowohl nach Rom hinein als hinauswärts. Er untergab mir so viel Leute, als nötig war, reichte mir eine Vöhung voraus und wies mir Brot und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf diese Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich 5 manchmal zu dieser Profession mehr Lust als zu der meinen gehabt, und jetzt tat ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zustatten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, von der Zinne des Kastells, wo ich 10 war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so viele, die in den übrigen Winkeln des Kastells steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit 15 wir im Kastell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle, die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Kastells zu schießen, in die man einige Feinde 20 hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden tat. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Atem, so daß ich für tot zur Erde fiel; doch hörte ich 25 alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am meisten und rief: „O wehe! sie haben uns unsere beste Hülfe genommen!“ Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medizin als auf die Musik studierte; dieser machte 30 einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Wermut darauf, spritzte griechischen Wein darüber und legte mir den Stein auf die Brust, da, wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Wermuts erlangte ich sogleich meine verlornen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme 35 Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft und glaubten mir damit die Kommunion gereicht zu haben. Wahrhaftig, sie hätten mich dadurch beinahe exkommuniziert; denn ich konnte

nicht wieder zu Atem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino<sup>1</sup> um Hülfe geschickt, der sich bei dem venezianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, Seiner Excellenz zu sagen, daß, solange das Kastell sich hielte, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel angezündet und drei Kanonenschüsse dreimal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl, die Feuer zu unterhalten und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort, übel zu haufen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden tat. Der Papst wollte mir deshalb besonders wohl, weil er sahe, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb; der Entschluß des Herzogs blieb außen, und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzuzeichnen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Kardinäle mich zu besuchen, am meisten der Kardinal Ravenna<sup>2</sup> und de' Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht herauskommen, weil man ihre roten Kämpchen von weitem sähe und man deswegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de' Beni, uns das größte Übel zufügen könnte; am Ende ließ ich sie aussperren, welches sie mir äußerst übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir sehr wohl wollte. Eines Tages sah er, indem wir sprachen, in einem Wirtshause vor dem Thor des Kastells einige Bewegungen. An diesem Gebäude war das Zeichen der Sonne zwischen zwei Fenstern mit roter Farbe angemalt; die Fenster waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Gesellschaft Soldaten bei Tische säße und schmauste. Deswegen sagte er: „Benvenuto! wenn du Lust hättest, einen Schuß auf diese Sonne zu richten, so würdest du gewiß ein gutes Werk tun; denn es ist dort herum ein großer Lärm, es müssen Leute von Bedeutung sein.“ Ich antwortete darauf: „Herr, es ist was Leichtes, den

<sup>1</sup> Francesco Maria della Rovere, Kommandant des venezianischen Heeres in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. — <sup>2</sup> Benedetto Accolti aus Arezzo, berühmter Schriftsteller, Gelehrter und apostolischer Sekretär, gestorben 1549.

Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer steht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunterwerfen.“ —

„Besinne dich nicht lange“, antwortete er sogleich, „und der Korb wird, wie er steht, nicht fallen; und fiel er auch, und stünde der Papst drunten, so wäre das Übel kleiner als du denkst. Schieße! schieße!“ Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich versprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich gesagt hatte, und stürzte grade zwischen den Kardinal Farnese<sup>1</sup> und Herrn Jakob Salviati hinein, und hätte sie erschlagen, wenn sie sich nicht eben glücklicherweise gezannt hätten. Denn der Kardinal warf Herrn Jakob vor, er sei schuld an der Verheerung Roms; darüber schimpften sie einander beide und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entstand, eilte Herr Oratio schnell hinab, und ich schaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige sagen: man sollte die Kanoniere gleich totschiagen. Deswegen rüstete ich zwei Falkonette grade auf meine Treppe, fest entschlossen, den ersten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Kardinals Farnese und schienen Auftrag zu haben, mir etwas Unangenehmes zu erzeugen. Deswegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich und rief: „Beim Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht und sich einer untersteht, diese Treppe heraufzukommen: hier habe ich zwei Falkonette ganz bereit, mit diesen will ich euch schlecht bewillkommen. Geht, sagt dem Kardinal, ich habe getan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir tun, geschieht zum Besten der Pfaffen, nicht um sie zu beleidigen.“

Hierauf kam Oratio Baglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht und rief ihm zu: er solle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm schießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und sagte: „Benvenuto! ich bin dein Freund.“ — Ich versetzte: „Wenn Ihr allein seid, so kommt nur diesmal, wenn Ihr wollt.“

Dieser Herr war sehr stolz, begann sich einen Augenblick und

---

<sup>1</sup> Der spätere Papst Paul III.

sagte mit Verdruß: „Ich hätte Lust, nicht mehr zu dir hinaufzukommen und grade das Gegenteil zu tun von dem, was ich für dich im Sinn hatte.“ Ich sagte: wie ich hierher gesetzt sei, andere zu verteidigen, so würde ich auch im Nothfall mich selbst zu schützen wissen. Darauf sagte er: „Ich komme allein!“ Und als er heraufstieg, sah ich, daß er sich mehr als billig verfährt hatte; deswegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in sein Gesicht zurück, und er sagte mir auf die freundlichste Weise von der Welt: „Mein Benvenuto! ich will dir so wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, sollst du es erfahren. Wollte Gott, du hättest die beiden Schurken erschlagen. Der eine ist schuld an so großem Unheil, und von dem andern ist vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten.“ Alsdann ersuchte er mich, ich sollte nicht sagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgestürzt, bei mir gewesen sei, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort. 5 10 15

Indessen tat ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papstes. Er stand einst auf der runden Bastei und sah auf den Wiesen einen spanischen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und sprach darüber mit seinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon; aber ich sah einen Mann, der mit einem Spieß in der Hand an den Laufgräben arbeiten ließ und ganz rosenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt und richtete es im Bogen auf den roten Mann, der aus einer spanischen Großsprecherei den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man sah den Mann in zwei Stücke geteilt niederfallen. 20 25 30

Der Papst, der so etwas nicht erwartete, teils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel so weit reichen könne, teils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwei Stücke geteilt zu sehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umständlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwei Teile geteilt worden, konnte ich so wenig als er erklären. 35

Ich kniete nieder und bat ihn, er möchte mir diesen Tot-  
 schlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche  
 begangen hatte, vergeben. Darauf erhob er die Hand und  
 machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete  
 5 mich und verzieh mir alle Mordtaten, die ich jemals im Dienste  
 der apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde.  
 Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen und traf immer  
 besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine ange-  
 nehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte  
 10 wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Taten  
 aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen  
 verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind  
 durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Ablösungen durch den  
 Borton<sup>1</sup> von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Un-  
 15 bequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drei Miglien machen  
 mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papst Clemens, der die dreifachen  
 Kronen<sup>2</sup> und die sämtlichen schönen Juwelen der apostolischen  
 Kammer retten wollte, mich kommen lassen und schloß sich mit  
 20 mir und seinem Kavaliere in ein Zimmer ein. Dieses Kavaliere-  
 chen war ein Franzos und diente sonst im Stall des Herrn  
 Philipp Strozzi; der Papst hatte ihn aber wegen großer Dienste  
 sehr reich gemacht und vertraute ihm, ob er gleich von der  
 niedrigsten Herkunft war, wie sich selbst. Sie legten mir die  
 25 Kronen und die sämtlichen Edelsteine vor und trugen mir auf,  
 sie aus ihrer goldnen Fassung auszubrechen. Ich tat es, dann  
 wickelten wir jeden Edelstein in ein Stückchen Papier und näh-  
 ten sie dem Papst und dem Kavaliere in die Falten der Kleider.  
 Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweihundert  
 30 Pfund betrug, mit dem Auftrage, es aufs heimlichste zu schmel-  
 zen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das  
 ich verschließen konnte, und erbaute sogleich einen Windofen,  
 richtete unten einen ziemlich großen Achenherd ein; oben lag  
 das Gold auf Kohlen und fiel, so wie es schmolz, in den Herd  
 35 herunter.

<sup>1</sup> Großes Tor. — <sup>2</sup> Die Ziara, bestehend aus drei übereinander gesteckten Kronen.

Indessen der Ofen arbeitete, paßte ich beständig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch tun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam einer sehr schnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee sprach; ich und die Meinigen schossen so gut, daß das 5 Maulthier tot zur Erde fiel und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entstand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien<sup>1</sup>, den sie bald darauf in ein naheß Wirtshaus trugen, und in kurzem versammelte sich daselbst der ganze 10 Adel des Kriegsheeres.

Raum hatte der Papst die Tat vernommen, als er mich rufen ließ und sich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müsse ein Mann von großer Bedeutung sein, weil sich in dem gedachten Wirtshaus alles versammle. Der 15 Papst, dem dies zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und sagte, er solle uns andern Bombardieren befehlen, unser Geschütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir sollten auf das Zeichen eines Flintenschusses sämtlich 20 auf einmal loschießen, wodurch das Haus zusammenstürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden sich alsdann zerstreuen, und so würde Gott sein Gebet erhören, das er so eifrig tue, ihn von diesen Räubern zu befreien. Wir richteten unser Geschütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das 25 Zeichen.

Dieses vernahm der Cardinal Orsino und fing an, sich mit dem Papste zu streiten. Man solle, sagte er, einen solchen Schlag nicht so leichtsinnig tun, sie wären eben im Begriff, eine Kapitulation zu schließen, und die Truppen, wenn sie keine Anführer 30 hätten, würden erst recht unbändig werden und das Kastell stürmen, darüber denn alles zugrunde gehen müßte. Der arme Papst, in Verzweiflung, sich von innen und außen verraten zu sehen, widerrief seinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den sich viele 35

<sup>1</sup> Philibert von Chälons, der Nachfolger Bourbon's im Oberbefehl der kaiserlichen Truppen.

Personen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn sie verließen das Haus. Der Cardinal Orfino schwur, daß er mich wollte hängen oder auf irgend eine Weise umbringen lassen, aber der Papst verteidigte mich sehr lebhaft.

5 Sobald das Gold geschmolzen war, trug ich es zum Papste, er dankte mir aufs beste und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben solle, entschuldigte sich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

### Achtes Kapitel.

10 Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorsichtige Rede nötigt ihn, von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater in-

15 des und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältnis zwischen ihm und Michelagnolo Buonarroti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Friedrichs Ginori. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom.

20 Wenig Tage darauf kam die Kapitulation zustande<sup>1</sup>, und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Kompagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzu-

25 kaufen. Herr Oratio, der eben in florentinische Dienste getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten als einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest wütete gewaltsam in derselben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude; er glaubte, ich

30 sei bei der Verheerung Roms umgekommen, oder würde doch wenigstens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebt, so,

<sup>1</sup> Der zufolge Papst Clemens als Gefangener auf der Engelsburg bleiben mußte. Aber Anfang Dezember 1527 entfloß er verkleidet.

gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe und bezog sich auf die Protektion des Herrn Oratio mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe und daß ich nun daran denken müsse, die Kompagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu wie zu größern Dingen geschickt sei; sein anderer Sohn, mein Bruder, sei aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach, ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, sowohl um mein Versprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entsetzlichen Pest seine Angst zu bedenken, er fürchte immer, mich angesteckt nach Hause kommen zu sehen; er erinnerte sich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er dafelbst gefunden; er beschwor mich, je eher, je lieber dorthin zu gehen und der ansteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua gewesen und mochte überhaupt gern die Welt sehen, daher entschloß ich mich zu reisen, ließ den größten Teil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schwester, die Gosa hieß und die, da sie sich zum ehelichen Stand nicht entschließen konnte, als Nonne in das Kloster St. Orsola gegangen war; sie sorgte dabei für den alten Vater und nahm sich einer jüngern Schwester an, die an einen Bildhauer verheiratet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beschreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen ist; denn die Welt war voll Pest und Krieg, so daß ich diese kleine Reise nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, sah ich mich nach Arbeit um und ward von Meister Nikolaus von Mailand, dem Goldschmiede des Herzogs<sup>1</sup>, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich, den trefflichen Julius Romano zu besuchen, den ich von Rom aus  
 5 kannte, der mich auf das freundschaftlichste empfing und übel nahm, daß ich nicht bei ihm abgestiegen war. Er lebte als ein großer Herr und haute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.<sup>2</sup>

Julius säumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehren-  
 10 vollste zu sprechen, der mir auftrag, ein Modell zu machen zu einem Kästchen, um das Blut Christi darin aufzunehmen, von welchem sie sagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe.<sup>3</sup> Darauf wendete er sich zu Herrn Julius und sagte: er möchte mir eine Zeichnung zu gedachter Arbeit machen. Herr Julius  
 15 aber antwortete: „Benvenuto ist ein Mann, der keiner fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnädiger Herr, selbst gestehen, sobald Sie sein Modell sehen werden.“ Ich machte also zuerst eine Zeichnung zum Reliquienkästchen, in welches man die Ampulle bequem setzen konnte; dann machte ich ein Modellchen  
 20 von Wachs für eine Figur oben drauf; sie stellte einen sitzenden Christus vor, der in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er sich lehnte; mit der rechten schien er die Wunde der Brust zu eröffnen. Dieses Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeugte mir darüber die größte Gunst und gab  
 25 mir zu verstehen, daß er mich in seinem Dienste zu behalten wünsche.

Indessen hatte ich seinem Bruder, dem Cardinal<sup>4</sup>, meine Aufwartung gemacht; dieser erbat sich von dem Herzog, daß ich ihm sein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch an-  
 30 fing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber<sup>5</sup>, und der Paroxysmus machte mich jederzeit rasend; da verfluchte ich Mantua und seinen Herrn und jeden, der daselbst zu verweilen

<sup>1</sup> Vgl. S. 65, Anmerkung 2. — <sup>2</sup> Es ist der grandiose herzogliche Palaß des „Te“; so genannt wegen seiner T-Form. — <sup>3</sup> Der römische Soldat, der Christus mit der Lanze in die Seite stach, soll sich bekehrt und etwas vom Blut des Gekreuzigten nach Mantua getragen haben. — <sup>4</sup> Hercules Gonzaga, Bischof von Mantua. — <sup>5</sup> Wechselstieber mit viertägiger Periode.

Lust habe. Diese Worte wurden dem Herzog durch einen Goldschmied hinterbracht, der ungern sah, daß der Fürst sich meiner bediente; und über diese meine tranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf seine Residenz verdrießlich, und wir hegten also beide einen Groll gegeneinander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt sowie andere kleine Arbeiten für den Herzog unter dem Namen des Kardinals. Dieser bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erst gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reiste ich von Mantua und kam nach Governo<sup>1</sup>, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reise nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beschwerlich.

In Florenz eilte ich sogleich nach meines Vaters Haus und klopfte stark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib aus dem Fenster, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und beteuerte, daß ich angesteckt sei. Ich sagte darauf: „Verrückter Bude! ist niemand anders im Hause als du, so soll's dein Unglück sein. Laß mich nicht länger warten!“ rief ich mit lauter Stimme. Über diesen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir sagte, mein Vater und alle vom Hause seien gestorben<sup>2</sup>, meine jüngere Schwester Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, sei nur noch allein übrig und sei von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte schon so etwas vermutet und erschrak deswegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirtshause fand ich zufälligerweise einen Freund, an dessen Hause ich abstieg. Wir gingen sodann auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte und sich bei einem Bekannten aufhielt. Wir suchten ihn sogleich und hatten beide unendliche Freude, uns wiederzusehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und sagte: „Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutest; ich habe Schwester

<sup>1</sup> Eine Burg an der Mündung des Mincio in den Po. — <sup>2</sup> Nämlich an der Pest.

Liberaten wieder verheiratet; sie hält dich auch für tot.“ Unterwegs erzählten wir einander die lustigsten Geschichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schwester kamen, war sie über die unerwartete Neuigkeit dergestalt außer sich, daß sie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand sprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verstummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Rätsel; man kam der Schwester zu Hülfe, die sich bald wieder erholte, und nachdem sie den Vater, die Schwester, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte sie das Abendessen zurecht. Wir feierten auf das anmutigste ihre Hochzeit und sprachen nicht mehr von Toten, sondern waren lustig und froh, wie es sich bei einem solchen Feste geziemet.

Bruder und Schwester baten mich gar sehr, in Florenz zu bleiben und mich von meiner Lust, nach Rom zu gehen, nicht hinreißen zu lassen. Auch mein alter Freund Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten so treulich beigestanden hatte, riet mir, in meiner Vaterstadt zu verweilen, um zu sehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt<sup>1</sup>, und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an, auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein ansehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Sanefer, Mazetti genannt, aus der Türkei, wo er sich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er bestellte bei mir eine goldne Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geist und verlangte, ich sollte ihm einen Herkules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich schritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarroti kam, meine Arbeit zu sehen und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weise als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk aufs höchste, so daß bei mir das Verlangen, etwas Wichtiges zu

<sup>1</sup> Im Mai 1527. Bis zur Rückkehr der Medici und Einsetzung des Herzogs Alexander (1530) blieb Florenz Republik.

machen, auf das äußerste vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfassen verleidet, soviel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunsche bestellte bei mir ein junger Mann, namens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiste, war viele Jahre in Neapel gewesen und hatte sich daselbst als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart in eine Prinzessin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgestellt haben und bat den göttlichsten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieser sagte: „Gehet zu einem gewissen jungen Goldschmied, der Benvenuto heißt, der Euch gut bedienen wird und einer Zeichnung nicht bedarf; damit Ihr aber nicht denkt, daß ich in einer solchen Kleinigkeit ungeschicklich sein könne, will ich Euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag indessen ein Modell bossieren<sup>1</sup>, und das Beste kann man alsdann ins Werk setzen.“

Friedrich Ginori kam zu mir und sagte mir seinen Willen, zugleich auch, wie sehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein WachsmodeLL machen sollte, indessen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen solchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da sie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Maler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wies ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verschieden von der Zeichnung des großen Mannes war, und beide beschloffen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden sollte. So fing ich es an, Michelagnolo sah es und erteilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Kristallkugel auf dem Rücken, auf welche der Tierkreis eingeschnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapislazuli und nahm sich äußerst reizend aus. Unten standen die Worte: *Summum tulisse juvat*. Ginori war sehr zufrieden, bezahlte mich aufs freigebigste und machte mir die Bekanntschaft von Herrn Ludwig Alamanni<sup>2</sup>, der sich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Ursache, daß ich mir dieses trefflichen Mannes Freundschaft erwarb.

<sup>1</sup> Skizzieren (in Wachs). — <sup>2</sup> Luigi Alamanni (1495—1556), bekannter Florentiner Schriftsteller, Verfasser von Lehrgebichten und Epen.

Indessen hatte der Papst Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete sich zur Verteidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipierte mich reichlich und ging mit den größten Florentinischen von Adel um, die sich sehr bereit und einig zur Verteidigung der Stadt zeigten. Nun fanden sich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zusammen, und man sprach von nichts als von diesen Anstalten. Einmal um die Mittagsstunde stand eine Menge Menschen, worunter sich die ersten jungen Edelleute befanden, um meine Werkstatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es schrieb mir ihn ein Mann, der Meister Jakob vom Kahn genannt wurde, weil er zwischen Ponte Sisto und Sankt Angelo die Leute übersezte. Dieser Meister Jakob war ein sehr gescheiter Mann und führte die gefälligsten und geistreichsten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beim Tuchmacherhandwerk<sup>1</sup> gewesen. Papst Clemens war ihm sehr günstig und hörte ihn gerne reden. Als er sich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen sie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu sprechen, der Papst sagte viel Gutes von mir und fügte hinzu: wenn er wüßte, wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meister Jakob sagte: ich sei in Florenz; der Papst trug ihm auf, mich einzuladen, und nun schrieb er mir: ich sollte wieder Dienste beim Papst nehmen, es würde mein Glück sein.

Die jungen Leute wollten wissen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, so gut ich konnte, schrieb an Meister Jakob und bat ihn, er möchte mir weder im Bösen noch im Guten schreiben und mich mit seinen Briefen verschonen. Darauf ward seine Begierde nur noch größer, und er schrieb mir einen andern Brief, der so ganz und gar das Maß überschritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand gesehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papstes gesagt: daß ich sogleich kommen solle! Meister Jakob meinte dabei: ich täte wohl, wenn ich alles stehen und liegen ließe und mich nicht mit den rasenden Narren gegen den Papst auflehnte.

Der Anblick dieses Briefes erregte in mir eine solche Furcht,

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

daß ich schnell meinen lieben Freund Landi aufzusuchen eilte. Er sah mich mit Verwunderung an und fragte, was ich habe, da ich ihm so sehr in Bewegung schien. Ich sagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne, ich bat ihn nur, die Schlüssel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelsteine und Gold diesem und jenem, den er auf meinem Buch würde geschrieben finden, zurückgeben sollte. Dann möchte er meine Sachen zu sich nehmen und sie nach seiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht stellte er sich selbst die Sache ungefähr vor und sagte: „Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann schreibe mir, und wegen deiner Sachen sei völlig unbesorgt.“ So tat ich denn auch und hatte recht, mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueste, weiseste, redlichste, verschwiegenste, liebevollste Freund, den ich jemals gehabt habe.

### Neuntes Kapitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmied- und Juwelierarbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegen setzen. — Schöne Medaille nach seiner Erfindung. — Streit zwischen ihm und Bandinelli, dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte daselbst einen Teil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in seiner Kunst und übrigens ein braver Mann, lud mich ein, in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehn Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jakob sehen lassen: er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sei? Als ich ihm sagte ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir: es schien, daß ich mir aus einem Papste

wenig mache, der mir schon dreimal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese verwünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt, ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte  
 5 nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und sagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen! Darauf antwortete er: es sei immer Zeit, und ich versicherte ihn, daß ich immer bereit sei. So gingen wir nach dem Palaste, es war am grünen Donnerstage, und wir wurden  
 10 in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jakob Salviati und der Erzbischof von Capua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich, mich wiederzusehen, ich küßte ihm die Füße,  
 15 und so bescheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand, und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: „Heiligster Vater! seit der Plünderung habe ich weder beichten noch kommunizieren können: denn man  
 20 will mir die Absolution nicht erteilen. Der Fall ist der: als ich das Gold schmolz und die Mühe übernahm, die Edelsteine auszubrecheln, befaßl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen solle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich  
 25 ging hinauf, wo ich das Gold geschmolzen hatte, durchsuchte die Asche und fand ungefähr anderthalb Pfund Gold in Körnern so groß wie Hirsen. Nun hatte ich nicht soviel Geld, um mit Ehren nach Hause zu kommen, ich dachte mich dieses Goldes zu bedienen und den Wert zurückzugeben, sobald ich imstande wäre.“  
 30 Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade, mich freizusprechen, damit ich beichten und kommunizieren könne und durch die Gnade Eurer Heiligkeit auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.“

Darauf versetzte der Papst mit einem stillen Seufzer, vielleicht daß er dabei seiner vergangenen Not gedachte: „Benvenuto!  
 35 ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redest: ich kann dich von allem, was du irgend begangen hast, freisprechen, und ich will

es auch; deswegen bekenne mir frei und offenherzig alles, was du auf dem Herzen hast, und wenn es den Wert einer meiner Kronen ausmache, so bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen."

Darauf antwortete ich: „Mehr betrug es nicht, als was ich gesagt habe, denn es war nicht gar der Wert von hundertund-  
fünfzig Dukaten; soviel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür, und ich ging damit meinen armen Vater zu trösten.“ 5

Der Papst antwortete: „Dein Vater war ein geschickter, guter und braver Mann, und du wirst auch nicht ausarten; es tut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das, was du angibst, 10  
schenke ich dir und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater, und wenn er Bedenken hat, so soll er sich an mich selbst wenden. Hast du gebeichtet und kommuniziert, so laß dich wieder sehen, es soll dein Schade nicht sein.“

Da ich mich vom Papste zurückzog, traten Meister Jakob 15  
und der Erzbischof von Capua herbei. Der Papst sagte sehr viel Gutes von mir und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgesprochen habe; dann sagte er dem Erzbischof, er solle nach mir schicken und hören, ob ich sonst noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in allem absolvieren, wozu er ihm vollkommene 20  
Gewalt gebe, und solle mir überhaupt so freundlich sein als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meister Jakob sehr neugierig, was für Geheimnisse und für lange Unterhaltung ich mit dem Papst gehabt hätte; worauf ich ihm antwortete, daß ich es 25  
weder sagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen sollte.

Ich tat alles, was mir der Papst befohlen hatte, und als die beiden Festtage vorbei waren, ging ich, ihn zu besuchen. Er war noch freundlicher als das erstemal und sagte: „Wenn du 30  
ein wenig früher nach Rom kamest, so ließ ich dich die zwei Kronen machen, die wir im Kastell ausgebrochen haben; aber außer der Fassung der Juwelen gehört wenig Geschicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannst, was du verstehst. Es ist der Knopf von dem Pluvial<sup>1</sup>, 35

<sup>1</sup> Meßgewand.

der in Gestalt eines mäßigen Tellers von einer halben, auch einer drittel Elle im Durchschnitt gemacht wird; darauf will ich einen Gott-Vater in halb erhabener Arbeit sehen, und in der Mitte des Werks soll ein schöner Diamant mit vielen andern kostbaren Edelsteinen angebracht werden. Caradosso hat schon einen angefangen und wird niemals fertig; den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein schönes Modell. Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indessen daß Florenz belagert ward, starb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindfucht, und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und dasselbe mit einigen seiner Schriften<sup>1</sup> dem Könige Franz dem Ersten verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni sprach mit Seiner Majestät so günstig von mir, daß der König den Wunsch bezeugte, mich kennen zu lernen.

Indessen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich so groß machte, wie das Werk selbst werden sollte. Nun rührten sich bei dieser Gelegenheit viele unter den Goldschmieden, die sich für geschickt hielten, ein solches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewisser Micheleletto nach Rom gekommen, sehr geschickt im Steinschneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwei päpstlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er sich sehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verstand und bei dem Papst viel zu gelten sich bewußt war. Zuletzt, da er sah, daß ich nicht zu ihm kam, besuchte er mich und fragte, was ich mache? — „Was mir der Papst befohlen hat“, antwortete ich. Nun versetzte er: „Der Papst hat mir befohlen, alles anzusehen, was für Seine Heiligkeit gemacht wird.“ Dagegen sagte ich, ich würde den Papst darüber fragen und von ihm selbst erfahren, wem ich Red' und Antwort zu geben hätte. Er sagte, es werde mich reuen,

<sup>1</sup> Ihm hat er sein Lehrgebieth „La Coltivazione“ gewidmet.

ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zusammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten solle. Darauf ließ er als ein kluger Mann von geschickten Zeichnern über dreißig Zeichnungen machen, alle denselben Gegenstand, jedesmal mit Veränderungen, darstellend.

Weil er nun von seiner Seite das Ohr des Papstes hatte, verband er sich noch mit einem andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des ersten und sehr begünstigten Kammerers des Papstes. Beide fingen an, mit dem Papst zu sprechen. Sie hätten, sagten sie, mein Modell gesehen; aber es schien ihnen nicht, daß ich zu so einer wichtigen Unternehmung der Mann sei. Darauf antwortete der Papst, er wolle es auch sehen, und wenn ich nicht fähig sei, wolle er sich nach einem Bessern umtun. Sie sagten, daß sie schöne Zeichnungen von demselbigen Gegenstande besäßen. Der Papst sagte darauf, das wäre ihm sehr lieb, nur möchten sie warten, bis mein Modell geendigt wäre, dann wolle er alles zusammen ansehen.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig und trug es eines Morgens zum Papst hinauf; Trajano ließ mich warten und schickte schnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweisung, sie sollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zusammen hineingelassen. Sogleich legten beide dem Papst die Zeichnungen sehr emsig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldschmiede waren, hatten die Juwelen nicht geschickt angebracht, und die Goldschmiede hatten ihnen darüber keine Anweisung gegeben. Denn das ist eben die Ursache, warum ein Goldschmied selbst muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden sind, es mit Verstand zu machen. Alle diese Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Brust Gottesvaters angebracht. Dem Papste, der einen sehr guten Geschmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefähr zehn Zeichnungen gesehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und sagte zu mir, der ich an der Seite stand: „Zeig' einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich sehe, ob du auch in demselbigen Irrtum bist wie diese.“

Als ich herbei trat und meine runde Schachtel öffnete, schien es, als wenn eigentlich dem Papste etwas in die Augen glänzte,

darauf er mit lebhafter Stimme sagte: „Wenn du mir im Leibe  
 gesteckt hättest, so hättest du es nicht anders machen können, als  
 ich's sehe; jene haben sich gar nicht in die Sache finden können.“  
 Es traten viele große Herren herbei, und der Papst zeigte den  
 5 Unterschied zwischen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als  
 er mich genug gelobt und die andern beschämt hatte, wendete  
 er sich zu mir und sagte: „Es ist denn doch dabei noch eine  
 Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs ist leicht zu arbeiten, aber  
 das Werk von Gold zu machen, das ist die Kunst.“ Darauf ant-  
 10 wortete ich kocklich: „Heiliger Vater! wenn ich es nicht zehnmal  
 besser als mein Modell mache, so sollt Ihr mir nichts dafür be-  
 zahlen.“ Darüber entstand eine große Bewegung unter den Herren,  
 und sie behaupteten, daß ich zu viel verspräche. Unter ihnen  
 aber war ein großer Philosoph, der zu meinen Gunsten sprach  
 15 und sagte: „Wie ich an diesem jungen Mann eine gute Sym-  
 metrie seines Körpers und seiner Physiognomie wahrnehme, so  
 verspreche ich mir viel von ihm“.<sup>1</sup> — „Ich glaube es auch“,  
 sagte der Papst. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und  
 sagte, er sollte fünfhundert Golddukaten bringen.

20 Indessen, als man das Geld erwartete, befah der Papst  
 nochmals mit mehr Gelassenheit, wie glücklich Gott-Vater mit  
 dem Diamanten zusammengestellt war. Den Diamanten hatte  
 ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber saß  
 die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelstein  
 25 nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Übereinstimmung  
 sich zeigte. Die Gestalt hub die rechte Hand auf, um den Segen  
 zu erteilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben an-  
 gebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten;  
 der mittellste war ganz und die beiden andern nur halb erhoben<sup>2</sup>,  
 30 um sie her war eine Menge anderer Knaben mit schönen Edel-  
 steinen in ein Verhältnis gebracht; übrigens hatte Gott-Vater  
 einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervor-  
 kamen. Daneben andere Zieraten, die dem Ganzen ein sehr  
 schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse

<sup>1</sup> Der Philosoph gehörte zweifellos der damals herrschenden Richtung des  
 Neu-Platonismus an, die den schönen Körper als Ausdruck einer schönen Seele  
 erklärte. — <sup>2</sup> In erhabener Arbeit gefertigt.

auf einem schwarzen Steine gearbeitet. Als das Geld kam, überreichte es mir der Papst mit eigener Hand und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten, das werde mein Vorteil sein.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht 5  
ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mir nach acht Tagen der Papst durch einen seiner Kämmerer, einen bolognesischen Edelmann, sagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, so weit sie wäre, mitbringen. Indessen wir auf dem Wege waren, sagte mir die- 10  
ser Kämmerer, der die gefälligste Person am ganzen Hofe war, daß der Papst nicht sowohl meine Arbeit sehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden sollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten, 15  
deswegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papst und zeigte ihm das Goldblech, worauf schon Gott-Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur so angelegt, schon mehr bedeuten wollte als das Wachsmodell, so daß der Papst erstaunt ausrief: „Von jetzt an will ich 20  
dir alles glauben, was du sagst, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir so lieb ist wie dieser und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wolltest. Hast du jemals dergleichen gemacht, oder hast du Lust, so etwas zu machen?“ 25

Ich sagte, daß es mir dazu an Mut nicht fehle, daß ich auch gesehen habe, wie man sie arbeite, daß ich aber selbst noch keine gemacht habe. Bei diesem Gespräch war ein gewisser Giovanni da Prato<sup>1</sup> gegenwärtig, der Sekretär bei seiner Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er sagte: „Heiligster 30  
Vater! bei der Gunst, die Ihre Heiligkeit diesem jungen Manne zeigen, wird er, der von Natur kühn genug ist, alles Mögliche versprechen. Ich Sorge, daß der erste wichtige Auftrag, den ihm Ihre Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer ist, leiden werde.“ 35

<sup>1</sup> Giovanni Tommaso Cortesi aus Prato, ein berühmter Rechtskonsulent.

Der Papst lehrte sich erzürnt zu ihm und sagte: er solle sich um sein Amt bekümmern; und zu mir sprach er: ich sollte zu einer goldenen Doppie<sup>1</sup> das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Christus mit gebundenen Händen sehen, mit der  
 5 Umschrift: *Ecce homo*. Auf der Rückseite sollte ein Papst und ein Kaiser abgebildet sein, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterschrift: *Unus spiritus et una fides erat in eis*.<sup>2</sup>

Als mir der Papst diese schöne Münze aufgetragen hatte,  
 10 kam Bandinello, der Bildhauer<sup>3</sup>, hinein; er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht und sagte mit seiner gewohnten anmaßlichen Unwissenheit: „Diesen Goldschmieden muß man zu solchen schönen Arbeiten die Zeichnungen machen.“ Ich lehrte mich schnell zu ihm und sagte: ich brauche zu meiner Kunst keine  
 15 Zeichnungen nicht; ich hoffe aber, mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu sein. Der Papst, dem diese Worte sehr zu gefallen schienen, wendete sich zu mir und sagte: „Geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden.“ So ging ich geschwind weg und schnitt zwei Formen  
 20 mit der größten Sorgfalt, prägte sogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag nach Tische, trug ich die Münze und die Stempel zum Papste. Da er sie sah, war er erstaunt und zufrieden sowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geschwindigkeit, mit der ich  
 25 ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpste Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun sah, daß ihm die meinigen über die Maßen wohlgefielen, zog ich einen Aufsatß aus dem Busen, in welchem ich  
 30 bat: daß das Amt eines Stempelschneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich sechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeister bezahlt. Der Papst nahm meine Bittschrift, gab sie dem Se-

<sup>1</sup> Eine Münze. — <sup>2</sup> „Ein Geist und Ein Glaube war in ihnen.“ — <sup>3</sup> Baccio Bandinello (1493—1560), der gehaßte Rivale Cellinis, dem wir noch oft begnügen werden, war wegen seiner bösen Zunge wenig beliebt und wegen seiner nachlässigen Art zu arbeiten wenig geschätzt.

Iretär und sagte: er solle sie sogleich ausfertigen. Dieser wollte sie in die Tasche stecken und sagte: „Gw. Heiligkeit eile nicht so sehr! das sind Dinge, die einige Überlegung verdienen.“ Der Papst versetzte: „Ich versteh' Euch schon, gebt das Papier mir her.“ Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und sagte: „Ohne Widerrede fertigt mir sogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto sind mir lieber als die Augen jener dummen Teufel.“ Ich dankte Seiner Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit. 5

### Behntes Kapitel.

10

Die Tochter des Raffael del Moro hat eine böse Hand, der Autor ist bei der Kur geschäftig; aber seine Absicht, sie zu heiraten, wird vereitelt. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens VII. — Trauriges Ende seines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf. 15

Noch arbeitete ich in der Werkstatt des Raffael del Moro, dessen ich oben erwähnte. Dieser brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und sie zu heiraten gedachte; ich ließ mir aber nichts merken und war vielmehr so heiter und froh, daß sie sich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächsten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerksam und ließ sie von einem unwissenden Medikaster kurieren, der versicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde steif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus entstünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit sah, sagte ich ihm, er solle nur nicht glauben, was der unwissende Mensch behauptete; darauf hat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verschaffen. Ich ließ sogleich den Meister Jakob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er sah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwissenden Menschen in die größte Angst versetzt war, sprach ihr Mut ein und versicherte, 35

daß sie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten solle, wenn auch die zwei letzten Finger etwas schwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe schritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch  
 5 bei der Operation gegenwärtig sein! Ich sah bald, daß die Eisen des Meister Jakob zu stark waren, er richtete wenig aus und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelstunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkstatt und machte vom feinsten Stahl ein Eischen<sup>1</sup>,  
 10 womit er hernach mit solcher Leichtigkeit arbeitete, daß sie kaum einigen Schmerz fühlte und er in kurzer Zeit fertig war. Deswegen und um anderer Ursachen willen liebte er mich mehr als seine beiden Söhne und gab sich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

15 Ich hatte große Freundschaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer des Papstes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch selbst keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro<sup>2</sup>, einen jungen Fremden,  
 20 Bastian von Benedig, einen trefflichen Maler<sup>3</sup>, und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Raffael wußte von dieser Freundschaft und begab sich deswegen zum Herrn Johann Gaddi und sagte ihm: „Mein Herr! Ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Ben-  
 25 venuto geben möchte, so wüßte ich mich an niemand besser als an Eure Gnaden zu wenden.“ Darauf ließ der kurzsichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt sagte er zu ihm: „Raffael! denket mir daran nicht mehr, Ihr seid weiter von ihm entfernt als der Zänker von  
 30 den Maulbeeren.“ Der arme niedergeschlagene Mann suchte schnell das Mädchen zu verheiraten, die Mutter und die ganze Familie machten mir böse Gesichter, ich wußte nicht, was das heißen sollte, und, verdrießlich, daß sie mir meine treue Freund-

<sup>1</sup> Diminutiv von Eisen; ist wohl dialektisch. — <sup>2</sup> Annibale Caro (1507–1566), einer der geschätztesten Schriftsteller und Dichter jener Zeit, der seinen Haupt-  
 ruhm einer formvollendeten Übersetzung der „Aneis“ verdankt. — <sup>3</sup> Der bekannte  
 venezianische Maler Sebastiano del Piombo (1485–1547).

schaft so schlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkstatt in ihrer Nachbarschaft zu errichten. Meister Johann sagte mir nichts als nach einigen Monaten, da das Mädchen schon verheiratet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen und die Münze zu bedienen, als der Papst aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwei Karlinen auftrug, worauf das Bildnis Seiner Heiligkeit stehen sollte und auf der andern Seite Christus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umschrift: *Quare dubitasti?*<sup>1</sup> Die Münze gefiel so außerordentlich, daß ein gewisser Sekretär des Papstes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, sagte: „Gw. Heiligkeit kann sich rühmen, daß sie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiser mit aller ihrer Pracht nicht gesehen haben.“ Darauf antwortete der Papst: „Aber auch Benvenuto kann sich rühmen, daß er einem Kaiser meinesgleichen dient, der ihn zu schätzen weiß.“ Nun war ich unausgesezt mit der großen goldnen Arbeit beschäftigt und zeigte sie oft dem Papste, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden schien.

Auch mein Bruder war um diese Zeit in Rom und zwar in Diensten Herzog Alexanders, dem der Papst damals das Herzogtum Penna verschafft hatte<sup>2</sup>, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt so viel auf ihn als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tische unter den Bänken<sup>3</sup> in der Werkstatt eines gewissen Vaccino della Croce, wo alle die rüstigsten Brüder zusammentamen; er saß auf einem Stuhle und schlief. Zu der Zeit gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei und führten einen gewissen Kapitän Cisti, der auch aus der Schule des Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Diensten stand. Als dieser vorbeigeführt wurde, sahe er den Kapitän Cattivanza Strozzi in der gedachten Werkstatt und rief ihm zu: „Soeben wollt' ich Euch das Geld bringen, das ich Euch schuldig bin; wollt Ihr es haben, so kommt, ehe es mit mir

<sup>1</sup> Zu deutsch: „Warum zweifeltest du?“ — <sup>2</sup> D. h. schon im Jahre 1522 und zwar mit Hilfe des Kaisers Karl V. — <sup>3</sup> D. h. in der Straße de' Banchi; vgl. S. 71, Anmerkung 2.

ins Gefängnis spaziert.“ Kapitän Cattivanza hatte keine große Lust, sich selbst aufs Spiel zu setzen, desto mehr, andere vorzuschieben, und weil einige von den tapfersten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu so großer Unternehmung hatten, sagte er ihnen, sie sollten hinzutreten und sich vom Hauptmann Cisti das Geld geben lassen. Wollten die Häfcher widerstehn, so sollten sie Gewalt brauchen, wenn sie Mut hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Aldobrandi, der andere Anguillotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häfchern auf dem Halse, die, mehr als vierzig stark, mit Piken, Büchsen und großen Schwertern zu zwei Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen, und hätte sich Kapitän Cattivanza nur ein wenig gezeigt, so hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geschlagen, aber so fanden sie Widerstand, und Bertino war tüchtig getroffen, so daß er für tot zur Erden fiel. Auch Anguillotto war auf den rechten Arm geschlagen, so daß er nicht mehr den Degen halten konnte, sondern sich so gut als möglich zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indessen diese Händel sich ereigneten, waren wir andern zu Tische, denn man hatte diesmal eine Stunde später gegessen; der älteste Sohn stand vom Tische auf, um die Händel zu sehen. Ich sagte zu ihm: „Giovanni, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen ist immer gewiß zu verlieren, und nichts zu gewinnen.“ So vermahnte ihn auch sein Vater, aber der Knabe sah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickste Getümmel war. Als er sah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gebe? Der unverständige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts jagen sollte, versetzte doch ganz ohne Kopf: die Häfcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weise, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und sagte zu Giovanni: „Kannst du mir sagen, wer mir ihn erschlagen hat?“

Der Knabe sagte: ja! es sei einer mit dem Schwert zu zwei Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte sogleich den Mörder am Zeichen, und mit seiner bewundernswerten Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Mensch sich's versah, stach er dem Täter den Wanst durch und durch und stieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er sich gegen die andern mit solcher Gewalt, daß er sie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er sich nicht gegen einen Büchsenträger gewendet, der zu seiner Selbstverteidigung losbrückte und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten sich die Häfcher davon, denn sie fürchteten sich vor einem andern dieser Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich stand endlich vom Tische auf, schnallte meinen Degen an, wie denn damals jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menschen sah; einige, die mich kannten, machten mir Platz, und ich sah, was ich unerachtet meiner Neugierde gerne nicht gesehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm gesehen hatte, deswegen kannte er mich zuerst und sagte: „Lieber Bruder! mein großes Übel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf versprach mir ein solches Ende; laß mich schnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben.“ Nachdem ich seinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, sagte ich zu ihm: „Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber sei zufrieden, denn ehe dir der Atem ausgeht, sollst du dich noch durch meine Hände an dem gerochen sehen, der dich in diesen Zustand versetzt hat.“

Solche kurze Worte wechselten wir gegeneinander. Die Häfcher waren funfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Teil zurückgeschickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erschlagen hatte. Ich erreichte sie geschwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichster Schnelligkeit durchs Volk und war schon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß, ich brachte ihn um, wenn nicht im Augen-

blick, als ich den Degen schon gezogen hatte, mir ein Berlinghier<sup>1</sup> in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling und mein großer Freund war. Vier seiner Gesellen waren mit ihm und sagten zu Maffio: „Mache, daß du wegstömmst, denn dieser allein bringt dich um.“ Maffio fragte: „Wer ist es?“ Sie sagten: „Es ist der leibliche Bruder von dem, der dort liegt.“ Da wollt' er nichts weiter hören und machte, daß er sich eilig nach Torre di Nona zurückzog; die andern sagten zu mir: „Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen verhinderten, so ist es aus guter Absicht geschehen; laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird.“ So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Ärzte zusammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten sich nicht entschließen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erschien Herzog Alexander selbst, der sich sehr freundlich und teilnehmend gegen ihn bezeugte. Mein Bruder war noch bei sich und sagte zu ihm: „Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.“

Der Herzog sagte, er möge für sein Leben sorgen, er sei ihm als ein wackerer und braver Mann bekannt; dann kehrte er sich zu seinen Leuten und sagte: sie sollten es an nichts fehlen lassen. Man konnte das Blut nicht stillen, er fing an irre zu reden und phantasierte die ganze Nacht; außer da man ihm die Kommunion reichen wollte, sagte er: „Ich hätte wohl getan, früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sakrament in dieses schon zerstörte Gefäß nicht aufnehmen, es sei genug, daß ich es mit den Augen empfangen, und durch diese soll meine unsterbliche Seele teil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung ansieht.“

Sobald man das Sakrament weggenommen, fingen dieselben Torheiten wieder an, die aus den schrecklichsten Dingen, der ungeheuersten Wut und den fürchterlichsten Worten, die ein Mensch sich denken kann, zusammengesetzt waren, und so hörte er nicht

<sup>1</sup> Ein gewisser Berlinghier Berlinghieri.

auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er sich zu mir und sagte: „Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde etwas tun, das jene bereuen sollten, die mir Verdruß gemacht haben.“ Als bald warf er sich mit beiden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen schweren Kasten gesteckt hatten, und, gleichsam in der Bewegung eines, der zu Pferde steigen will, sagte er mir dreimal Lebewohl, und so schied diese tapfere Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen schönen Leichenstein von Marmor setzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Übergehen kann ich nicht, daß ein Freund meinen Bruder fragte: ob er wohl den Mann, der ihn verwundet, kenne? worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die seine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inschrift mit der Versicherung, daß der außerordentliche Jüngling sie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaßen:

Francisco Cellino Florentino, qui, quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit quantae fortitudinis et consilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M. D. XXIX.<sup>1</sup>

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und ob er gleich Johann Franziskus Cellini hieß, so nannte man ihn doch unter seinen Kameraden Cecchin den Pfeifer. Diesen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabstein setzen mit schönen antiken Buchstaben, die ich alle zerbrochen vorstellen lassen, außer dem ersten

<sup>1</sup> „Dem Franz Cellini aus Florenz, der in jungen Jahren schon seinem Führer Johannes Medici manchen Sieg errang und Fahnenträger war und damit offen zeigte, was für ein tapferer und kluger Mann er geworden wäre, wenn, von des graufamen Schicksals Geschloß durchbohrt, er nicht im fünften Lustrum seines Lebens dahin gestreckt worden wäre, setzte diesen Stein der Bruder Benvenuto. Gestorben am 27. Mai 1529.“

und lekten. Als mich nun die gelehrten Verfasser der Inschrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch diese zerbrochenen Buchstaben das wunderfame Werkzeug seines Körpers, das nun zertrümmert sei, vorstellen wollen. Der erste ganze  
 5 Buchstabe hingegen solle die von Gott uns geschenkte Seele bedeuten, welche unzerstört in Ewigkeit bleibe, so wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verstorbenen anzeige. Dieser Gedanke fand Beifall; auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

10 Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini setzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer sehr alten Stadt, finden sich unsere Cellinis als die geehrtesten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geschickten goldenen Löwen mit vorwärts geworfenen Pranken,  
 15 in deren rechter er eine rote Lilie hält, im blauen Felde führen. Das Haupt des Schildes von Silber trägt einen roten Turnierkragen von vier Sägen, zwischen welchen drei rote Lilien stehen. Unser Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper, mit allem übrigen, was ich erzählt habe: und so ließ ich auch das  
 20 Wappen auf meines Bruders Grabstein setzen, nur daß ich statt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich suchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papst so sehr verlangte, fertig zu machen; er  
 25 ließ mich zwei-, dreimal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm besser. Öfters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Mäßen niedergeschlagen sah, sagte er: „Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du so gar töricht wärest! Hast du denn nicht vorher  
 30 gewußt, daß gegen den Tod keine Arznei ist? Du bist auf dem Wege, ihm nachzufolgen.“

Indessen ich aber so an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenschaft gefaßt, den, der  
 meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht  
 35 aus den Augen zu lassen. Er war erst Kavallerist gewesen und hatte sich nachher als Büchschütze unter die Zahl der Hächer begeben, und was mich gegen ihn am grimmigsten machte, war,

daß er sich seiner That noch berühmt und gesagt hatte: „Wäre ich nicht gewesen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, so hätte er uns alle zu unserm größten Schaden in die Flucht geschlagen.“ Ich konnte nun wohl bemerken, daß meine Leidenschaft, ihn so oft zu sehen, mir Schlaf und Appetit nahm und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte also meinen Entschluß und scheute mich nicht vor einer so niedrigen und keineswegs lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von diesem Zustande befreien.

Er wohnte neben einem Hause, in welchem eine der stolzesten Kurtisanen sich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt gesehen hatte. Man hieß sie Signora Antäa. Es hatte eben vierundzwanzig geschlagen, als er nach dem Nachtessen, den Degen in der Hand, an seiner Thür lehnte. Ich schlich mich mit großer Gewandtheit an ihn heran, und mit einem großen pistolesischen Dolch holte ich rücklings dergestalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuschneiden gedachte. Er wendete sich schnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beschädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entsprang, von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er sich niederbückte, traf die Klinge zwischen Hals und Nacken und drang so tief in die Knochen hinein, daß ich mit aller Gewalt sie nicht herausziehen konnte; denn aus dem Hause der Antäa sprangen viele Soldaten mit bloßen Degen heraus, und ich mußte also auch ziehen und mich verteidigen. Ich ließ den Dolch zurück und machte mich fort, und, um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwischen Piazza Navona und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß, wenn ich nicht verfolgt würde, sollte ich nur ruhig sein und keine Sorge haben; ich sollte mich wenigstens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papst wünschte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geschichte gegangen war und was sie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Nacken und dem Halse des Verwundeten heraus zu bringen, den sie weiter

nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und sagte: „Das ist mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der seinen Bruder rächen wollte.“ Da bedauerten die Soldaten, daß sie mich nicht ganz gewähren lassen, ob ich ihm gleich so schon in reichlichem  
5 Maß seinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papst mich nicht nach seiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der bolognesische Kämmerer, mich abzuholen, der mich mit vieler Bescheidenheit merken ließ, daß der Papst alles wisse, aber mir desungeachtet  
10 sehr wohl wolle. Ich sollte nur ruhig sein und fleißig arbeiten.

Der Papst sah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszustehen hatte; denn als er das Werk sah, fing er wieder an, heiter zu werden, und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit so viel getan hätte. Alsdann sah er  
15 mir ins Gesicht und sagte: „Da du nun geheilt bist, so Sorge für dein Leben.“ Ich verstand ihn und sagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine schöne Werkstatt unter den Bänken, grad gegen Raffael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oft gedachten Werks. Der Papst schickte mir  
20 alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfnisse an Genueser Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geschickte Gesellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem vieles arbeiten, so daß in meiner Werkstatt ein großer  
25 Wert an Juwelen, Gold und Silber sich befand.

Ich war eben neunundzwanzig Jahr alt und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmut; sie diente mir zum Modell in meiner Kunst, und ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich sonst  
30 den leisesten Schlaf von der Welt hatte, so überfiel er mich doch unter solchen Umständen dergestalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieses begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er sei ein Goldschmied, meine Kostbarkeiten gesehen und den Plan gefaßt hatte, mich zu be-  
35 rauben. Er fand zwar verschiedene Gold- und Silberarbeiten vor sich, doch erbrach er einige Kästchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geschenkt hatte, und der so brauchbar auf der Jagd als wachsam im Hause war, fiel über den Dieb her, der sich mit dem Degen so gut verteidigte als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Türen bei der Sommerhitze offen standen, und weckte die Leute theils durch sein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen, bald den andern bei dem Arme packte. Dann lief er wieder mit erschrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; sie wurden diesen Unfug müde, und weil sie auf meinen Befehl immer ein Nachtlicht brannten, so griffen sie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verschlossen ihre Türen. Der Hund, von diesen Schelmen ohne Hülfe gelassen, blieb fest auf seinem Vorsatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkstatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm schon das Kleid vom Leibe gerissen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe, die schon auf waren, und bat sie um Gottes willen, sie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; sie glaubten ihm, erbarmten sich seiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkstatt, und da sie die Tür erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, sängen sie an mit lauter Stimme wehe über den Unfall zu schreien. Ich hörte es, erschrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: „Wir sind bestohlen, alles ist fort, die Schubladen sind alle erbrochen.“ Diese Worte taten so eine schreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht imstande war, vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu sehen, in welcher die Juwelen des Papstes waren. Mein Schrecken war so groß, daß mir fast das Sehen verging; ich sagte, sie sollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papstes fehle. Mit großer Freude fanden sie die sämtlichen Edelsteine und die Arbeit in Golde dabei; sie riefen aus: „Nun ist weiter kein Übel, genug, daß dieser Schatz unberührt ist, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelassen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn gestern abend, da es so heiß war, zogen wir uns in der Werkstatt aus und ließen unsere Kleider daselbst.“

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und sagte: „Gehet nur und kleidet euch alle neu, ich will es bezahlen.“ Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr gegen meine Natur erschreckte, 5 war, daß die Leute mir gewiß würden schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur erfonnen, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in den ersten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrautesten hatten zu ihm gesagt: „Wie könnt 10 Ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werte einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen als an die Kunst denkt und noch nicht dreißig Jahre hat.“

Der Papst fragte, ob jemand von mir etwas wisse, das Verdacht erregen könne? Franziskus del Nero antwortete: 15 „Nein! er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt.“ Darauf versetzte der Papst: „Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich selbst ein Übel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben.“

Ich erinnerte mich gleich dieses Gesprächs, brachte, so gut 20 ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze und ging mit der Arbeit geschwind zum Papste, dem Franziskus del Nero schon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkstatt bestohlen sei, gesagt hatte. Der Papst warf mir einen fürchterlichen Blick zu und sagte mit heftiger Stimme: „Was willst du hier? was gibt's?“ 25 — „Sehet hier Eure Juwelen“, sagte ich, „es fehlt nichts daran.“ Darauf erheiterte der Papst sein Gesicht und sagte: „So sei willkommen!“ und indes er die Arbeit ansah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in so große Angst gesetzt habe. Der Papst lehrte sich einige 30 mal um, mir ins Gesicht zu sehen, und lachte zuletzt über alle die Umstände, die ich ihm erzählte. Endlich sprach er: „Geh und sei ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!“

## Fünftes Kapitel.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verleumbden; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Überzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Überschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papst. — Mißverständnis zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außerordentliche Szene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Übeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indessen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen sich in Rom einige falsche Münzen sehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man sie dem Papst und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er sagte darauf zu dem Münzmeister: „Suchet mit allem Fleiße den Täter zu entdecken; denn wir wissen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann ist.“ Jener, der mein großer Feind war, antwortete: „Wollte Gott, daß es so wäre, wir haben aber schon einige Spur.“ Darauf gab der Papst dem Gouverneur von Rom den Auftrag, womöglich den Täter zu entdecken; ließ mich kommen, sprach über mancherlei, endlich auch über die Münze, und sagte wie zufällig: „Benvenuto! könntest du wohl auch falsche Münzen machen?“ Ich versetzte, daß ich sie besser machen wollte als alle die Leute, die so ein schändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwissende und ungeschickte Menschen, die sich auf solche schlechte Streiche einließen. Ich verdiente so viel mit meiner wenigen Kunst, als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt bestehen, und wenn ich falsche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal so viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann, denn so hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeister feindete mich an, weil er sie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papst merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich achtgeben und mich nicht

aus Rom lassen sollte, befahl er nunmehr die Untersuchung weiter fortzusetzen und sich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papst sie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Täter. Es war ein Arbeiter bei der Münze selbst, und zugleich mit ihm wurde ein Mitschuldiger eingezogen.

An demselbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Türe des obersten Häschers kam, stürzte mein Hund mit großem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menschen an, den ein gewisser Goldschmied von Parma, namens Donnino, als des Diebstahls verdächtig hatte einziehen lassen. Sie waren eben im Wortwechsel begriffen, der junge Mensch leugnete kocklich alles ab, und Donnino schien nicht Beweise genug zu haben; nun fiel noch gar der Hund mit solcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häscher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen lassen, um so mehr, als unter diesen ein Genueser war, der seinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf sich aufs neue dem Menschen an den Hals, so daß sie mir zuriefen: wenn ich den Hund nicht wegnähme, so würden sie mir ihn totschlagen.

Ich riß den Hund ab, so gut ich konnte, und als der Mensch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Donnino für sein Eigentum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: „Das ist der Dieb, der meine Werkstatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn.“ Sogleich ließ ich das treue Tier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm hat mich, ihn zu schonen und versprach mir alles das Meinige zurückzugeben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder und in der Verwirrung fünfundzwanzig Scudi drüber; dabei hat er um Gnade; ich aber sagte: er sollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zuliebe noch zuleide tun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück und erlebte bald, daß der falsche Münzer vor der Türe der Münze aufgehängt, sein Mitschuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der genuesische Dieb gleichfalls

an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienst den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Wasserflut eintrat, durch welche ganz Rom überschwemmt wurde. Es war schon gegen Abend, als das Wasser noch immer wuchs; 5 meine Werkstatt lag niedrig wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Gesellen, stieg barfuß zu meinen hintersten Fenstern heraus, watete, so gut ich konnte, 10 durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen; daselbst hat ich Herrn Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser, ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte durch meine 15 anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es sei die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Nun brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preisen konnte und ausrief: „Wenn ich ein reicher Kaiser 20 wär', wollte ich meinem Benvenuto so viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte, so aber sind wir heutzutage nur arme bankrutte Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf.“

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden und hat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten<sup>1</sup>, die eben 25 vakant war. Er versetzte: daß er mir was Besseres zugebacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Mietpfennig geben. Lachend versetzte der Papst: er sei es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienst tun sollte, und, um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige 30 Freiheiten zugestehn, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über zweihundert Scudi ein.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir, eine Zeichnung zu einem 35

<sup>1</sup> Stabträger bei festlichen Prozessionen.

prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich nebst einem Modell zustande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; statt des Fußes hatte ich drei runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht, sie standen auf einem Unter-  
 5 sage, auf welchem halb erhaben die Geburt und Auferstehung Christi, sodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu sehen war. Indem ich an dieser Arbeit fortfuhr, wollte der Papst sie öfters sehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend besser zu versorgen. Da-  
 10 her, als einst die Stelle eines Frate del Piombo<sup>1</sup> vakant wurde, hat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes Werk geraten war; sagte zu mir: „Eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir sie gäbe, würdest du nur deinem Leibe wohlthun, deine schöne Kunst vernachlässigen, und man würde mich tadeln.“ Darauf antwortete ich sogleich: „Die Katzen guter Art mausen besser, wenn sie fett als wenn sie hungrig sind; so auch rechtschaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn sie eines reichlichen Lebens  
 15 genießen, und ein Fürst, der solche Männer in Wohlstand versetzt, pflegt und nährt die Künste selbst, die bei einer entgegengesetzten Behandlung nur langsam und kümmerlich fortwachsen. Und ich will Gurer Heiligkeit nur gestehn, daß ich mir auf diese Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den  
 20 armen Trabantendienst erhielt. Geben Gure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunstreichen Manne, nicht einem unwissenden, der seinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beispiel an Papst Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren; er gab dem trefflichen Baumeister Bramante<sup>2</sup> eine solche Pfründe.“ Und  
 25 alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebastian, der venezianische Maler<sup>3</sup>, hervor und sagte: „Wenn Gw. Heiligkeit diese Pfründe jemanden zu geben gedenken, der sich in den Künsten Mühe gibt, so darf ich

<sup>1</sup> Das Amt, den päpstlichen Bullen ein Bleisiegel anzuhängen. — <sup>2</sup> Bramante, eigentlich Donato b'Angelo, berühmter Architekt (1444—1514), der seit 1500 in Rom arbeitete. — <sup>3</sup> Sebastiano del Piombo, der eben von diesem Amte den Beinamen del Piombo erhielt. Vgl. S. 99, Anmerkung 3.

bitten, mich dadurch zu beglücken.“ Darauf antwortete der Papst: „Läßt sich doch der verheufelte Benvenuto auch gar nichts sagen; ich war geneigt, sie ihm zu geben, er sollte aber mit einem Papste nicht so stolz sein; doch weiß ich nicht, was ich tun soll.“  
 Hierauf bat der Bischof von Basona für den gedachten Sebastian und sagte: „Heiliger Vater! Benvenuto ist jung, und der Degen an der Seite kleidet ihn besser als der geistliche Rock; geben Ew. Heiligkeit diese Stelle dem geschickten Sebastian, und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht schicklicher ist, erhalten.“ Da wandte sich der Papst zu Herrn Bartholomäus Valori und sagte zu ihm: „Wenn Ihr Benvenuto begegnet, so sagt ihm, daß er dem Maler Sebastian die Pfründe verschafft hat; aber er soll wissen, daß die erste bessere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht ist. Inzwischen soll er sich gut halten und meine Arbeit endigen.“

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwei Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papst, der ihn hatte rufen lassen. Er blieb stehen und sagte mit großer Freundlichkeit alles, was ihm der Papst aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: „Mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich diese Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeste Hoffnung habe, vom Papste etwas zu erhalten.“ Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papstes nicht besser zu schätzen wisse. Ich antwortete: „Da ich weiß, daß ich nichts haben werde, so wär' ich ein Tor, wenn ich hoffen wollte“; und so schieden wir auseinander. Vermutlich hat Herr Bartholomäus dem Papst meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwei Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weise nach dem Palaste.

Der Papst, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag, nachzusehen, was ich mache? Das gute Männchen kam alle Tage und sagte mir etwas Freundliches, und so tat ich auch gegen ihn. Endlich, als der Papst nach Bologna verreisen wollte<sup>1</sup> und sah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verstehen, daß ich meine

<sup>1</sup> Zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Karl V. Ende 1532.

Arbeit hinaustragen sollte, denn er wollte sehen, wie weit ich gekommen sei. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeiert hatte, und bat den Papst, daß er mir fünfhundert Scudi da lassen sollte, theils auf Rechnung meines Verdienstes, theils, weil mir noch Gold fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papst sagte darauf: „Mach's nur erst fertig“; und ich antwortete im Fortgehen: „Wenn er mir Geld ließe, so sollte es nicht fehlen.“

Bei seiner Abreise nach Bologna ließ der Papst den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er sagte: „Benvenuto ist ein Mann, der sich aus seinem Talent wenig macht und ebensowenig aus uns, deshalb müßt Ihr ihn anfeuern, so daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme.“ Da schickte nach Verlauf von acht Tagen diese Bestie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich sollte meine Arbeit mitbringen; ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf sagte er zu mir: „Wo hast du dein Zwiebelmus? ist's fertig?“ Darauf antwortete ich: „Hochwürdigster Herr, mein Zwiebelmus ist nicht fertig und wird nicht fertig werden, wenn Ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt.“ Darauf ward der Cardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ähnlich sah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: „Ich werde dich auf die Galeere setzen, daß du Zeit hast, deine Arbeit zu vollenden.“ Da ward ich denn mit dieser Bestie auch bestialisch und sagte: „Gnädiger Herr! wenn ich durch Übeltaten die Galeere verdiene, dann werdet Ihr mich darauf setzen; aber gegenwärtig fürchte ich sie nicht, und, was mehr ist, so beteuere ich, daß ich eben um Eurer Gnaden willen jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, Ihr müßtet mich denn durch die Häfcher holen lassen.“

Darauf schickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im guten zur Arbeit bereden zu lassen; dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln schicken, damit mein Zwiebelmus fertig werden könnte, und so mußte er zuletzt an dieser Kur verzweifeln.

Der Papst kam von Bologna zurück und fragte sogleich nach mir; denn der Cardinal hatte schon das Schlimmste, was er

konnte, von mir geschrieben. Der Papst war in unglaublicher Wut und befahl, ich sollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch tat.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwischenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmste Ursache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich, blind zu werden und hatte darauf schon meine Rechnung gemacht. Da ich nun so zum Papste ging, dachte ich auf meine Entschuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich sie vorbringen wollte, indes der Papst die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn sobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und sagte: „Gib die Arbeit her! ist sie fertig?“ Schnell deckte ich sie auf, und er fuhr mit größerer Wut fort: „Bei dem wahrhaftigen Gott schwöre ich dir; denn du glaubst dich nicht um mich bekümmern zu dürfen; hielt' mich nicht das Urteil der Welt zurück, ich ließ' dich und das Werk zu diesem Fenster hinauswerfen.“ Da ich nun sah, daß der Papst eine so schlimme Bestie geworden war, dachte ich darauf, mich sachte wegzubegeben und nahm, indes er immer zu schelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und sagte murmelnd: „Könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer solchen Arbeit nicht das Vermögen geben.“ Daher erhob der Papst seine Stimme noch mehr und rief: „Komm her, was sagst du?“ Ich war im Begriff, fort und die Treppe hinunter zu springen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu schreien nicht aufhörte, schrie ich auch und rief: „Wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten?“ Darauf antwortete er: „Du hast dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgehen wahr sei.“ Da ich nun hörte, daß er seine Stimme mäsigte, versetzte ich: „Lassen Sie es durch Ihren Arzt untersuchen, und Sie werden die Wahrheit finden.“ Darauf sagte er: „Ich will schon erfahren, wie es mit dir steht.“ Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: „An diesem großen Übel ist nur der Kardinal Salviati schuld; denn sobald Er. Heiligkeit verweist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmus und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt

dieser niederträchtigen Worte war so groß, daß mir auf einmal vor heftiger Leidenschaft das ganze Gesicht brannte und mir eine so unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hause nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's  
 5 wie ein Star vor beide Augen, ich sah fast nichts und mußte die Arbeit stehen lassen."

Nachdem ich also gesprochen, stand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papst habe gesagt: „Unter  
 10 kann man ihnen geben, aber nicht Verstand und Betragen! Ich habe dem Kardinal nicht befohlen, daß er so hart verfahren sollte. Mein Leibarzt soll seine Augenkrankheit untersuchen, und wird sie wahr befunden, so muß man Nachsicht mit ihm haben."

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papstes und voller Verdienste, war eben gegenwärtig; er fragte, wer ich sei?  
 15 „Heiliger Vater!“ sagte er, „ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in so großem Zorn und alsbald wieder in so großem Mitleiden und wahrer Teilnahme gesehen habe. Wer ist der Mann? und da Er. Heiligkeit sehr viel an ihm gelegen scheint, so kann ich ihm ein Geheimnis lehren, wodurch seine  
 20 Augen geheilt werden sollen.“ Der Papst antwortete: „Das ist der größte Meister, der jemals in seiner Kunst geboren worden ist; ich will Euch gelegentlich seine Arbeit zeigen, und es soll mir lieb sein, wenn etwas zu seinem Besten geschehen kann."

Nach drei Tagen ließ mich der Papst rufen, als er eben ge-  
 25 speist hatte; jener Edelmann war gegenwärtig, und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieser mir viel Lob erteilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs seine Verwunderung, er sah mir ins Gesicht und sagte: „Er ist jung genug und kann es noch weiter bringen.“ Darauf erkundigte er sich nach meinem  
 30 Namen. „Benvenuto heiß' ich“, versetzte ich darauf. Er aber sagte: „Diesmal bin ich für dich willkommen! Nimm Lilie mit Stengel und Blume und destilliere sie bei gelindem Feuer; mit dem Wasser, das du gewinnst, salbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirst gewiß von deinem Übel genesen;  
 35 aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Wasser fortfahren.“ Der Papst sagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröstet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das schöne Mädchen schuld sein, das ich bei mir hatte, als ich bestohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte sie sich mit Gewalt auf einmal; sie äußerte sich aber nicht wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit roten Bläschen, so groß wie Pfennige, überdeckt. Die Ärzte wollten das Übel nicht für das anerkennen, was es war, ob ich ihnen gleich die Ursache und meine Vermutung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln, aber es half mir nichts; doch zuletzt entschloß ich mich, das Holz<sup>1</sup> zu nehmen gegen den Willen dieser, welche man für die ersten Ärzte von Rom halten mußte. Nachdem ich diese Medizin eine Zeitlang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, so daß ich nach Verlauf von fünfzig Tagen mich geheilt und gesund wie ein Fisch fühlte.

Darauf, da es gegen den Winter ging und ich mich von dem, was ich ausgestanden hatte, wieder einigermaßen erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig Tagen mich ein zehnfach größeres Übel befiel, als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Ärzte und ward von ihren Arzneien abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Ärzte widersetzten sich und versicherten, wenn ich die Kur während des Fiebers anfinge, so würde ich in acht Tagen tot sein; ich tat es aber doch mit derselbigem Ordnung und Vorsicht wie das erste mal. Nachdem ich vier Tage dieses heilige Wasser des Holzes getrunken hatte, verlor sich das Fieber ganz und gar und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Kur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelches, und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen in den Wochen dieser Fasten und Enthaltfamkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Übel geheilt und suchte nun meine

<sup>1</sup> Guajakholz, das gegen jene Krankheit vielfach angewandt wurde.

Gefundheit recht zu befestigen; dabei versäumte ich nicht, sowohl an dem bewußten Werke als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

### Zwölftes Kapitel.

5 Geschichte eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Kardinal Salviati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Kardinal sendet ihn nach Rom als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. — Pompeo von Mailand verleumdet ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, überredet ihn, den Kelch dem Papste auszuliefern, der ihn dem Autor zurückschickt, mit Befehl, das Werk fortzusetzen.

Um diese Zeit ward Kardinal Salviati, der mich so sehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daselbst wurde eben ein mailändischer Goldschmied, Tobias genannt, als ein falscher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Kardinal, der davon hörte, sich diesen trefflichen Mann vorstellen ließ. Der Legat verschob darauf die Vollziehung, schrieb den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt und gab ihm das Zeugnis: er sei ein einfältiger guter Mann, der durch seinen Reichtwater, den er um Rat gefragt, und der ihm diese Handlung erlaubt, eigentlich falsch geführt worden sei. Sodann könne der Papst, wenn er einen so geschickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am besten demüthigen.

Der Papst ließ gedachten Tobias sogleich kommen, und nachdem er uns beide vor sich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am besten gefaßt werden könnte? Er besaß ein solches von der größten Schönheit, es war um siebzehntausend Kammerdukaten<sup>1</sup> verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich schenken, aber vorher reich mit Golde verzerieren lassen.

<sup>1</sup> Dukaten päpstlicher Prägung.

Wir trugen beide unsere Zeichnungen, sobald sie fertig waren, zum Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten, über diese schwache 5 Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: „Laß nun deine Zeichnung sehen!“ Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte; er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen 10 Zieraten bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem Ansehen gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich senden, die Franzosen seien rohe 15 Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenpuß der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder ins Werk gesetzt sein würde; mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten, zwei Arbeiten würden auf einmal fertig, und 20 Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte, seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünsche, und wenn er 25 nur von einer andern Materie als von Gold wär', so wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zustande bringen. Darauf versetzte der pöbelhafte Hofmann: „Verlange nur kein Gold vom Papst; denn er gerät sonst in den größten Zorn, und wehe dir danach!“ Ich antwortete darauf: „Lehret mich ein wenig, mein 30 Herr, wie man Brot ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieses Werk nicht fertig werden.“ Diese Worte verdrossen ihn, er drohte mir, dem Papst alles zu hinterbringen, und tat es auch; der Papst brach in eine bestialische Wut aus und sagte: er wolle doch sehen, ob ich so toll sei, mich dieser Arbeit zu weigern. So 35 gingen zwei Monate vorbei, in denen ich ungeachtet meiner Drohung mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papst sah,

daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerst ungünstig und drohte, mich auf jede Weise zu züchtigen.

Eben war ein gewisser mailändischer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo, und ein naher Verwandter eines gewissen Herrn Trajans, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes; beide sagten einstimmig: „Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, so wird ihm die Lust schon kommen, den Kelch zu endigen.“ Darauf versetzte der Papst: „Es würden vielmehr daraus zwei Übel entstehen, ich würde bei der Münze übel bedient sein, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren.“ Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pompeo kam selbst, mir im Namen Seiner Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: „Sagt Seiner Heiligkeit: die Münze hat er sich, nicht mir genommen, und so wird es auch mit den andern Dingen gehen; und sagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen.“ Dieser abscheuliche, mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzutat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Menschen zu mir und ließ mir sagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, soweit wie sie gegenwärtig gekommen sei. Darauf antwortete ich: „Das ist nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich sogleich zurückzahlen, das Werk ist aber mein, und ich will damit nach Vergnügen schalten“; darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papst alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kämmerlinge des Papstes zu mir, vornehme und von Seiner Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: „Benvenuto! du hast bisher gewagt, den Papst aufzuziehen und willst keinen ver-

nünftigen Vorstellungen Gehör geben, höre nun: gibst du ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl, dich ins Gefängnis zu führen. Darauf sah ich ihnen fröhlich ins Gesicht und sagte: „Meine Herren! wenn ich dem Papste dies Werk gebe, so gebe ich ihm mein Werk und nicht das seinige, und ich habe nicht 5  
Lust, es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt soweit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwissenden Bestie gerate, die es mit wenig Mühe verdürbe.“

Es war bei dieser Unterredung auch jener Goldschmied 10 Tobias gegenwärtig, der sich unterstand, von mir sogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber sagte ihm, was solch ein elender Mensch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, 15 ich solle mich eilig entschließen, sagte ich ihnen, daß ich schon entschlossen sei, nahm mein Überkleid, und ehe ich aus dem Thadenging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Kreuzifix und sagte mit der Mütze in der Hand: „Gnädiger, unsterblicher, gerechter und heiliger Erlöser! Alles, was du tußt und 20 zuläßest, geschieht nach deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt, daß ich ungefähr in das Lebensalter gelangte, welches du auch erreicht hast, und ich habe bisher um keiner Ursache willen mich ins Gefängnis begeben müssen; ist es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich diese Schmach erdulde, 25 so danke ich dir auch dafür und übernehme sie geduldig.“ Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und sagte mit einem spottenden Lächeln: „Meinesgleichen verdiente wohl keine geringeren Hächer als ihr seid, meine Herren! so nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich, wohin ihr wollt.“ 30

Diese äußerst artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Gesprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß.<sup>1</sup> Wir fanden bei ihm den Fiscal<sup>2</sup>, sie hatten uns beide

<sup>1</sup> Gregorio Magalotti (gestorben 1537), geschätzter Rechtskonsulent und Schriftsteller. — <sup>2</sup> Verwalter der Staatskasse.

erwartet. Die beiden Herren Kämmerlinge sagten lachend: „Hier bringen wir euch diesen Gefangenen, nehmt ihn wohl in acht! Wir haben uns genug erlustigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen  
 5 gab, daß er, da dies seine erste Gefangenschaft sei, durch Häscher unserer Art abgeführt werden müsse.“ Sie eilten darauf zum Papst und erzählten ihm alle Umstände. Anfangs wollte er in Zorn geraten, nachher tat er sich aber Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herren und Kardinäle gegenwärtig, die mich  
 10 höchlich begünstigten.

Indessen beschäftigten sich der Gouverneur und der Fiskal mit mir; bald drohten sie, bald ermahnten sie, bald wollten sie mir raten. Sie sagten, es sei natürlich, daß, wenn einer von einem andern eine Arbeit machen lasse, so könne er sie auch nach  
 15 seinem Belieben auf jede Weise wieder zurücknehmen. Dagegen versetzte ich: daß das keineswegs gerecht sei, und daß ein Papst das nicht tun könne; denn er sei nicht von der Art gewisser tyrannischer Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmste, was sie nur können, anzutun fähig sind und weder Gesetz noch Gerechtig-  
 20 keit beobachten; dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Christi nicht verüben. Darauf sagte der Gouverneur mit gewissen häschermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: „Benvenuto! Benvenuto! du gehst darauf aus, daß ich dich nach Verdienst behandeln soll.“ — „So werdet Ihr mir alle  
 25 Ehre und Höflichkeit widerfahren lassen!“ — „Schicke sogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweite Wort!“ Darauf sagte ich: „Meine Herren! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe.“ Der Fiskal, der ein bescheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete sich zu ihm und sagte:  
 30 „Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk herausgibt, so haben wir genug.“ Darauf sagte ich: „Wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, so könnte er zum Meister, der ihn schlecht bediente, mit Gerechtigkeit sagen: gib mir mein Haus, ich will nicht, daß du mir daran arbeiten  
 35 sollst! er könnte ihm seine Arbeit bezahlen und ihn weg schicken. Auch wenn einer einen kostbaren Edelstein wollte fassen lassen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach seinem Willen, der

könnte sagen: gib mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier ist nicht von dieser Art die Rede, denn es ist weder ein Haus noch ein Edelstein, und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe. Und so, gnädiger Herr, tut, was Ihr könnt, von mir erhaltet Ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt Ihr dem Papst sagen, Eure Drohungen machen mir nicht die mindeste Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann, und bei meinen Handlungen wird mir nicht hange.“

Der Gouverneur und Fiskal standen auf und sagten mir, daß sie zum Papste gingen, und der Auftrag, mit dem sie wahrscheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und sie verzogen fast drei Stunden. Indessen besuchten mich alle die vornehmsten florentinischen Kaufleute und baten mich inständig, ich solle nicht mit einem Papste rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich fest entschlossen sei und wisse, was ich zu tun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiskal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und sagte: „Der Auftrag, den ich vom Papste habe, tut mir selbst leid, schaffe das Werk sogleich her, oder erwarte, was dir begegnen kann!“ Darauf antwortete ich: „Bis auf diese Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Christi eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es sehe; tut daher, was ihr nicht lassen könnt.“ Der Gouverneur versetzte nochmals: „Ich habe dir vorerst noch zwei Worte vom Papste zu sagen, und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papst befiehlt, du sollst mir die Arbeit hieher bringen, sie soll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und versiegelt werden, ich soll sie ihm hinbringen, und er verspricht bei Treue und Glauben, daß er sie nicht eröffnen, sondern sie dir sogleich zurückgeben will; aber so soll es sein um seiner eigenen Ehre willen.“ Darauf antwortete ich lächelnd: „Herzlich gern will ich mein Werk auf diese Weise hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu' und Glaube eines Papstes beschaffen ist.“ So schickte ich nach meiner Arbeit, siegelte sie, wie er's verlangte, und gab sie hin.

Als der Gouverneur zum Papste zurückkam, nahm dieser die Schachtel, wie jener mir nachher selbst erzählte, wendete sie einigemal um und fragte sodann den Gouverneur: ob er die Arbeit gesehen habe? Darauf sagte dieser: ja! sie sei in seiner  
 5 Gegenwart versiegelt worden, und versicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchst bewundernswert erschienen. Darauf versetzte der Papst: „Sage Benvenuto, die Päpste haben Gewalt, viel größere Dinge denn dieses zu lösen und zu binden.“ Und indem er dieses mit einigem Verdruß zu sagen schien, nahm er Siegel  
 10 und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugsam betrachtet hatte, zeigte er sie Tobias, dem Goldschmied, der sie sehr lobte, und als der Papst ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk gesehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle? mit ja antwortete und vom  
 15 Papste Befehl erhielt, sich ganz danach zu richten. Darauf wendete sich der Papst zum Gouverneur und sagte: „Seht, ob Benvenuto Euch das Werk überlassen will, bezahlt es ihm so hoch, als es ein Kenner schätzen mag; will er es selbst endigen und einen Termin setzen, so sucht mit ihm übereinzukommen und  
 20 macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf.“ Darauf sagte der Gouverneur: „Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieses jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weise zu Leibe gehe.“ Darauf erwiderte der Papst: mit Worten sollte er tun, was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch  
 25 schlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, so sollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an seinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in sein Zimmer rufen und sagte zu mir mit einem Hässerblick: „Die Päpste haben  
 30 Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu lösen, und das wird sogleich im Himmel gutgeheißen. Hier ist dein Werk offen zurück, seine Heiligkeit hat es gesehen.“ Darauf erhob ich die Stimme und rief: „Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpste beschaffen ist!“ Darauf tat der Gouverneur einige  
 35 ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und sagte mit einer etwas sanftern Art: „Benvenuto! es tut mir leid, daß

du dein Bestes nicht einsehen willst, so gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo.“ So trug ich mein Werk fort und brachte sogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papst, begierig, den Faden meiner Knecht- 5  
schaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich sollte nicht imstande sein, sogleich das Geld zu überliefern; als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, schimpfte er und ärgerte sich, daß die Sache so abgelaufen war, dann sagte er: „Geh' und suche Benvenuto in seiner Werkstatt auf, sage ihm, er soll 10  
mir das Werk zu einer Monstranz fertig machen, daß ich am Fronleichnam das Hochwürdige darin in Profession tragen kann, er soll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur soll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir nach seiner Art die ungeschicktesten Geselktaressen und sagte mir 15  
die Worte des Papstes wieder. Darauf antwortete ich schnell: „Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünschen, als wenn ich die Gnade eines so großen Papstes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, sondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösertigkeit gewisser 20  
neidischer Menschen, denen es eine Freude macht, Böses zu stiften. Hat doch der Papst eine Menge Diener! er soll mir Euch nicht mehr schicken, um Eures Heils willen, und Ihr könnt Euch nur in acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienst des Papstes denken und alles tun, was ich vermag. 25  
Vergeßt nur nicht, was Ihr dem Papst über mich gesagt habt, und mischt Euch nicht in meine Angelegenheiten, denn Eure Fehler sollen Euch noch verdienstermaßen gereuen.“ Alles dieses hinterbrachte der Mensch dem Papste auf eine bestialische Weise, und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner 30  
Werkstatt und trieb mein Geschäft.

Tobias, der Goldschmied, hatte indessen jenes Einhorn garniert und die Verzierung nach seiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit 35  
sich die Arbeit zeigen, und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke

des Tobias und auf alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Vaccino della Croce und ließ mich wegen der Monstranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen, bis ich mich von  
5 meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sei, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten imstande sei, bloß Seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtiert und arbeitete in meinem Hause an einer Medaille für ihn. In mei-  
10 ner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.

---

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Der Autor verliebt sich in eine sizilianische Kurtisane, namens Angelita, welche von ihrer Mutter geschwind nach Neapel geführt wird. — Seine Ver-  
zweiflung über den Verlust seiner Geliebten. — Er wird mit einem siziliani- 5  
schen Priester bekannt, der sich mit Zaubererei abgibt. — Ceremonien, deren  
er sich bedient. — Der Autor ist bei den Beschwörungen gegenwärtig, in  
Hoffnung, seine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der  
Beschwörung. — Ihm wird versprochen: er solle Angelita innerhalb eines  
Monats wieder sehen. — Streit zwischen ihm und Herrn Benedetto, den er 10  
tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem  
Papst, der Autor habe den Goldschmied Tobias umgebracht. Seine Heilig-  
keit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf  
der Stelle hinrichten zu lassen. Er entflieht und begibt sich nach Neapel. Auf  
dem Wege trifft er einen Freund an, Solozmeo, den Bildhauer. 15

**Z**u der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine  
Sizilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch sie  
zeigte, daß sie mir sehr wohl wolle; die Mutter aber, welche  
unsere Leidenschaft bemerkt hatte und sich vor unsern Absichten  
fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Flo- 20  
renz fliehen, kam mir zuvor, ging nachts aus Rom und ließ  
mir vorspiegeln, als wenn sie nach Civita Vecchia<sup>1</sup> den Weg ge-  
nommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia<sup>2</sup> und von da nach  
Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia und beging un-  
glaubliche Thorheiten, um sie wieder zu finden. Es wär' zu un- 25  
ständiglich, diese Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff,  
toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwei Mo-  
naten, daß sie sich in Sizilien sehr mißvergnügt befinde. In-  
dessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und  
eine andere Liebe ergriffen, nur um jene loszuwerden. 30

<sup>1</sup> Liegt nordwestlich von Rom. — <sup>2</sup> Ein Hafenplatz an der Tibermündung.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen sizilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht; er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einmals, durch eine besondere Wendung  
 5 des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberei zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte, irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren; darauf  
 versetzte der Priester: „Zu einem solchen Unternehmen gehört ein  
 starkes und sichres Gemüt.“ Ich versetzte, daß ich die Stärke  
 10 und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fänd', ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: „Wenn dir am Anschauen solcher Dinge  
 genug ist, so will ich deine Neugierde sättigen.“ Wir wurden  
 eins, das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich  
 15 der Priester bereit, indem er mir sagte, ich solle einen, auch zwei Gefährten suchen. Da rief ich Vinzenzio Romoli<sup>1</sup>, meinen besten  
 Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf  
 die Schwarzkünstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen ins  
 Kolisee<sup>2</sup>; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer,  
 20 zeichnete Zirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien, die  
 man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika  
 (Assa foetida)<sup>3</sup> mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und  
 Feuer, auch böses Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Thor<sup>4</sup> in den  
 25 Zirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünstler  
 befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfnis ins Feuer zu werfen; uns  
 überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Spezereien  
 darzureichen, dann fing er seine Beschwörungen an, welche über  
 anderthalb Stunden dauerten. Darauf er-  
 30 schienen manche Legionen Teufel, so daß das Kolisee ganz voll  
 ward. Ich war mit den köstlichsten Spezereien beschäftigt, und  
 als der Priester eine so große Menge Geister bemerkte, wendete  
 er sich zu mir und sagte: „Verlange was von ihnen!“ Ich ver-

<sup>1</sup> Ein Florentiner, der Börsenmakler an der Münze war. — <sup>2</sup> Das Kolosseum, ein altrömisches Amphitheater aus der Zeit des Kaisers Vespasian, das noch heute als eine der großartigsten Ruinen in der Nähe des Forum Romanum erhalten ist. — <sup>3</sup> Stinkender Wasant, Teufelsbrot. — <sup>4</sup> Den Eingang.

setzte: „Sie sollen machen, daß ich mit meiner Sizilianerin wieder zusammenkomme.“

Diese Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich sehr zufrieden über diese Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen, und ich würde in allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich mußte einen unschuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vinzenzio Romoli, und da ein gewisser Agnolino Gaddi unser Hausfreund war, nahm ich auch diesen mit zu unserer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder seine Vorbereitung, und mit derselben, ja mit einer noch wunderfamern Ordnung brachte er uns in den Zirkel, den er von neuem mit mehr Kunst und Zeremonien bereitet hatte. Vinzenz und Agnolino besorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pentafel<sup>1</sup> in die Hand und sagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Nekromant die schrecklichsten Beschwörungen an und rief bei ihren Namen eine Menge solcher Teufel, die Häupter der Regionen waren, und beschwur sie, im Namen und Gewalt Gottes, des unerschaffnen, lebendigen und ewigen, und das in hebräischen Worten, auch mitunter in genugsamen griechischen und lateinischen, so daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der ersten Beschwörung erschienen und das ganze Kolisee sich erfüllte. Vinzenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und sparten das kostbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Nekromant den Rat, abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelika sein möchte. Ich tat es, und er wendete sich zu mir und sagte: „Hörst du, was sie sprechen? in Zeit eines Monats sollst du bei ihr sein.“ Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur fest halten, denn es wären wohl ein Tausend Regionen mehr, als er verlangt habe, und sie seien von der gefährlichsten Art; da sie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, so mußte man ihnen freundlich tun und sie geduldig entlassen.

<sup>1</sup> Ein Schußmittel gegen Bezauberung, wohl dasselbe wie das Pentagramm, der Drudenfuß.

Nun fing das Kind, das unter dem Pentakel war, zu jammern an und sagte, es seien eintausend der tapfersten Männer beisammen, die uns alle drohten, dann sah es noch vier ungeheure Riesen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indessen suchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, sie auf die sanfteste und gefälligste Art, so gut er konnte, zu entlassen. Vinzenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern; ich fürchtete mich so sehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und sprach ihnen allen Mut zu. Gewiß, ich war halb tot, als ich den Nekromanten in so großer Angst sah. Das Kind hatte den Kopf zwischen die Knie gesteckt und sagte: „So will ich sterben! denn wir kommen um, alle zusammen.“ Da sagte ich zum Knaben: „Diese Kreaturen sind alle unter uns<sup>1</sup>, und was du siehst, ist Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf!“ Das Kind blickte hin und sagte von neuem: „Das ganze Kolissee brennt, und das Feuer kömmt auf uns los.“ Es hielt die Hände vors Gesicht, rief, es sei tot und wollte nichts mehr sehen! Der Nekromant empfahl sich mir, bat, ich möchte nur festhalten und stark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vinzenzio und sagte: er möge schnell Zaffetika aufstreuen! Indem so betrachtete ich den Agnolo, der so erschrocken war, daß ihm die Augen in die Quere stunden und er halb tot schien. „Agnolo!“ rief ich, „hier ist nicht Zeit, sich zu fürchten; mache dir was zu tun, rühre dich und streue schnell die Zaffetika.“ Agnolo, indem er sich bewegen wollte, verunreinigte sich mit so heftigem Getöse, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war; das Kind erhob bei diesem Schall und Gestank ein wenig das Gesicht, und da es mich lächeln sah, erholte es sich ein wenig von seiner Furcht und sagte: sie zögen sich mit Macht zurück.

So blieben wir, bis die Morgenglocke zu läuten anfang, und das Kind sagte: nur wenige seien noch übrig geblieben, und sie stünden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun seine Zeremonien, zog sich aus, nahm seinen großen Pack Bücher zusammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis; einer drückte sich

<sup>1</sup> Uns untertan und inferior.

an den andern, besonders hatte sich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weste und mich beim Überkleid hielt. Beständig, bis wir zu unsern Häusern unter den Bänken gelangt waren, versicherte es uns, zwei von denen, die es im Kolisee gesehen habe, spazierten mit großen Sprüngen vor uns her und liefen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Nekromant sagte, so oft er auch schon in dem Kreis gewesen, sei ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte, ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichtümer einbringen sollte: denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sei, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden. Die Liebeshändel seien Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf: daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von so gefegtem Gemüt wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rate halten. So kamen wir nach Hause und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wieviel Zeit wir dazu brauchen würden und an welchen Ort wir zu gehen hätten? Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig sein, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von Norcia<sup>1</sup>. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nähe, in den Gebirgen der Abtei Farfa<sup>2</sup>, eine solche Weihe vorgenommen, es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch seien die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht ganz unerfahren in diesen Dingen, und könnten uns im Nothfall wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priester-Nekromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm,

<sup>1</sup> Ein Dorf am Südbahng der Monti Sibillini, nahe der süblichen Grenze Umbriens. — <sup>2</sup> Benediklinerabtei in den Sabiner Bergen.

ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen, denn er und niemand anders wußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sizilianerin sehen würde? Denn der Termin kam näher heran,  
 5 und es schien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprächen; ich sollte aber aufmerken und mich vor Händeln in acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber  
 10 etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen, auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beide die glücklichsten Menschen werden.

Ich fing an, mehr Lust zu empfinden als er selbst und sagte zu ihm: es sei nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, namens Johann da Castello<sup>1</sup>, ein Bologneser, ein trefflicher Mann, Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte nichts mehr, als mit ihm in die Wette  
 20 zu arbeiten, mich auch so der Welt zu zeigen und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen, was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf, mir anzuliegen und sagte: „Mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die dir bevorsteht.“ Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen, meine  
 25 Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelika noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich zur ungewöhnlichen Zeit von  
 30 meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte; ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf; und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein sehr guter Freund,

<sup>1</sup> Giovanni Bernardi aus Castel Bolognese (1495—1555), ein Gemmenschnreiber.

Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Sanezers. Dieser Benedetto war lange in Neapel gewesen; hatte sich darauf in Rom niedergelassen und besorgte die Geschäfte gewisser Handelsleute von Siena. Mein Geselle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe schuldig; an eben dem Tage waren sie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach seiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt und zwar in Gegenwart der Herren des Benedetto, die zufällig dabei standen. Da sie vernahmen, wie sich die Sache verhalte, schalteten sie ihren Faktor<sup>1</sup> tüchtig aus und sagten: sie würden sich eines andern bedienen, denn dergleichen Handel wollten sie nicht haben. Benedetto entschuldigte sich so gut er konnte und behauptete, er habe den Goldschmied bezahlt, sagte aber dabei: er sei nicht imstande, die Tollheit eines Wahnsinnigen zu bändigen. Diese Herren nahmen sein Betragen übel und jagten ihn sogleich weg. Darauf eilte er wütend nach meiner Werkstatt, vielleicht, um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab sich's, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichste, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich sogleich an alles, was mir der Refromant gesagt hatte, und hielt an mich, was ich konnte, um dasjenige nicht zu tun, wozu seine Worte mich nötigten. „Herr Benedetto!“ sagte ich, „Bruder! entrüstet Euch nicht gegen mich; habe ich Euch doch nichts zuleide getan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt Ihr was mit Felix zu tun, so geht doch, ich bitte Euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am besten, was zu antworten ist; Ihr tut mir unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergestalt anzugreifen, um so mehr, da Ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, Beleidigungen zu erdulden.“

Darauf antwortete Benedetto: ich wisse um alles, er sei der Mann, mit mir schon fertig zu werden, Felix und ich seien zwei große Lumpen.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit an-

<sup>1</sup> Verwalter.

zuhören, und, gezwungen durch seine groben Worte, bückte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Handvoll Kot, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Gesicht zu treffen; aber er bückte sich, und ich traf ihn mitten auf den Schädel. In dem Kote stat  
 5 ein frischer Stein mit vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig für tot auf die Erde, und jedermann, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für tot. Inzwischen daß einige Anstalt machten, ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe, und als er  
 10 diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe? Man sagte: Benvenuto! aber diese Bestie habe es an ihn gebracht.<sup>1</sup> Sobald Pompeo zum Papst kam, denn er ging wegen einiger Geschäfte dahin, sagte er: „Heiligster Vater! eben hat Benvenuto den Tobias erschlagen, ich habe es mit meinen eigenen  
 15 Augen gesehen.“ Da wurde der Papst wütend und sagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er solle mich fahen und am Orte, da der Todschlag geschehen sei, sogleich aufhängen lassen.

Ich aber, da ich diesen Unglücklichen auf der Erde sah, dachte  
 20 sogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bei dieser Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich so geschwind als möglich mit Gott davon zu machen. Herr Johannes riet mir, ich sollte nicht so eilig sein,  
 25 manchmal sei das Übel so groß nicht, als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein römischer Edelmann aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes beiseite und sagte:  
 30 sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe; es sei kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wut nicht entränne, ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen! Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Jo-  
 35 hannes sah mich mit tränenden Augen an und rief: „Wie traurig, daß ich kein Mittel habe, dir zu helfen!“ Darauf sagte ich: „Mit

<sup>1</sup> D. h. habe Hünkel gesucht, wie aus dem italienischen Original hervorgeht.

der Hülfe Gottes will ich mir schon selbst helfen, nur bitt' ich Euch, dient mir mit einem Curer Pferde.“

Sogleich ließ er mir ein türkisches Pferd satteln, das schönste und beste, das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Büchse vor mich, um mich im Falle zu verteidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämtlichen Häscher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Not eine Tugend machen, herzhast früchte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblindet hatte, kam ich frei durch, und so schnell ich konnte, eilte ich nach Palombara zu Herrn Savelli und schickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen, wo ich mich befände. Herr Savelli bewirtete mich zwei Tage außs freundlichste; dann riet er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erste Hitze vorüber sei. Er ließ mich begleiten und auf die neapolitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Solosmeo<sup>1</sup> hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Cassino<sup>2</sup> fertig zu machen. Er sagte mir, daß noch selbigen Abend Papst Clemens einen seiner Kämmerer geschickt habe, um nachfragen zu lassen, wie sich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe diesen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieses dem Papst hinterbracht wurde, wendete er sich zu Pompeo und sagte: „Du bist ein schlechter Mensch; aber ich versichre dir, du hast eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht antun wird!“ Dann sprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir sehen solle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten singend auf Monte Cassino.

---

<sup>1</sup> Antonio da Settignano, Maler und Bildhauer aus der Schule des Andrea del Sarto und des Sanpovino. — <sup>2</sup> Berühmte Abtei zwischen Rom und Neapel, die 529 von dem heiligen Benedikt gegründet wurde.

## Zweites Kapitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er seine geliebte Angelika und ihre Mutter. Sonderbare Zusammenkunft dieser Personen. — Er wird von dem Vizekönig von Neapel günstig aufgenommen, welcher versucht, ihn in seinen Diensten zu behalten. — Angelikas Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Kardinals von Medicis nach Rom an, da der Papst den Irrtum wegen Tobias' Tod schon entdeckt hat. — Besonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von seiner Wunde genesen ist. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieser Audienz begegnet. — Der Papst vergibt ihm und nimmt ihn in seine Dienste.

Als nun Solosmeo daselbst die Arbeit durchgesehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirt entgegen, der uns in sein Gasthaus einlud und versicherte: er sei lange Zeit mit Karl Ginori<sup>1</sup> in Florenz gewesen, wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns aufs beste bewirten. Wir wiederholten öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu schaffen haben; dessenungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte seine Einladung immer mit denselbigen Worten. Endlich war ich seiner Zudringlichkeit überdrüssig, und, um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sizilianerin namens Beatrice nachweisen könne, die eine Tochter habe, welche Angelika heiße, beide seien Kurtisanen. Der Wirt, welcher glaubte, ich hätte ihn zum besten, rief aus: „Gott verdamme alle Kurtisanen und jeden, der ihnen wohl will!“ Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich, auf so gute Weise die Bestie los geworden zu sein: aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten nicht ohne manchen verliebten Seufzer von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirt im Galopp zurückkehren. „Es sind zwei oder drei Tage“, rief er aus, „daß neben meinem Hause ein Weib und ein Mädchen eingezogen sind, die so heißen; ob sie Sizilianerinnen sind, kann ich nicht sagen.“

<sup>1</sup> War Florentiner Gonfaloniere im Jahre 1527.

Darauf versetzte ich: „Der Name Angelika hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei dir einkehren will.“ Wir folgten dem Wirt und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus und fand meine Angelika wirklich daselbst, die mich mit unmäßigen 5 Diebstofungen empfing: ich blieb bei ihr bis den andern Morgen und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genusse fiel mir ein, daß an diesem Tage grade der Monat um sei, und daß ich nach dem Versprechen der bösen Geister meine Angelika nun besitze. Da denke nun jeder, der sich mit ihnen einläßt, sich die 10 großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung und empfing mich aufs beste, besonders Herr Domenico Fontana, ein trefflicher Goldschmied; er ließ mich die drei Tage, die ich in Neapel 15 war, in seiner Werkstatt arbeiten und begleitete mich, als ich dem Bizekönig<sup>1</sup> aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Seine Erzellenz empfingen mich sehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte; zufälliger Weise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, 20 denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Bizekönig verlangte ihn zu sehen und wünschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte: der Diamant und ich seien zu seinem Befehl. Er versetzte: der Diamant sei ihm angenehm, noch an= 25 genehmer würde es ihm aber sein, wenn ich bei ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden sein würde. So ward viel Höfliches hin und wieder gesprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen; ich verlangte zweihundert Scudi, und Seine 30 Erzellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß ihnen der Stein um so lieber sei, da ich ihn gefaßt habe, denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung tun. Ich versetzte darauf: der Stein sei nicht von mir gefaßt, ich getraute mir, ihm

<sup>1</sup> Peter Alvarez von Toledo, Marschese von Villafraanca, wurde 1532 zum Bizekönig ernannt und starb 1553.

durch eine andere Fassung noch einen viel größern Wert zu geben. Ich drückte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, pußte ihn und übergab ihn dem Bizekönig; er war zufrieden und erstaunt und gab mir eine Anweisung, worauf mir zwei-

- 5 hundert Scudi ausbezahlt wurden.
- Als ich nach Hause kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen und gleich bei Seiner Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelika den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit
- 10 herzlichen Tränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweihundert Scudi, die ich vom Bizekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter sah, daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: „Wenn du meine
- 15 Angelika nach Rom führen willst, so laß mir hundert Scudi, daß ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen.“ Ich antwortete der alten Kupplerin: dreißig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelika mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelika bat mich, ich solle ihr ein
- 20 Kleid von schwarzem Samt kaufen, der in Neapel wohlfeil war; auch das war ich zufrieden, ich schickte nach dem Samt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sei nun völlig gekocht und gar und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld, als ich ihr angeboten
- 25 hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: „Meine liebe Beatrice, ist dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe?“ Sie sagte nein! darauf versetzte ich: „So ist es mir genug!“ nahm Abschied von meiner Angelika, sie weinte und ich lachte; wir trennten uns, und ich kehrte nach Rom zurück.
- 30 Noch dieselbe Nacht reiste ich von Neapel weg, damit man mir nicht aufslauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steintweg<sup>1</sup> kam, mit allen Leibes- und Geisteskräften gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachstellten. Einige Tage dar-
- 35 auf ließ ich den Solosmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino

<sup>1</sup> Gemeint ist Ponte a Selice zwischen Capua und Aversa.

und stieg bei dem Gasthause von Adananni<sup>1</sup> ab, um zu Mittag zu essen; nicht weit von dem Hause schoß ich nach einigen Vögeln und erlegte sie; aber ein Stückchen Eisen am Schloß meiner Büchse verletzete mir bei dieser Gelegenheit die rechte Hand, und, so wenig es bedeutete, so gefährlich sah es aus, weil das Blut sehr stark aus der Wunde strömte. Ich stellte mein Pferd in den Stall und stieg auf einen Altan, wo ich viele neapolitanische Edelleute fand, die sich eben zu Tische setzen wollten, und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, so stieg hinter mir mein Diener, ein braver Bursche, mit einer großen Partisane in der Hand herauf, so daß vor uns beiden, den Waffeln und dem Blute, die guten Edelleute so erschrakten, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tische aussprangen und mit großem Entsetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen schon geholfen, denn ich sei der Mann, sie gegen jeden zu verteidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden sein wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich mit der größten Anmut; sie beruhigten sich einigermaßen, und wir speisten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferde und reisten in Gesellschaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht und ließen mich kluger Weise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er sollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem schönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir sprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt<sup>2</sup>, und so gelangte ich auf die angenehmste Weise nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Cardinal auf und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängnis und womöglich vor der Geldstrafe schützen. Dieser Herr empfing mich aufs beste und

<sup>1</sup> Anagni, ein Städtchen in der römischen Campagna. — <sup>2</sup> Außergewöhnliche Dinge, hier wohl: Liebesgespräche.

sagte mir, ich sollte nur ruhig sein; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Pecci hieß, und sagte ihm: er habe dem Bargell<sup>1</sup> von feinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle, mich anzurühren; dann fragte er: wie sich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Pecci  
 5 sagte: er befinde sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden, denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom käme. Darauf sagte der Kardinal unter großem Lachen: „Konnte er uns denn auf keine andere  
 10 Weise zeigen, daß er von Siena stamme?“<sup>2</sup> Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: „Beobachte um meinet- und deinetwillen den äußern Wohlstand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen, dann gehe hin, wohin du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben.“ Ich ging nach  
 15 Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papstes Clemens fertig zu machen; dazu hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen, mit den feinsten Kleidern angetan, welche mit der Fackel in der Hand vor einem Hausen Kriegsrüstungen stand, die wie eine  
 20 Trophäe verbunden waren; auch sah man Teile eines Tempels, in welchem die Wut gefesselt war, umher stand die Inschrift: Clauduntur belli portae.<sup>3</sup> Inzwischen, als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der Papst hörte nicht auf, nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in acht,  
 25 den Kardinal Medicis zu besuchen, denn so oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu tun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm sich Herr Piero Carnesecchi<sup>4</sup>, ein großer Günstling des Papstes, der Sache an und sagte mir auf eine  
 30 geschickte Weise, wie sehr der Papst wünsche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Seiner Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergessen noch unterlassen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille

<sup>1</sup> Häfcher. — <sup>2</sup> Die Sienesen galten allgemein für überspannt. Von der Fontebranda, einem Brunnen in Siena, geht noch heute die Sage, daß sein Wasser verrückt mache. — <sup>3</sup> „Des Krieges Tore werden geschlossen.“ — <sup>4</sup> Ein Florentiner und Sekretär des Papstes.

fertig, und ich prägte sie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte sie dem Herrn Piero, der mich sogleich bei dem Papst einführte. Es geschah nach Tische an einem schönen Tage im April, der Papst war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen sowie die Stempel; er nahm sie und sah sogleich die große Gewalt der Kunst ein, zeigte sie Herrn Piero und sagte: „Sind die Alten jemals so gut in Münzen bedient gewesen?“ Und indessen die Gegenwärtigen bald die Medaillen, bald die Stempel beschauten, fing ich mit der größten Bescheidenheit zu reden an und sagte: „Wenn das Geschick, das mir unglücklicher Weise Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieses Unwillens verhindert hätte, so verloren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böse lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in so großen Zorn versetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu lassen; wäre das geschehen, so hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, soll auf seine Diener nicht so übereilt den schweren Arm fallen lassen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat diesmal den ungünstigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten, ich bitte, künftig nicht so leicht auf mich zu zürnen.“

Der Papst fuhr immer fort, die Medaillen zu besehen und hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu; da aber viele große Herren gegenwärtig waren, schämte sich der Papst ein wenig, und, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem solchen Befehle nichts wissen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anderm an zu reden, und Seine Heiligkeit sprach von den Münzen und fragte mich, wie ich sie so künstlich hätte prägen können, da sie so groß seien, als er sie von den Alten niemals gesehen. Darüber ward eine Weile gesprochen; er aber schien zu fürchten, daß ich ihm noch einen schlimmeren Sermon halten möchte, und sagte: die Medaillen seien sehr schön und gefielen ihm wohl, nur möchte er noch eine andere Rückseite haben, wenn es anginge. Ich versetzte, daß solches gar wohl geschehen könne, und er bestellte sich die Geschichte Moses, der

Wasser aus dem Felsen schlägt, mit der Umschrift: Ut bibat populus.<sup>1</sup> Darauf sagte er: „Gehe, Benvenuto; sobald du fertig bist, soll auch an dich gedacht sein.“ Als ich weg war, versicherte der Papst vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nötig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückseite fertig zu machen.

### Drittes Kapitel.

Papst Clemens wird krank und stirbt. — Der Autor tötet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hause Farnese wird Papst. Er setzt den Verfasser wieder an seinen Platz als Stempelschneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, wird Cellinis Feind. Ursache davon. — Peter Ludwig bestellt einen korsikanischen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Absicht erfährt und nach Florenz geht.

Indessen ward der Papst krank, und da die Ärzte den Zustand für gefährlich hielten, vermehrte sich die Furcht meines Gegners Pompeo dergestalt, daß er einigen neapolitanischen Soldaten auftrug, mir nachzustellen; ich hatte viel Mühe, mein armes Leben zu verteidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich sie sogleich zum Papste, den ich im Bette und in sehr übeln Umständen fand; mit allem dem empfing er mich sehr freundlich und wollte Münzen und Stempel sehen. Er ließ sich Sicht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf tastete er ein wenig mit den Fingern, seufzte tief und sagte zu denen, die zunächst standen: „Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder gesund werde, so soll für ihn gesorgt sein.“ In drei Tagen starb der Papst, und ich hatte meine Arbeit umsonst getan; doch sprach ich mir Trost zu, denn ich war durch diese Medaillen so bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papst werde mich brauchen und vielleicht besser belohnen. So beruhigte ich mich selbst und löschte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angetan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem toten Papst die Füße zu küssen,

<sup>1</sup> „Auf daß das Volk zu trinken habe.“

welches nicht ohne Tränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu sehen, die bei solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehn wohlbewaffneten Männern einherkam. 5 Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte, ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hätten, und ich dachte, es 10 sei besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwei Ave Maria<sup>1</sup> stehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns durch noch mehr solche unartige Zeichen heraus. Meine Gefellen wollten sogleich 15 Hand ans Werk legen, ich aber sagte ihnen erzürnt: um meine Händel auszumachen, brauchte ich keinen Braven<sup>2</sup> als mich selbst, ein jeder möchte sich um sich bekümmern, ich wüßte schon, was ich zu tun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster 20 Freund, Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Mut, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmut geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut; deswegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich 25 vor hätte, teilnehmen lassen. Ich antwortete ihm: „Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in diesem Falle, wenn du mich liebst, bekümmere dich nicht um mich und mache, daß du fortkommst.“ Diese Worte sagte ich schnell. Indessen 30 waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse, die grade nach Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Ge-

<sup>1</sup> Solange als man braucht, um zwei Ave Maria zu sagen. Dem Volk ist diese Zeitmessung noch heute geläufig. — <sup>2</sup> „Bravi“ hießen im 16. Jahrhundert Häfcher und gebungene Mörder.

schäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraus-  
 5 trat; seine Braven hatten sich aufgetan und ihn schon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen spizigen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm keiner zu  
 10 Hülfe kommen konnte; ich stieß ihm nach dem Gesicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwei einzige Stiche versetzte, so daß er beim zweiten mir tot in die Hände fiel. Das war nun freilich meine  
 15 Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man sagt: Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen,  
 20 mein Leben zu verteidigen, — da waren alle seine Begleiter mit dem toten Körper beschäftigt, keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen, mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreihundert Schritte gegangen, als mich Piloto, der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: „Lieber Bruder! da das Übel geschehen ist, so laß uns sehen,  
 25 wie wir dich retten können!“ Darauf sagte ich: „Gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe.“ Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen, und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen, die  
 30 nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und alle erboten sich, ihr Leben zu meiner Rettung dran zu setzen; auch Herr Ludwig Rucellai schickte dringend zu mir, ich solle mich seiner auf alle Weise bedienen. Ebenso taten mehrere Männer seinesgleichen, denn alle segneten mich, sie waren sämtlich  
 35 überzeugt, daß mir der Mann allzugroßen Schaden zugefügt habe, und hatten sich oft über die Geduld, womit ich seine Feindschaft ertrug, verwundert.

In demselben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Han-

del erfahren und schickte mir aus eigener Bewegung dreißig Soldaten mit Partisanen, Pikeen und Büchsen, die mich sicher in mein Haus begleiten sollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wohl noch einmal so viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des 5 Entleibten, erster Kämmerer des Papstes, die Sache erfuhr, schickte er zum Kardinal Medicis einen mailändischen Edelmann, der das große Übel, das ich angerichtet hatte, erzählen und Seine Eminenz auffordern sollte, mich nach Verdienst zu bestrafen. Der Kardinal antwortete sogleich: „Sehr übel hätte 10 Benvenuto getan, das geringe Übel<sup>1</sup> nicht zu tun! dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat.“ Dann wandte er sich zu dem Bischof von Trulli<sup>2</sup> und sagte: „Seht Euch sorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hieher! ich will ihn verteidigen und schützen, 15 und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu tun.“ Der Mailänder ging sehr beschämt weg, und der Bischof eilte, mich aufzusuchen. Er ging zum Kardinal Cornaro und sagte: der Kardinal Medicis schicke nach Benvenuto und wolle ihn in seine Verwahrung nehmen. Der Kardinal Cornaro, der etwas 20 seltsam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich so gut als der Kardinal Medicis verwahren könne. Darauf sagte der Bischof: er wünsche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu sprechen, der Kardinal aber versicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne. 25

Der Kardinal Medicis war hierüber äußerst aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm und bat ihn, er möchte gnädigst geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu lassen, da doch dieser sich so lebhaft meiner angenommen habe. Seine Eminenz würden mir dadurch 30 einen neuen Freund in meinen Nöten erwerben, übrigens aber dächte ich denenselben nichts vorzuschreiben. Er antwortete mir: ich möchte tun, was ich für gut hielt, und so kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

<sup>1</sup> Das geringe Übel ist die Ermordung Pompeos, das größere Übel wäre die Ermordung Benvenuto's gewesen. — <sup>2</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Kardinal Farnese<sup>1</sup> zum Papste erwählt, und als er die wichtigsten Sachen besorgt hatte, verlangte er nach mir und sagte: ich allein solle ihm seine Münzen machen; darauf sagte einer seiner Edelleute, ich sei wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Ursachen, die mich zu dieser That bewogen hatten, sehr günstig vor. „Ich wußte den Tod des Pompeo nicht“, versetzte der Papst, „aber die Ursachen des Benvenuto wußte ich wohl, deswegen fertigt mir sogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig sicher stelle.“ Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papste sagte: „Es ist nicht ratsam, in den ersten Tagen Eurer Regierung solche Verbrechen zu begnadigen.“ Darauf wendete sich der Papst heftig zu ihm und sagte: „Das versteht Ihr nicht! Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß.“ So ward mir der Schutzbrief ausgestellt, und ich fing gleich an, für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale<sup>2</sup> kam zu mir und trug mir auf, ich solle die Münzen für den Papst machen; da setzten sich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht stören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterschrift: Vas electionis.<sup>3</sup> Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, so daß der Papst sagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein solle seine Münzen arbeiten; so war ich frisch daran, und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papste. Ich hätte gern das Dekret wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er sich einreden und sagte: ich müßte erst wegen des Totschlags begnadigt sein, und das könnte am Fest der heiligen Marien im August<sup>4</sup> durch den Orden der Caporioni<sup>5</sup> von Rom geschehen, denn man pflege diesem alle Jahre

<sup>1</sup> Alexander Farnese, (13. Oktober 1534) als Papst Paul III. — <sup>2</sup> de' Ma-  
netti, Kanonikus von St. Peter. — <sup>3</sup> „Ein auserwähltes Rüstzeug.“ So wird  
Paulus genannt in der Apostelgeschichte 9, 15. — <sup>4</sup> Himmelfahrt Mariä. — <sup>5</sup> Stadt-

zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken; indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig sein könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreitausend Dukaten Aussteuer einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unsers neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden; wenig erhielt er daher von diesen Geldern, denn der Herr hatte Lust, sich ihrer selbst zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er sollte seinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr versprach es zu tun, sobald nur die Gunst des Papstes sich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwei Monate, der Diener verlangte seine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, sagte aber desto öfter zu ihm und besonders zu der Frau: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht, dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte mir die größte Gunst. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen oder mich durch irgend jemand umbringen zu lassen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem seiner Soldaten, einem gewissen korsischen Teufelschen, die Sache sobald abzutun als möglich, und meine Feinde, besonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Korsen ein Geschenk von hundert Scudi versprochen, der versicherte, daß er nicht leichter ein frisches Ei austrinken wolle. Als ich diesen Anschlag vernahm, war ich auf meiner Hut und ging meist in guter Gesellschaft und im Harnisch, wie ich dazu die Erlaubnis hatte. Der Korsen, geizig genug, dachte das Geld nur so einzustreichen und die Sache für sich abzutun, so daß sie mich eines Tages im Namen des Herrn Ludwigs rufen ließen. Ich eilte, weil er von einigen silbernen Gefäßen gesprochen hatte, die er

---

bezirksvorsteher. Verschiedene Genossenschaften der Stadt hatten das Recht, einen zum Tode Verurteilten zu befreien. Cellini wurde durch die Genossenschaft der Metzger befreit.

wollte machen lassen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging schnell durch die Strada Julia, wo ich um diese Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palast Farnese umwenden wollte, indem  
5 ich nach meiner Gewohnheit mich nach der mittlern Straße hielt, sah ich den Korfen, der aufstund, sich mir in den Weg zu stellen. Ich war gefaßt, nahm mich zusammen, ging langsam und hielt mich nach der Mauer, um dem Korfen Platz zu machen und mich besser zu verteidigen. Auch er zog sich wieder gegen  
10 die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich sah in seinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein sah, könne es ihm gelingen; deswegen fing ich an zu reden und sagte: „Tapftrer Soldat, wenn es Nacht wäre, so könntet Ihr sagen,  
15 Ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag ist, so wißt Ihr, wer ich bin. Einer, der mit Euch nichts zu tun gehabt hat, einer, der Euch nie etwas zuleide tat, der aber auch nicht viel vertragen kann.“ Darauf blieb er mit kühner Gebärde vor mir stehen und sagte: er verstehe nicht, was ich sage.  
20 Darauf versetzte ich: „Ich weiß recht gut, was Ihr wollt, und was Ihr sagt, aber Euer Vorhaben ist schwerer und gefährlicher, als Ihr glaubt, und könnte Euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß Ihr mit einem Manne zu tun habt, der sich gegen hundert wehren würde, und daß Euer Vorhaben sich für keinen braven  
25 Soldaten schießt.“ Indessen war ich auf meiner Hut, und wir hatten uns beide versärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unsere Worte von Eisen waren, und da mein Gegner seine Gelegenheit nicht fand, sagte er: „Wir sehen uns ein andermal wieder“; darauf versetzte ich: „Brave  
30 Leute sehe ich immer gerne wieder und den, der ihnen gleicht.“ So ging ich weg, den Herrn aufzusuchen, der aber nicht nach mir geschickt hatte.

Als ich in meine Werkstatt kam, ließ mir der Korfe durch einen beiderseitigen Freund sagen: ich brauche mich vor ihm  
35 nicht mehr in acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde sein! Aber ich konnte mich nicht genug vorsehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geschworen. Ich ließ ihm danken

und nahm mich in acht, so gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch diesen Abend gefangen nehmen solle. Darauf besprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht rieten, und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen sollte, brach ich um dreiundzwanzig auf und eilte mit Postpferden nach Florenz.

Also hatte Herr Peter Ludwig, da dem Korsen der Mut gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigener Macht und Gewalt den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die sich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieser letzte Anschlag nicht gelang, so erfann er einen andern, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

### Viertes Kapitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo, einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit florentinischen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geschichte, wie der Autor sich an einem Gastwirte rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Ottavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III. verspricht ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmütiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer namens Tribolo<sup>1</sup>, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der sagte mir, daß ein gewisser Jakob Sansuino<sup>2</sup>, bei dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und weil er Venedig niemals gesehen, denke er hinzureisen, be-

<sup>1</sup> Niccolò di Raffaello, genannt Tribolo (1500—1550), Florentiner Bildhauer und Architekt aus der Schule des Sansovino. — <sup>2</sup> Jacopo del Sansovino, mit dem Geschlechtsnamen Tatti (1486—1570), berühmter Bildhauer und Architekt, der unter den Künstlern in Venedig neben Tizian die erste Stelle einnahm.

sonders weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sei, so bitte er mich, die Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: 5 ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten sein. Er war es zufrieden, und des andern Tages ging ich, reisefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo<sup>1</sup> daselbst wohnten; 10 ich ließ meine Absicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir: ich solle Niccolo di Monte Aguto auffuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, diese schenke mir Seine Excellenz der Herzog, ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann 15 zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich sagte ihm: wer zu Pferde sei, um zu verreisen, brauche den Degen nicht festzubinden. Er versetzte darauf: in Florenz sei 20 das nun der Gebrauch; denn ein gewisser Fra Mauritio<sup>2</sup> sei ein sehr strenger Aufseher und würde um einer Kleinigkeit willen Sanct Johann den Täufer selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte, und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Konduk- 25 teur der ordinären Post von Venedig angeschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging, einige Ausgewanderte<sup>3</sup> aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren 30 Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Kondukteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst niemand, bei Strafe gleicher Verbannung, als die, in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zweiundzwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo, den Herzog von Ferrara auf seinem Rück-

<sup>1</sup> Lorenzo Cibo, Marchese di Massa, starb 1549 als Generalkommandant des Kirchenstaats. — <sup>2</sup> Damals Kanzler der Ächte. — <sup>3</sup> Die wegen politischer Umtriebe aus Florenz ausgewiesen waren und in Ferrara Zuflucht fanden.

wege zu sehen, der von Belfiore<sup>1</sup> kam, wo man vor ihm turniert hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nötigen wollten, mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtbarste Mensch von der Welt war, kispelte mir immer zu: „Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst.“ So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Niccolo Benintendi mit Petern, seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube, es war Jakob Nardi<sup>2</sup>, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Kondukteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Niccolo Benintendi an: „Ich kenne die beiden recht gut. Haben sie Quart im Maule, daß sie nicht mit uns reden können?“ Tribolo hielt mich an, ich sollte stille sein, und Lamentone sagte zu ihnen: er habe die Erlaubnis, mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete: das sei eine Geselei! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte, so bescheiden als ich nur wußte und konnte: „Meine lieben Herren, bedenkhet, daß ihr uns viel schaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches ungeschickliche Wort gesagt, aber wir wollen deshalb mit euch nicht zürnen.“ Der alte Nardi sagte: ich sei ein braver junger Mann und habe auch so gesprochen. Darauf versetzte Benintendi: „Ich gebe nichts auf sie und ihren Herzog!“ Ich antwortete darauf, er habe sehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wissen. Der alte Nardi hielt es mit uns und stellte ihm seine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich sagte 30 ihm: wenn er nicht aufhörte, so sollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünsche den Herzog und uns, er und wir wären eine Handvoll Gsel.

Darauf schalt ich ihn einen Gsel und zog den Degen. Der

<sup>1</sup> Eine Villa des Herzogs nahe bei Ferrara. — <sup>2</sup> Bekannter Florentiner Geschichtschreiber und Lustspielsdichter (1476—1563).

Alte, der zuerst die Treppe hinunter wollte, stolperte auf den  
 ersten Stufen, stürzte hinab und die andern über ihn her; ich  
 sprang vor und wegte mit dem Degen an den Wänden und  
 schrie wütend: „Ich bringe euch alle zusammen um!“ Doch nahm  
 5 ich mich wohl in acht, jemand Leids zu tun, wie ich doch genug  
 gekonnt hätte. Der Wirt schrie; Lamentone wollte mich ab-  
 halten; einige riefen: „Wehe, mein Kopf!“ andere: „Laßt mich  
 hinaus!“ Es war ein unschätzbare Handel, es schien eine Herde  
 Schweine durcheinander zu fahren. Der Wirt kam mit dem  
 10 Sichte, ich ging wieder hinauf und steckte den Degen ein, Lamen-  
 tone verwies dem Benintendi sein Unrecht, und auch der Wirt  
 schalt ihn aus. „Es steht das Leben darauf“, sagte dieser, „wenn  
 hier jemand den Degen zieht, und wenn unserm Herzog eure  
 Insolenzen bekannt wären, so ließ er euch alle aufhängen. Ihr  
 15 verdientet wohl, daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr  
 ins Haus, sonst soll es euch übel gehen.“ Hernach kam der  
 Wirt herauf zu mir, und als ich mich entschuldigen wollte, ließ  
 er mich nicht zum Worte kommen und sagte: er wisse wohl, daß  
 ich tausend Ursachen habe, ich solle mich nur auf der Reise vor  
 20 ihnen in acht nehmen.

Da wir abgegessen hatten, kam ein Schiffer, uns nach  
 Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei  
 für uns haben könnten? Er sagte ja, und darauf wurden wir  
 einig.

25 Des Morgens gut um Achte nahmen wir Pferde, um nach  
 dem Hasen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt  
 ist. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Niccolo  
 Benintendi mit drei Gefellen, die mir aufspähten, zwei von ihnen  
 waren mit Speißen bewaffnet; ich hatte mich aber auch wohl  
 30 versehen und mir einen Speiß in Ferrara gekauft, und so er-  
 schrak ich nicht im mindesten; Tribolo desto mehr, der ausrief:  
 „Gott helfe uns! diese werden uns totschlagen.“ Lamentone  
 fehrt sich zu mir und sagte: „Du wirst am besten tun, nach  
 Ferrara zurückzugehen, denn ich sehe, die Sache ist gefährlich,  
 35 mein Benvenuto, gehe der Wut dieser rasenden Bestien aus  
 dem Wege.“ Da sagte ich: „Nur getrost vorwärts! dem, der  
 recht hat, hilft Gott, und du sollst sehen, wie ich mir selbst helfen

will. Ist dieses Schiff nicht uns allein versprochen?" Lamentone sagte ja, und ich antwortete: „So wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich ist.“ Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, stieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf sie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte sich auf seinem Pferde zusammengelaugt, daß er wie der Frost selbst aussah, und Lamentone schraubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war seine Angewohnheit, und diesmal tat er es stärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was diese Teufelei für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und sagte, daß diese florentinischen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff steigen wollten. Darauf versetzte ich: „Das Schiff ist für uns, nicht für andere gemietet, und es tut mir herzlich leid, daß ich sie nicht einnehmen kann.“ Darauf sagte ein tapfrer Jüngling von den Magalotti: „Benvenuto! du wirst wohl können, was wir wollen?“ Darauf antwortete ich: „Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, so werde ich wohl nicht wollen und können, wie ihr wollt und meint.“ Mit diesen Worten sprang ich sogleich in das Schiff,ehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und sagte: „Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann.“ Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran, da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen, anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anstatt ihm eins zu versetzen, sagte ich: „Stehe auf, Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort; wohl hast du gesehen, daß ich nicht kann, was ich nicht will.“ Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein, und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Rahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi: „Komm nur weiter, Benvenuto, es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder

sehen.“ Darauf versetzte ich: „Laßt es nur gut sein, ich komme schon, und ihr könnt mich überall wieder finden.“

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubnis verschaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er versetzte darauf: daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubnis anstecken sollte, das Schlimmste, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizei den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und besuchten Jakob del Sansuino, den Bildhauer, der den Tribolo verschrieben hatte. Er begegnete mir äußerst freundlich und behielt uns zum Essen. Da sagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen. Da fing ich an zu lachen und sagte scherzend zu Sansuino: „Sein Haus ist zu weit von dem Curigen, als daß er Euch so ganz bequem besuchen könnte.“ Der arme Tribolo erschrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sansuino: „Wackre und kunstreiche Männer meinesgleichen dürfen das und noch mehr tun.“ Tribolo zuckte die Achseln und sagte: „Geduld, Geduld!“ Ich nahm darauf, ohne Rücksicht auf das herrliche Mittagessen, die Partie meines Gesellen, auf dessen Seite das Recht war, und überdies hatte Sansuino bei Tische nicht aufgehört, von seinen großen Werken zu sprechen, von Michelagnolo und allen Kunstverwandten Übels zu reden und sich ganz allein übermäßig zu loben, so daß mir für Verdruß kein Bissen schmecken wollte. Da sagte ich nur die paar Worte: „Wackre Männer zeigen sich durch wackre Handlungen, und die kunstreichen, welche schöne und gute Werke machen, lernt man besser durch das Lob aus fremdem Munde als aus ihrem eigenen kennen.“ Darauf stiegen wir verdrießlich vom Tische auf.

Noch selbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von verschiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß sie Händel suchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, sie tüchtig ausgeholten hatte, und so ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg

nach Florenz, wir lehrten in einem gewissen Ort ein, der dies-  
 seits Chioggia auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara  
 geht. Der Wirt wollte bezahlt sein, ehe wir uns schlafen legten,  
 und da wir ihm sagten, daß es an andern Orten gebräuchlich  
 sei, des Morgens zu bezahlen, so sagte er: „Ich will des Abends 5  
 das Geld, es ist nun meine Art so.“ Darauf antwortete ich: die  
 Leute, die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten sich auch  
 eine besondere Welt dazu schaffen, denn in dieser gehe das nicht  
 an. Er versetzte: ich sollte ihm den Kopf nicht warm machen,  
 denn er wollte es nun einmal so haben. Tribolo zitterte vor 10  
 Furcht, stieß mich und sagte: ich sollte still sein, damit es nicht  
 noch schlimmer würde! Wir bezahlten also den Kerl und legten  
 uns schlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und  
 recht, wie sich's gehört; mit allem dem aber schlief ich nicht und  
 dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal 15  
 kam mir's in Sinn, ihm das Haus anzustechen, ein andermal,  
 ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So  
 leicht das zu tun war, so schwer hätte ich mich darnach mit  
 meinem Gefellen retten können. Zuletzt ließ ich unsere Sachen  
 und die übrigen Gefährten einschiffen, und als die Pferde schon 20  
 ans Seil<sup>1</sup> gespannt waren, sagte ich, sie sollten still halten, bis  
 ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlaf-  
 zimmer gelassen. So ging ich ins Wirtshaus zurück und rief  
 nach dem Wirte, der rührte sich nicht und sagte: er bekümmere  
 sich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehen. Es war noch 25  
 ein Knäbchen im Hause, ein Stallbursche, der sagte ganz schlaf-  
 trunken zu mir: selbst um des Papstes willen würde sich kein  
 Herr nicht in Bewegung setzen; darneben verlangte er ein Trink-  
 geld. Ich gab ihm einige kleine venezianische Münzen und sagte  
 ihm: er solle die Schiffleute noch so lange aufhalten, bis ich 30  
 mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den Los  
 und ging hinauf und nahm ein scharfes Messerchen und zerschnitt  
 die vier Betten so über und über, daß ich wohl einen Schaden  
 von fünfzig Scudi mochte getan haben, steckte darauf einige  
 Fegen des Zeugens ein, stieg in das Schiff und sagte eilig zu 35

<sup>1</sup> An das Seil der Barke.

dem, der die Pferde führte, er möchte machen, daß er fortkäme. Raum waren wir ein wenig von dem Wirtshause entfernt, als Gevatter Tribolo sagte: er habe ein paar Riemen zurückgelassen, womit er seinen Mantelsack aufs Pferd zu binden pflegte, 5 er wolle zurück, denn er könne sie nicht entbehren. Ich sagte ihm: er solle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen lassen, so groß und so viel er wollte. Er sagte, ich solle nicht spaßen, er wolle nun ein für allemal seine Riemen wieder haben. Nun rief er, man solle halten, und ich rief, 10 man solle fortfahren! Indessen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirte versetzt hatte, und zeigte ihm ein Bröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein solcher Schrecken, daß er nicht aufhörte, zum Fährmann zu rufen: nur zu! nur zu! und die Angst verließ ihn nicht, bis wir vor die 15 Tore von Florenz kamen.

Da sagte Tribolo: „Laßt uns um Gottes willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter so fort; mir war's die ganze Zeit, als wenn meine Eingeweide im Kessel kochten.“ Darauf sagte ich: „Gevatter Tribolo! wie solltet Ihr den Degen aufbinden, da Ihr ihn niemals losgebunden habt?“ Und das sagte 20 ich, weil er auf der ganzen Reise kein Zeichen eines Mannes von sich gegeben hatte. Darauf sah er seinen Degen an und sagte: „Bei Gott! Ihr habt recht! Das Gehäng ist noch geflochten, wie ich es zu Hause zurecht machte.“ Und so mochte der Gevatter 25 wohl glauben, daß ich ihm schlechte Gesellschaft geleistet habe, weil ich mich verteidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes erzeigen wollte. Mir schien aber, er habe sich eigentlich schlecht gehalten, daß er mir in solchen Fällen nicht beistand. Das mag nun jeder beurteilen, wer ohne Leidenschaft 30 die Sache betrachtet.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geschenk der fünfzig Scudi und sagte: ich sei auf alle Weise bereit, Seiner Erzellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich solle die Stempel zu seinen Münzen schneiden. 35 Die erste, die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach schnitt ich den Stempel für die

halben Julier und darauf den Kopf des heiligen Johannes im Vollgesichte, die erste Münze der Art, die in so dünnem Silber geprägt worden; wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einsehen können, die es in dieser Kunst auf den höchsten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs. 5

Da ich so mit viererlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz, sie möchten mir nun eine Besoldung auswerfen und mich in die Zimmer auf der Münze einweisen lassen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf sagte er, er sei es zufrieden und werde die nötigen Befehle erteilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrhammer; ich bemerkte eine fürtreffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sah, mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte: er wisse wohl, wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach meinem Belieben wählen, nur diese nicht, und er versichre mich, es seien viele schönere und ebenso gute in seiner Gewehrhammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Pietro von Lucca hieß, er solle mich, was ich wolle, nehmen lassen. So ging er mit den gefälligsten Worten weg, und ich wählte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause. 10 15 20 25

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin<sup>1</sup> schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildnis in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, so oft ich käme, ihn zu porträtieren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegen- 30 35

<sup>1</sup> Margarete von Osterreich, natürliche Tochter Kaiser Karls V.

heit sich ins Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monteritondo<sup>1</sup>, der als kleiner Knabe in Rom bei mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg  
 5 und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beste verfertigen. Indessen porträtierte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische mit seinem Lorenz Medicis<sup>2</sup> schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

10 Nun geschah es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Cennini, ein altfränkischer Mann, der wenig verstand und beim Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander schlagen ließ.  
 15 Ich beklagte mich darüber beim Herzog und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war und sagte: „Gehe zu Octavian und zeig' es ihm.“ Da ging ich schnell weg und wies diesem, wie man meine schönen Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir recht eselmäßig: „Das beliebt uns so!“  
 20 Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: „Und wenn es nun dem Herzog gefiele?“ Ich antwortete: „Auch da würde es mir nicht gefallen, denn es ist weder gerecht noch vernünftig.“ Darauf sagte er: ich solle mich wegpacken und solle es hinunterschlucken,  
 25 und wenn ich dran erwürgen sollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er: „Octavian will zu hoch hinaus; dein Wille soll geschehen, denn dadurch beleidigt man mich.“

30 Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umständlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen und den Ablass durch die heiligen Marien im August erlangen und mich von dem Flecken des Totschlags reinigen könnte.

---

<sup>1</sup> Monterotondo, ein Städtgen bei Rom. — <sup>2</sup> Lorenzino de' Medici, der seinen Vetter am 6. Januar 1537 ermordete, ist auch in der Literaturgeschichte wohl bekannt durch seine „Apologia“ (Verteidigung des Tyrannenmords) und durch seine Komödie „Aridosia“, die zu den besten des Jahrhunderts gehört

Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar sehr; dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe, ich wolle deswegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: „Benvenuto, folge mir! verreise nicht, du sollst deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben und mehr als du verlangen kannst. Denn das, was du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die du gemacht hast.“ 5  
 Darauf sagte ich: „Gnädiger Herr! auch daran habe ich gedacht; denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den habe ich alles gelehrt, und der wird Sw. Erzellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkstatt, Arbeiter und verschiedene Geschäfte. Habe ich nur einmal erst den Ablaß, so will ich das ganze römische Wesen einem meiner Zöglinge überlassen und mit Sw. Erzellenz Erlaubnis wieder zu Ihnen zurückkehren.“ 10  
 Bei dieser Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einigemal, er solle mir doch auch zu- reden, er sagte aber nichts als: „Benvenuto, du tätest besser, da zu bleiben!“ Ich sagte aber, daß ich auf alle Weise nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieselbigen Worte und sah beständig den Herzog mit einem fatalen Blick an. 15

Ich hatte indessen mein Modell geendigt und in die Schachtel geschlossen. Darauf sagte ich: „Gnädiger Herr, ich versichre Euch, Eure Medaille soll besser werden als die des Papstes Clemens; denn jene war die erste, die ich machte, und ich versteh' es nun besser. Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine treffliche Rückseite, er ist gelehrt und von schönem Geiste.“ Darauf antwortete Lorenz geschwind: „Ich denke an nichts anders, als dir eine schöne Gegenseite zu geben, die Sr. Erzellenz wert sei.“ Der Herzog lächelte spöttlich und sagte: „Bring' ihn auf die Gegenseite, und so verreist er nicht.“ Da sagte Lorenz: „Ich will so geschwind als möglich fertig sein, es soll etwas werden, worüber 35

die Welt erstaunt.“ Der Herzog, der ihn zum besten hatte und ihn überhaupt nicht achtete, lehrte sich im Bette herum und lachte über das, was er ihm gesagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umstände und ließ sie allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreisen würde, und sagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, schickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir fünfzig Golddukaten im Namen seines Herrn überbrachte mit den Worten: daß ich sie auf seine Gesundheit verzehren und sobald als möglich wiederkommen sollte; dann setzte er hinzu: „Herr Lorenz läßt dir sagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirst, eine wunderfame Rückseite im Sinne habe.“ Übrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewiesen, wie er mit den Münzen verfahren sollte; weil es aber außerordentlich schwer ist, so konnte er niemals ganz damit zurechtkommen. Mir aber blieb das Münzamt über siebenzig Scudi für meine Stempel schuldig.

### Fünftes Kapitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause bei Nacht von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einsangen sollen. — Er verteidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freibrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Kapitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix.

So reiste ich nach Rom und hatte meine schöne Büchse mit dem Rade<sup>1</sup> bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterwegs oft gebrauchte und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit tat. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, so stieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreise meine schönen Waffen und viele andere Dinge, die ich sehr wert hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkstatt wollte ich nicht absteigen und schickte nach Felix, meinem Gefellen, er sollte geschwind meine Wohnung aufs beste in Ordnung bringen. Den andern Tag

<sup>1</sup> Büchse mit Räderwerk.

schlies ich dort, machte meine Kleider und alles, was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papste gehen und ihm danken. Ich hatte zwei Knaben in meinem Dienste, und unter mir wohnte eine Wäscherin, die mir sehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt, wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbei, es mochte eine Stunde vor Tage sein, als ich mit entsetzlicher Wut an meine Türe schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen ältesten Diener, der Cencio hieß, eben den, der mit mir im Kreise des Nekromanten gewesen war, und sagte ihm: er solle sehen, wer der Narr sei, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging, und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: „O wehe, mein Herr! der Bargell mit allen Häschern ist vor der Tür und sagt: wenn Ihr nicht geschwind macht, so werde er die Tür niederrennen, sie haben Fackeln und tausend Dinge bei sich.“ Darauf sprach ich: „Sag' ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme.“

Da ich vermutete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sei, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief, dann lief ich an die hintern Fenster, die auf gewisse Gärten gingen; auch da sah ich mehr als dreißig Häscher und begriff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und sagte: sie sollten die Türe aufmachen, sobald ich's befähle, und so stellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Verteidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern: „Fürchtet euch nicht und macht auf.“

Sogleich sprang Vittorio, der Bargell, mit zwei andern herein; sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: „Hier will's Ernst werden.“ Da sprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: „Setet das! und da ihr mich nicht fangen könnt, so sollt ihr mich auch nicht einmal berühren.“ Der Bargell sagte darauf zu einigen, sie sollten mich greifen, und

den Freibrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: „Lebend entkomm' ich, oder tot habt ihr mich!“ Der Platz war sehr enge, sie drohten, jeden Augenblick gewaltsam auf mich einzudringen, und ich stand  
 5 immer in Positur, mich zu verteidigen. Da nun der Bargell wohl sah, daß sie mich nur auf solche Weise haben könnten, wie ich gesagt hatte, rief er den Aktuaris und gab, indessen dieser den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß sie mich fahen sollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte.  
 10 Endlich gaben sie ihren Vorsatz auf, sie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich sehr angegriffen und konnte nicht wieder einschlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgefetzt, zur Uder zu lassen, und fragte nur erst den Herrn  
 15 Johann Gaddi um Rat, und der ließ so ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erschrocken sei. Nun sage einer, was soll man von dem Verstand eines Arztes denken, dem man einen so großen und außerordentlichen Fall erzählt und der so eine Frage tut? Es war eben ein Kauz, der gleichsam beständig über  
 20 nichts lachte und mir auch lachend sagte: ich sollte einen guten Becher griechischen Weines trinken, mich lustig machen und weiter nicht erschrocken sein. Herr Johann sagte: „Meister! und wenn einer von Erz und Marmor gewesen wär', so hätte er sich bei dieser Gelegenheit entsezt, geschweige ein Mensch.“ Darauf  
 25 sagte das Arztlein: „Monsignor! wir sind nicht alle nach einer Weise gebauet; dieser Mann ist nicht von Erz noch von Marmor, sondern von reinem Eisen.“ Somit legte er mir die Hand an den Puls und sagte unter seinem unmäßigen Gelächter: „Fühlt einmal hierher, Johannes, kein Mensch, kein erschrockener  
 30 Mensch hat einen solchen Puls, das ist ein Löwe, ein Drache.“ Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls stark und über das rechte Maß schlug, wie das Affengesicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Übel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockener zu scheinen, als ich war.

35 Man ging eben zur Tafel, und ich aß mit der ganzen Gesellschaft. Sie war sehr auserlesen: Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles sehr gelehrte

Personen, auch Herr Hannibal Caro, der noch sehr jung war. Man sprach von nichts als von meinem wackern Betragen, und dann ließen sie sich die Geschichte von meinem Diener Cencio, der sehr geistreich, lebhaft und von schöner Gestalt war, oftmals wiederholen, und so oft er die rasende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umstand ein. Dabei fragten sie ihn oft: ob er erschrocken wäre? Er antwortete, sie sollten mich fragen, es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geschwähz beschwerlich, und da ich mich sehr bewegt fühlte, stand ich vom Tische auf und sagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feste der heiligen Marien in Prozession zu gehen hätte, und Cencio sollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Westchen von blauem Ermisin<sup>1</sup> und ein Überkleid von demselbigen, Cencio aber sollte beides von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste, der mir sagte: ich sollte mit seinem Herrn Ambrosio reden, er habe befohlen, ich solle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambrosio, der recht gut um die Geschichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgeholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen einen solchen Freibrief nichts tun lasse. Herr Ambrosio fing an, von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte, dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, dann wolle er alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Marien heran, und weil es die Gewohnheit mit sich bringt, daß die, welche einen solchen Ablass erlangen wollen, sich vorher ins Gefängnis begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Lust, mich gefangen einzustellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papst antwortete mir, es sei die Gewohnheit so; da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief,

<sup>1</sup> Ein dünner Seidenstoff.

den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und sagte: „Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängnis haben, setzt das Reskript auf, und so mag's gut sein.“ Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Kapitol ward es registriert, und am bestimmten Tage ging ich zwischen zwei Edelleuten ehrenvoll in der Prozession und erhielt vollkommenen Ablaß.

10 Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödlich. Ich ließ sogleich die ersten Ärzte zusammen berufen. Darunter war Meister Franziskus von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich  
15 erzählte ihm, was ich für die Ursache meines großen Übels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wär', möchten sie es noch tun. Meister Franziskus antwortete, es sei jetzt nicht Zeit, Aber zu lassen, hätte man es damals getan, so hätte mich nicht  
20 das mindeste Übel befallen, jetzt müsse man einen andern Weg nehmen.

So sängen sie nun die Kur an mit allem Fleiß, wie sie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wütend schlimmer, und am Ende der Woche war das Übel so groß, daß die  
25 Ärzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man solle mich nur zufrieden stellen und mir geben, was ich verlangte. Meister Franziskus sagte: „Solange Atem in ihm ist, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann sich niemand vorstellen, was die Natur in einem jungen Mann dieser Art zu  
30 tun vermag, und wenn er ohnmächtig werden sollte, wendet mir diese fünf Mittel, eines hinter dem andern, an und ruft mich; ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte diesen lieber durchbringen als irgend einen Kardinal in Rom.“

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi zwei- oder dreimal zu  
35 mir, und jedesmal nahm er meine schönen Büchsen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen und sagte beständig: „Wie ist das so schön! wie ist das noch schöner!“ Und so machte er es mit

meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, so daß er mir zuletzt recht zur Last ward. Mit ihm kam auch ein gewisser Matthäus, ein Franzose, der eben auch auf meinen Tod recht sehulich zu hoffen schien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, sondern wahrscheinlich, weil er Herrn Gaddis Verlangen be- 5  
friedigt zu sehen wünschte.

Indessen stand Felix, mein Gefelle, mir auf alle Weise bei und tat für mich, was ein Mensch für den andern tun kann. Meine Natur war äußerst geschwächt und so herunter, daß mir kaum so viel Kraft übrigblieb, wenn ich ausgeatmet hatte, wie- 10  
der Atem zu schöpfen. Doch war mein Kopf so stark als in gesunden Tagen. Da ich nun so völlig bei mir war, kam ein schrecklicher Altcr an mein Bette, der mich gewaltsam in seinen ungeheuren Rahn hineinreißen wollte, deswegen rief ich Felix: er sollte zu mir treten und den abscheulichen Alten verjagen. 15  
Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: „Fort, alter Verräter! du sollst mir mein Glück nicht rauben.“ Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, sagte: „Der arme Narr faselt, es wird nicht lange mehr währen.“ Matthäus der Franzose versetzte: „Er hat den Dante gelesen, und für großer 20  
Schwäche phantasiert er.“<sup>1</sup> Darauf sagte er lachend: „Fort du alter Schelm! laß unsern Benvenuto ungehudelt!“ Da ich sah, daß man über mich spottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und sagte: „Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantasiere, daß es mit dem Alten richtig ist, der mir so zur Last 25  
fällt; Ihr tötet besser, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Er. Gnaden mir die Ehre Ihres Besuches erzeigt, so wünschte ich, Ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit Euren übrigen trefflichen Männern; das sind Personen von anderer Lebensart 30  
und anderm Geist als diese Bestie.“ Darauf sagte Herr Johannes im Scherze zu Matthäus: er solle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus diesem Scherz ward Ernst, denn er sah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Alle-

<sup>1</sup> Das Gesicht Benvenuto's wird also auf Charon bezogen, wie er von Dante (Inferno III, 82 ff.) geschildert wird.

gretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diene mir zur größten Beruhigung; ich sprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten weg-  
 5 er gestaltet sei? Indes ich ihn recht deutlich beschrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in seinen schrecklichen Rahn. Raum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir schien, als wenn mich der Alte wirklich in den Rahn würfe!

In dieser Ohnmacht soll ich mich herumgeworfen und gegen  
 10 Herrn Gaddi harte Worte ausgestoßen haben, als wenn er mich zu berauben käm', als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschämt war. Alsdann blieb ich, wie sie sagten, als ein Toter und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es  
 15 ihnen deuchte, daß ich kalt würde, ließen sie mich für tot liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Matthäus der Franzose, der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Barchi<sup>1</sup>, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeinten Tod machte dieser  
 20 treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an seinen Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franziskus nicht helfen wollten und mein liebster Felix sah, daß ich kein Lebenszeichen von  
 25 mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen, denn ich sei wahrscheinlich tot. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: „Sohn! wozu soll ich kommen? ist er tot, so schmerzt es mich mehr als dich; denkst du, daß ich mit meiner Medizin  
 30 ihm in den S\*\*\* blasen kann, um ihn wieder lebendig zu machen?“ Da er sah, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Öl, mir die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten; käm' ich wieder zu mir, so möchten  
 35 sie ihn rufen. Felix lief und tat nach der Verordnung. Da es

<sup>1</sup> Berühmter Florentiner Schriftsteller und Geschichtschreiber (1503—65).

nun fast Tag war und ihm alle Hoffnung verloren schien, machten sie sich dran, um mich zu waschen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir so bald als möglich den lästigen Alten wegzagen sollte. Felix wollte zu Meister Franz laufen, da sagte ich ihm: er solle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich, ich berührte ihn, und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte, deswegen hat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und sagte: er wolle mir auf alle Weise durchhelfen, er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutigel'n am H\*\*\*. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auf-  
 5  
 10  
 15  
 20  
 25  
 30  
 erstandenen Toten zu sehen. Viele Männer von großer Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte: das wenige Gold und meine Barthschaft — es konnte ungefähr an Gold und Silber, Juwelen und Gelde achthundert Scudi sein — solle meiner armen Schwester in Florenz namens Liberata hinterlassen bleiben; alle meine übrigen Sachen, sowohl Waffen, als was ich sonst besaß, sollten meinem armen Felix gehören und noch fünfzig Golddukaten, damit er sich kleiden könne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er verlange nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm: „Wenn du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor dir fürchtet.“ Da erschrafen einige von den Gegenwärtigen, denn sie sahen, daß ich nicht phantasierte, sondern bei mir war und vernünftig sprach. So ging es mit meinem großen Übel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier- oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu erben, von Florenz gekommen war, aber als ein braver Mann sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wiederzusehen, war mir der größte Trost; er begegnete mir auf

freundlichste und versicherte mich, er sei nur gekommen, mich selbst zu warten. Das tat er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

„Wer wird uns trösten, Freund? Wer unterdrückt  
Der Klagen Flut bei so gerechtem Leide?  
Ach, ist es wahr? ward unsers Lebens Weide  
So grausam in der Blüte weggeplückt?

10 Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,  
Die nie die Welt vereint gesehen, vom Neide  
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,  
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

15 O, liebt man in den seligen Gesilden  
Noch Sterbliches, so blick' auf deinen Freund,  
Der nur sein eignes Loß, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden  
Hienieden unternahmst mit weiser Hand,  
So wird von dir sein Antlitz dort erkannt.“

20 Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich, sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder her-  
25 stellen lassen, so daß alle Ärzte fast verzweifeln und nicht wußten, was sie tun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äußerst daran gelegen war, mich  
30 zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übriggeblieben, die Beatrix  
35 hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio, meinem andern Diener, geworden sei? und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlimmer

befunden als ich und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helles, frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stund. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ', wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Wert gestohlen und hätte mich gerne tot gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, so ließ sie mich auf zweimal trinken, soviel ich nur wollte, so daß ich wohl ein Maß Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schließ ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache? Dieses antwortete: „Ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken, ich weiß nicht, ob er tot oder lebendig ist.“

Da wär' der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: „Verräterin! du hast mir ihn umgebracht!“ Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir, der Alte käm' mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: „Laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder.“

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: „Daß es gut sein, vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht imstande warst. Helft mir jetzt, da ich so außerordentlich geschwächt habe, und kleidet mich schnell um.“ Felix faßte wieder Mut, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an, auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief und Felix lachte; da merkte der Arzt, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernhardin angekommen,

jener, der mir anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz, der vortreffliche Mann, rief aus: „O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Ärzte verstehen nichts.“ Sogleich antwortete das andere Gehirnchen: „Hätte er nur mehr als eine  
 5 Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig genesen.“ Meister Franz, dem sein Alter ein großes Ansehen gab, versetzte: „Er wäre zum Henker gegangen, wohin ich Euch wünsche.“ Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich sagte nein! denn mein Durst sei völlig gestillt. Da wandte er sich zu Meister  
 10 Bernhardinen und sagte: „Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfnis genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und das- selbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß Ihr ihm Blut lassen solltet; und hättet Ihr wirklich ein- gesehen, daß er mit zwei Maß Wasser zu kurieren wäre, so hättet  
 15 Ihr es eher sagen und großen Ruhm dadurch erwerben können.“ Das fuhr dem Arztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz, man solle mich aus meiner Stube auf einen von den römischen Hügeln bringen.

Als der Kardinal Cornaro von meiner Besserung hörte, ließ  
 20 er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geschah noch selbigen Abend: ich saß in einem Tragstuhl wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren groß und der  
 25 Wurm abscheulich, gefleckt, mit verschiedenen Farben, grünen, schwarzen und roten. Man hub ihn für den Arzt auf, der versicherte, er habe so etwas nie gesehen. Dann sagte er zu Felix: „Sorge für deinen Benvenuto, denn er ist genesen, und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu; denn wenn ihm die eine durch-  
 30 half, so könnte die andere dir ihn umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Lunge nicht zu geben ge- traute, und jetzt wird er mit ein wenig Zeit und Geduld sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann.“ Darauf wandte er sich zu mir und sagte: „Mein Benvenuto,  
 35 sei klug und halte dich ordentlich; und wenn du wieder völlig genesen bist, sollst du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zuliebe immer anbeten will.“ Die versprach ich ihm und

fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen lassen? Er sagte, daß ich erst ein wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur tue.

### Sechstes Kapitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern durch den Einfluß seiner Feinde sehr gegen sich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält sich fleißig an sein Geschäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hause kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papst vernimmt, daß Karl V. nach seinem glücklichen Zuge gegen Tunis nach Rom kommen werde, schickt nach unserm Autor, ein kostbares Werk zum Geschenke für Seine Kaiserliche Majestät zu bestellen.

Acht Tage waren vorbei, und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing, mir selbst zur Last zu werden, denn ich hatte wohl dreißig Tage die große Not ausgestanden; endlich entschloß ich mich, mietete ein Paar Tragsessel<sup>1</sup> und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde, mich zu besuchen, unter andern Peter Vandi, der beste und liebste, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Niccolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund, und erzählte, er habe den Herzog sagen hören: „Er hätte besser getan zu sterben, denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun hab' ich ihn am Stricke.“ Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: „Meister Niccolo, erinnert Seine Excellenz, daß Papst Clemens mich auch einmal übereilt bestrafen wollte; er soll mich beobachten lassen, und wenn ich gesund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen Dienst geleistet.“

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vafellai (Vasari), Maler von Arezzo<sup>2</sup>. Wahrscheinlich verleumdete er

<sup>1</sup> Korbartige Geflechte, die auf dem Rücken eines Maulesels oder Pferdebes festigt wurden. — <sup>2</sup> Der berühmte Verfasser der „Künstlerbiographien“, der übrigens unserm Cellini in seinem Werke volle Gerechtigkeit angedeihen läßt (1511—74).

mich aus Dank für die Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das Oberste zu unterst. Er hatte so einen gewissen trocknen Ausschlag, und seine Hände waren immer gewohnt zu  
5 fragen; da schloß er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der sich Manno nannte, er glaubte, sich zu fragen, und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschneidete, seinem armen Schlafgefellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur, ihn totzuschlagen,  
10 ich aber suchte die Sache beizulegen. So veröhnte ich auch den Kardinal Medicis mit gedachtem Georg und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Erzellenz übel gesprochen habe; ich hätte mich vermaßen, in Verbindung mit den Ausgewanderten zuerst die  
15 Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Oktaviano Medicis, der sich an mir wegen des Verdrußes über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

20 Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld und fürchtete mich auch nicht im geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Barchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund Lukas Martini zu mir geführt, der den größten Teil des Tages bei mir zubrachte.

25 Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis auf die Terrasse tragen und setzte mich, um zu warten,  
30 bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich, ohne meine Genesung abzuwarten, mich dem Herzog vorstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für tot gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Toter aussah. Da  
35 sprach ich in aller Gegenwart: „Es hat mich ein nichtswürdiger Mensch beim Herzog verleumdete, als wenn ich Übels von Seiner Erzellenz gesprochen und mich vermaßen hätte, zuerst ihre

Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräter ist.“

Inzwischen hatten sich mehrere Edelleute versammelt, die mir alle großen Anteil bezeugten; der eine sagte dies, der andere 5 jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie alle Meister Augustin, der Schneider des Herzogs, hinein und sagte: „Wenn du weiter nichts wissen willst, das kannst du bald er- 10 fahren.“ In demselben Augenblick ging Meister Georg, der ob- bekannte Maler, vorbei, da sagte Augustin: „Hier ist dein Ankläger, nun magst du dich weiter erkundigen.“ Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr sei? Dieser leugnete die ganze Sache. Augustin aber versetzte: „Du Galgenschwengel, weißt du nicht, 15 wie genau ich davon unterrichtet bin?“ Sogleich ging Georg hinweg und verharrete auf seinem Zeugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sei, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah 20 mich an und war verwundert, mich lebendig zu sehen; dann sagte er, ich sollte redlich und brav sein und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hause kam, besuchte mich Niccolo da Monte Uguto und sagte mir: ich sei für diesmal einer der größten und 25 denklichsten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unauslöschlicher Tinte geschrieben gesehen, ich sollte nur suchen, bald gesund zu werden, und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedente mir's ein Mann, der nicht leicht ver- 30 gesse. Dann sagte er: „Bedenk' nur, was du dem Oktavian Medici's für Verdruß gemacht hast!“ Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geschichte von der Münze, worauf er mir sagte: „Gehe mit Gott so geschwind, als du kannst, und sei nur ruhig, denn geschwinder, als du denkst, wirst du dich gerochen sehen.“ Ich 35 sorgte für meine Gesundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters, wie er sich in verschiedenen Fällen wegen der Stempel

zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder sonst jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an und hatte schon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das schönste Werk, das mir jemals in dieser Art gelungen war. Da kam wenigstens alle Tage einmal ein gewisser alberner Mensch, Franziskus Soderini, ein florentinischer Emigrierter, zu mir und sagte, da er meine Arbeit sah: „Graufamer! so willst du uns doch den rasenden Tyrannen unsterblich machen! an deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wohl, daß du unser grimmiger Feind und ebenjosephr Freund von jenem bist. Hat dich der Papst und er nicht zweimal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jenes war der Vater, das ist der Sohn, nimm dich nun vorm heiligen Geist in acht.“ Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander sei der Sohn vom Papst Clemens. Dabei schwur Herr Francesco: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel der Medaille entwenden. Ich sagte ihm drauf: es wäre gut, daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm schon in acht nehmen, und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Niccolo da Monte Uguto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir: er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin, gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders und wolle so bald als möglich die Rückseite liefern. Doch riet mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden und, wenn ich fertig sei, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Mutes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beisammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er sich

erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Namen, indem er Felix Guadagni<sup>1</sup> hieß, daß sein Gewinn gering sein würde, wenn ich ihn nicht zu einem so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf: es gäbe zwei Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für 5  
andere; an ihm hätte ich die zweite Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf diese Weise unterhielten wir uns öfters und einmal vorzüglich am Feste Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel schoß und wieder recht krank hätte werden 10  
können, weil sich noch abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Wasser füllte und mir bei der großen Kälte der Fuß erstarrt wär', wenn ich nicht sogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte. 15

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war schon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinsahen, riefen wir beide zugleich aus: „Gott im Himmels! was ist das für ein Zeichen, das über Florenz steht?“ Es war wie ein großer Feuerball, der funkelte und den stärksten 20  
Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: „Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist.“ So kamen wir nach Rom in finsterner Nacht, ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war und einen Schutthaufen hinaufsprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch tat ich mir durch 25  
Gottes Hülfe keinen Schaden, speiste abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unsern Jagdstückchen, besonders auch von dem Feuerballen, gesprochen wurde. Jeder fragte, was das wohl bedeuten möchte? worauf ich sagte: „Wir werden schon was Neues von Florenz hören.“ 30

Den folgenden Abend spät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf einem Maultiere mit Bocksprüngen Franziskus Soderini herbeigehüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: „Da hast du die Rückseite 35

<sup>1</sup> Das italienische felice bedeutet „glücklich“, guadagno „der Gewinn“.

zur Medaille des schändlichen Tyrannen; Lorenzin hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr!" Und so trugte er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der Sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bettini dazu, der einen garstigen dicken Kopf wie ein Korb hatte und mich aufziehen wollte. „Haben wir sie doch entherzogen!" rief er; „wir wollen keine Herzoge mehr, und du wolltest sie unsterblich machen!"

Diese und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt lästig, und ich sagte: „O, ihr albernen Menschen! Ich bin ein armer Goldschmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir, als wenn ich das Haupt einer Partei wär'. Wollte ich euch Ausgewanderten jetzt eure ehemalige Uneriättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeschicktes Betragen vorwerfen, so hätte ich viel zu tun. Aber so viel sollt ihr bei eurem albernen Dachen nur wissen, ehe zwei oder höchstens drei Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel schlimmer ist als der letzte."

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkstatt und sagte: „Wahrlich, du brauchst kein Geld für Kuriere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe sie geschehen; was für ein Geist offenbart dir das?" Dann sagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden sei; doch nur unter gewissen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu schalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über sie zu lachen, an mich, wobei ich sagte: „Die florentinischen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, sie haben ihm die Sporen selbst angeschnallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben, dann haben sie ihn in das schönste Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen sind, und haben ihm dabei gesagt, er möchte nur gewisse bestimmte Grenzen nicht überschreiten. Nun sagt mir: wer will ihn halten, wenn er Lust hat, darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Gesetze geben, den man so zum Herrn macht?" Von der Zeit an ließen sie mich in Ruh', ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner

Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück<sup>1</sup>, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt, Sr. Majestät ein goldenes Kreuz mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zieraten gewissermaßen schon fertig hätte; dadurch würden mir Seine Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen, denn drei runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papst Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles übrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde und andere sehr schöne Zieraten. Der Papst war alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns, wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen, und so zerstörte er alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: „Uns gehört die Erfindung, und Ihr mögt immerhin ausführen; ehe ich gestern abend vom Papste wegging, haben wir uns was Besseres ausgedacht.“ Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: „Weder Ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber Euer höfisches Geträtsch nur heraus.“ Zornig und ohne ein Wort zu reden ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; sie wollten aber

<sup>1</sup> Ende 1535. Cellini hat also die Erzählung von des Herzogs Tode (1537) vorweggenommen.

ein kleines Brevier zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemalt sei, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Miniatur mehr als zweitausend Scudi gekostet, man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geschenk, das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sei, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert, sie mochten ungefähr sechstausend Scudi wert sein. Ich erhielt sie und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir außerordentliche Gunst bezeigte. Besonders war ausgemacht, daß die Bestie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen sollte.

### Siebentes Kapitel.

Kaiser Karl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit befehligt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwei türkische Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundlich bespricht. — Ihm wird aufgegeben, den Diamanten zu fassen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfasser einzunehmen, der, als er sich vernachlässigt hält, nach Frankreich zu gehen, den Entschluß faßt. — Wunderbare Geschichte seines Knaben Askanio<sup>1</sup>.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht seines Einzuges mögen andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für zwölftausend Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte, doch wollte er erst das Büchlein sehen, und wie weit ich damit sei? Als ich es brachte, war der Papst sehr damit zufrieden und befragte

<sup>1</sup> Die Geschichte Askanos wird erst im 8. Kapitel erzählt.

mich, was man wohl für eine gültige Entschuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiser unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Seine Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sähen, würden diese Entschuldigung wohl gelten 5 lassen. Darauf versetzte der Papst, das sei ganz recht, ich sollte aber, wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Sr. Majestät ein Geschenk mit mir selbst, und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte: ob es so 10 recht sei? Er versetzte: „Das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest, dich vor einem Kaiser so auszudrücken.“ Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Mut fehlen, noch viel mehrers zu sagen, denn der Kaiser sei nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben, mit einem Menschen von meiner Art zu 15 reden, aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Sr. Heiligkeit spräch, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde als wegen des schönen Alters Sr. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals 20 über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: „Gehe, mein Benvenuto, du bist ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre, und es soll dir fruchten.“

Der Papst bestimmte noch zwei türkische Pferde für den Kaiser, die seinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine schö- 25 nern waren jemals in die Christenheit gekommen. Er gab Durante, seinem Kämmerer, den Auftrag, er solle sie hinunter in die Galerie des Palastes führen und sie dort dem Kaiser verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu sagen hatte. Wir gingen zusammen hinunter, und als wir vor 30 den Kaiser kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit solcher Majestät und Geschick durch die Zimmer schritten, daß der Kaiser und jedermann darüber erstaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor mit den ungeschicktesten Manieren und verwickelte sich mit gewissen brescianischen Redensarten<sup>1</sup> die 35

<sup>1</sup> Der Sprecher war nämlich aus Brescia und scheint in seine heimatische Mundart gefallen zu sein.

Zunge dergestalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch sehen können und der Kaiser einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwischen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da  
 5 ich merkte, daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir  
 umfah, trat ich hervor und sagte: „Geheiligte Majestät, unser  
 heiligster Papst Paul läßt dieses Brevier Eurer Majestät über-  
 reichen, es ist geschrieben und gemalt von der Hand des größten  
 Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel  
 10 von Gold und Edelsteinen ist wegen meiner Krankheit unvoll-  
 endet, deswegen übergibt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit  
 dem Buche, damit ich es bei Eurer Majestät vollende, wie alles  
 übrige, was sie sonst zu befehlen haben möchte, und ihr diene,  
 solange ich lebe.“ Darauf antwortete der Kaiser: „Das Buch  
 15 ist mir angenehm und Ihr seid es auch; aber Ihr sollt es mir in  
 Rom vollenden. Ist es fertig und seid Ihr geheilt, so kommt und  
 bringt mir's.“ Indem er nun weiter mit mir sprach, nannte er  
 mich beim Namen, worüber ich mich sehr verwunderte: denn  
 mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen.  
 20 Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen,  
 worauf ich für Papst Clemens so wundernswürdige Figuren  
 gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe  
 Stunde, von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegen-  
 ständen uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre wider-  
 25 fahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine  
 Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: „Man zahle sogleich fünfhun-  
 dert Goldgulden an Benvenuto“; und der, der sie hinaustrug,  
 fragte, wo der Diener des Papstes sei, der mit dem Kaiser ge-  
 30 sprochen habe? Da zeigte sich Herr Durante und entwendete  
 mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beim  
 Papste, der mir sagte, ich sollte ruhig sein! Er wisse, wie gut  
 ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe,  
 und von dem Gelde solle mir gewiß mein Teil nicht fehlen.  
 35 Ich kehrte in meine Werkstatt zurück und arbeitete mit  
 großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da schickte mir der  
 Papst die vier ersten Juweliere von Rom zu, denn man hatte

ihm gesagt, der Stein sei durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Larghetta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart sei, so müsse man beim Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebilbete Bestie. Was er am wenigsten verstand, glaubte er eben am besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen andern an zu reden und sagte: „Bleibe ja bei der Folie<sup>1</sup> des Milano, denn vor der mußt du die Mühe abnehmen. Beim Fassen ist es die größte Kunst, die rechte Folie zu finden. Milano ist der größte Juwelier, und das ist der gefährlichste Diamant.“

Darauf versetzte ich: „Desto größer ist die Ehre, in einer solchen Kunst mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern.“ Dann wendete ich mich zu den andern Meistern und sagte: „Seht! hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige selbst versuchen und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese unterlegen.“ — „Nun“, sagte Cajo, „wenn dir das gerät, so will ich gern selbst die Mühe abziehen.“

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant war der bedenklichste, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte jene nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano und hernach mit der meinen; darauf sagte Raphael del Moro, der geschickteste unter ihnen: „Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen!“ Cajo

<sup>1</sup> Die Färbung, die auf der Rückseite der Spiegel und der Diamanten angebracht wird, um ihnen Leuchtkraft zu geben.

wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: „Der Stein ist zweitausend Dukaten mehr wert als vorher!“ Nun versetzte ich: „Da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst über-  
 5 treffen kann.“ Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Gajo: „So etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen, der Stein ist jetzt mehr als acht-  
 10 zehntausend wert, da wir ihn vorher nur auf zwölftausend geschätzt hatten.“ Die andern Goldschmiede sagten darauf: „Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst, und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mütze wohl abnehmen.“ Gajo sagte: „Jetzt will ich gleich zum Papste gehen, er soll tausend Goldgulden für die Fassung zahlen.“ Auch lief er wirklich sogleich hin und er-  
 15 zählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreimal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um dreiundzwanzig trug ich den Ring hinauf, und weil ich freien Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Türe bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto<sup>1</sup>  
 20 sprechen, sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu sein, und ich hörte den Papst sagen: „Es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, sonst hab' ich nichts zu tun.“ Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein  
 25 wenig beiseite, und der Marchese entfernte sich. Indem der Papst den Diamant ansah, sagte er leise: „Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, solange der Marchese im Zimmer ist.“ Nun ging er mit mir auf und ab; es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit  
 30 zeigen konnte, und ich fing nun an, dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamant die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem  
 35 Diskurs ein solches Thema, daß ich drei ganze Stunden hätte

<sup>1</sup> Alfonso d'Avalos (1505—47), berühmter Feldherr unter Kaiser Karl V.

reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen zu und schien die unangenehme Gegenwart des Marchese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinen Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nötig ist, und hatte so beinahe eine Stunde gesprochen; endlich fing es an, den Marchese zu verdrießen, und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeugte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: „Sei nur fleißig, Benvenuto, ich will dich anders belohnen als mit den tausend Gulden, die mir Cajo vorgeschlagen hatte.“

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden und suchte mir auf alle mögliche Weise zu schaden. Als er sah, daß der Papst mit so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: „Es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von außerordentlichen Talenten, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vorteilhaft denkt, nur sollte er auch wissen, wie man von einem Papste spricht; denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt: Clemens sei der schönste Fürst gewesen und dabei der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Curer Heiligkeit sei es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen gekleideten Strohmännchen zu sehen, und nur Ihr gutes Glück sei zu rühmen.“ Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung taten und der Papst ihnen Glauben beimah, da ich sie doch weder jemals gesagt, noch auch irgend so etwas gedacht hatte. Wäre es dem Papste möglich gewesen, mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeugen, so hätte er es wohl getan; aber als ein Mann von großem Geiste schien er darüber zu lachen. Dessenungeachtet behielt er einen unverföhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun, als einer, der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wohl ein, daß mir jemand einen schlechten Dienst geleistet habe. Ich erkundigte mich auf geschickte Weise darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch

damals nicht vorstellen, wer es gewesen sein könnte; hätte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemessen.<sup>1</sup>

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, 5  
 der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinbringen lassen. Er versetzte: ich hätte meine Arbeit getan, und er wolle nun tun, was ihm gefiele. Und so befahl er, ich sollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert 10  
 Goldgulden, so viel hatte ich ungesähr in zwei Monaten verdient, und alles übrige, was er mir versprochen hatte, war zunichte. Man rechnete den Ring für hundertundfünfzig Gulden, das übrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tausend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerst reich an Figuren, 15  
 Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte und setzte mir vor, mit Gott Rom zu verlassen. Der Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äußerst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man 20  
 schon abgerichtet hatte, versetzte: wegen meiner Krankheit sei ich nicht selbst gekommen; das erfuhr ich alles wieder.

### Achtes Kapitel.

Der Autor zieht mit Askanio nach Frankreich und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er sich einige Zeit bei dem nachherigen 25  
 Kardinal Bembo aufhält. — Dieser setzt bald seine Reise fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr schiff er über den Wallenstädter See. — Er besucht Genf auf seinem Wege nach Lyon, und, nachdem er sich vier Tage in gedachter Stadt besunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indessen machte ich Anstalt, nach Frankreich zu gehen, und 30  
 ich hätte die Reise wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch namens Askanio gewesen, der sich schon eine Zeitlang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem gewissen spanischen Goldschmied namens Francesco gedient, und ich sagte

<sup>1</sup> Italienische Nebenart für: überreichlich.

ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit seinem Meister nicht in Streit zu geraten. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billett schrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir 5 und war mager und eingefallen; wir nannten ihn nur unser Mädchen, und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sei, denn er diente fürtrefflich, war so vernünftig, und kaum schien es möglich, daß jemand im dreizehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder er- 10 holt, und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunst fürtrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wiederhergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das 15 ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft, seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne junge Frau, die sagte zum Knaben: „Wie bist du nun so schön geworden?“ Darauf antwortete Askanio: „Es ist mein Meister, der mich schön, der mich 20 aber auch gut gemacht hat.“ Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da sie es mit ihrem guten Rufe nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wohl, daß er anfang, mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterin zu 25 besuchen.

Nun begab sich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrpursche ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Hause kam, darüber beklagte und versicherte, Askanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu diesem: „Mit 30 oder ohne Ursache sollst du niemand in meinem Hause schlagen, oder du sollst sehen, wie ich dich treffen will.“ Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her und versetzte ihm mit Fäusten und Füßen so rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen 35 Händen zu entkommen wußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwei Tage nicht, wo er war,

auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalste Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet und noch einige unter der  
5 Hand, so daß er mein großer Freund war. Er sagte mir: Askanio sei zu seinem alten Meister zurückgekehrt, und ich möchte doch so gut sein, ihm seine Mütze und Weste wieder zu geben. Ich antwortete: „Meister Francesco habe sich übel betragen, und es sei dieses die rechte Art nicht; hätte er mir gleich ange-  
10 zeigt, daß Askanio sich in seinem Hause befinde, so hätte ich ihm gern den Abschied gegeben, da er ihn aber zwei Tage im Hause gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, so würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe, und sie sollten es nur nicht darauf ankommen lassen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das  
15 überbrachte Don Diego, und Francesco spottete nur darüber.

Den andern Morgen sah ich Askanio, der an der Seite seines Meisters einige Lappalien arbeitete; er grüßte mich, da ich vorbeiging, der Meister aber schien mich beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego sagen: wenn mir's beliebte, so  
20 möchte ich Askanio die Kleider schicken, die ich ihm geschenkt hätte; tät ich's auch nicht, so hätte es nichts zu sagen, Askanio solle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und sagte: „Mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtschaff-  
25 nern Mann gekannt als Euch, und davon ist der nichtswürdige Francesco gerade das Gegenteil; sagt ihm von meinethwegen, daß, wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Askanio hierher in meine Werkstatt bringt, so ermorde ich ihn ohne Umstände, und dem Askanio sagt: wenn er nicht in der bestimmten Stunde von seinem Meister weggeht, so soll es ihm gleichfalls übel be-  
30 kommen.“

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umständlich aus, was ich gesagt hatte, und Francesco erschrak dergestalt, daß er nicht wußte, was er tun sollte. In-  
zwischen hatte Askanio seinen Vater aufgesucht, der nach Rom  
35 gekommen war, und, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesco gleichfalls riet, den Askanio zu mir zu führen. Darauf sagte Francesco: „So gehe denn nur, Askanio! dein Vater mag

dich begleiten.“ Darauf versetzte Don Diego: „Francesco, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennst Benvenuto besser als ich, führe ihn sicher zurück, ich gehe mit dir.“ Indessen hatte ich mich zu Hause vorbereitet, ging in meiner Werkstatt auf und ab und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entschlossen, 5 die fürchterlichste Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Askanio und der Vater, den ich nicht kannte; ich sah sie alle mit einem fürchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, sagte: „Siehe, hier ist Askanio, den ich bisher bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Absicht war, dir Mißvergnügen zu machen.“ Askanio sagte voll Ehrfurcht: „Meister! verzeiht mir, ich bin hier, alles zu tun, was Ihr befehlet.“ Darauf versetzte ich: „Bist du gekommen, deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten?“ — „Ja“, sagte er, „und ich will niemals wieder von Euch weichen.“ Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrburschen, den er geschlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen; „hier ist“, sagte ich zu Askanio, „was ich dir geschenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe, wohin du willst“. Don Diego, der ganz etwas anderes erwartete, stand verwundert, indessen bat mich Askanio, 20 ich möchte ihm verzeihen und ihn wieder nehmen; das Gleiche tat der fremde Mann, der dabei stand. Ich fragte ihn, wer er sei; er sagte, daß er der Vater wär', und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: „Aus Liebe zu Euch mag's geschehen.“

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen, 25 nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht wie sonst mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältnis gestört worden war und ich sogar befürchten mußte, daß es noch schlimmer werden könnte, so wollte ich in ein besseres Land und mit Gottes Hülfe ein besseres Glück suchen, und gedachte, mich allein auf den Weg zu machen. 30

Als ich eines Abends meine Reise für den andern Morgen beschloffen hatte, sagte ich meinem treuen Felix: er sollte sich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und, wenn ich außen bliebe, sollte alles sein gehören. Nachher setzte 35 ich mich noch mit einem Peruginer Gesellen auseinander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papst zu endigen; ich ent-

ließ ihn und bezahlte seine Arbeit; er aber hat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reise auf seine Kosten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden sollte, der beste von den Italienern, die ich kannte, um mir zu helfen  
 5 und beizustehen; da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen, die er mir vorgeschlagen hatte. Askanio, der bei diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte halb weinend: „Ihr habt mich wieder genommen, ich habe versprochen, lebenslang bei Euch zu bleiben, und das will ich auch  
 10 tun.“ Ich sagte ihm: diesmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen; darauf machte er Anstalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mantelsack aufbinden, und so hatte ich mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

15 So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig und von da nach Padua. Aus dem Wirtshause holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werter Freund. Den andern Tag ging ich, Herrn Peter Bembo<sup>1</sup> die Hand zu küssen, der damals noch nicht Kardinal war; er empfing mich mit außerordentlichen  
 20 Liebkosungen, dann wendete er sich zu Albertaccio und sagte: „Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären; auch Ihr bleibt nur gleich in meinem Hause, denn auf andere Weise kann ich ihn Euch nicht überlassen.“ Und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

25 Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Kardinal gewesen wär', und verlangte, daß ich beständig an Seiner Gnaden Seite speisen sollte; sodann zeigte er auf die bescheidenste Weise im Gespräche sein Verlangen, von mir abgeildet zu sein, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünschte,  
 30 bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weißeste Masse und fing an, diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Seine Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und

<sup>1</sup> Pietro Bembo (1470—1547), unter Papst Leo apostolischer Sekretär und seit 1539 Kardinal; galt als einer der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter in lateinischer und italienischer Sprache und hat auf die formale Entwicklung der Literatur einen entscheidenden Einfluß geübt.

außerordentlich in der Poesie; aber von meiner Kunst verstanden Se. Gnaden auch gar nichts, so daß sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um so etwas gut zu machen. Ich aber entschloß mich, so viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach venezianischer Art<sup>1</sup> trug, hatte ich viele Not, einen Kopf zu machen, der mir genug tat. Doch ward ich endlich fertig, und es schien mir die schönste Arbeit, die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwei Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen, nun aber sah er wohl, daß ich verhältnismäßig über zweihundert brauchen würde und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er sagen sollte und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus<sup>2</sup> innerhalb eines Myrtenkranzes abbilden sollte. Das tat ich in drei Stunden, und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äußerst zufrieden und sagte: „Das Pferd scheint mir zehnmal schwerer zu machen als das Köpfchen, mit dem Ihr Euch so sehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen.“ Dann bat er mich, ich solle ihm doch noch den Stempel schneiden. „Ich weiß“, sagte er, „Ihr macht das so geschwind, als Ihr nur wollt.“ Dagegen versetzte ich, daß ich sie hier nicht machen könne, sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drei Pferde gehandelt, er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er stand zu Padua in dem größten Ansehen. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um fünfzig Dukaten überlassen hatte, sagte der Besitzer: „Trefflicher Mann! ich verehere Euch diese drei Pferde.“ Darauf antwortete ich: „Du verehrt sie mir nicht, und von dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leisten können.“ Darauf sagte der gute Mann: „Wenn Ihr diese Pferde nicht nehmt, so wird man Euch

<sup>1</sup> Bembo war nämlich Venezianer. — <sup>2</sup> Das dichterische Flügelroß war Bembo's Emblem.

gerwiß in Padua keine andern geben, und Ihr würdet genöthigt sein, zu Fuße wegzugehn.“ Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wissen wollte und mich aufs freundlichste ersuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weise  
 5 fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und so reiste ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubünden, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher.<sup>1</sup> Wir kamen über den Berg Alba und Merlina<sup>2</sup> nur mit großer Lebensgefahr;  
 10 denn ob es schon der achte Mai war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenseit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstadt<sup>3</sup> hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein florentinischer Kurier zu uns, der sich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als  
 15 von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sei; ich wußte aber nicht, daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirtshause erblickte, nannte er mich beim Namen und sagte zu mir: er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon, ich solle ihm Geld zur Reise  
 20 borgen. Darauf antwortete ich: „Zum Verborgen habe ich kein Geld, wenn Ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für Euch bezahlen.“ Darauf weinte der Schelm, verstellte sich aufs beste und sagte: daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Kurier das  
 25 Geld ausgehe, unsereiner verbunden sei, ihm zu helfen. Ferner setzte er hinzu: daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe, zeigte mir eine lederne Kapsel eines Bechers und sagte mir ins Ohr: in diesem Becher sei ein Edelstein, viele tausend Dukaten an Wert, auch die wichtigsten Briefe von ge-  
 30 dachtem Herrn. Darauf sagte ich: ich wollte ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sichrer wären als in diesem Becher, den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr zehn Scudi wert war, ich wollte ihm mit fünfundzwanzig dienen. Darauf versetzte er: wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit

<sup>1</sup> Die kaiserlichen Truppen kämpften damals (1537) gegen die Franzosen in Piemont. — <sup>2</sup> Gemeint sind Albula-Paß und Bernina. — <sup>3</sup> Wallenstadt am Walensee (Kanton St. Gallen).

mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe, und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstadt nach Wesen über einen See, der funfzehn Meilen lang ist. Als ich die Rähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich, denn sie sind 5 von Tannenholz, weder groß, noch stark, noch verpicht, und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wär' ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen, einzusteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, 10 daß die deutschen Wasser nicht ersäufte wie unsere italienischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: „Benvenuto, es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen.“ Darauf versetzte ich: „Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingestiegen sind und 15 lachend fortfahren. Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so würde ich sagen, sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen; da es aber Wasser ist, so seid versichert, die Deutschen haben so wenig Lust, davon zu schlucken als wir.“

Der See war funfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. 20 An der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an, stürmisch zu werden, so daß die Männer, welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen, und so taten wir eine 25 Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite bringen, sie aber behaupteten, es sei unmöglich, denn es sei nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden; dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen 30 rudern helfen und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Galfter mit der linken Hand. Sogleich schien es, als verstehe mich das Tier — wie sie denn manchmal sehr gescheit sind — und 35 wisse, was ich tun wollte, denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt, und meine Absicht war, daß es

schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff schlug; Askanio schrie: „Barmherzigkeit, lieber Vater! helfst mir!“ und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und

5 sagte: sie sollten tun, was ich ihnen gezeigt habe, denn die Pferde würden ihnen ebensogut das Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte, davon zu kommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See

10 fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich sah daselbst die vier deutschen Edelleute ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu tun verlangten, wollte der Schiffer es keinesweges zugeben. Darauf sagte ich: „Meine Kinder, nun ist es Zeit, etwas zu versuchen! Ziehet die Degen und zwingt sie,

15 daß sie uns ans Land setzen!“ Das erlangten wir mit großer Beschwerde, denn sie widersehten sich, was sie konnten. Als wir aber ans Land gestiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, schlimmer, als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte ein schweres Panzerhemd an, starke Stiefeln,

20 und es regnete, was Gott nur schicken konnte. Die Teufel von deutschen Edelleuten taten Wunder mit ihren Pferden, aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

25 Als wir ein wenig hinauf waren, strauchelte das Pferd des Askanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca, der Kurier, dem Askanio seinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und sich überschlug, war der Schurke von Kurier nicht so behend, die Spitze wegzuwenden; das Pferd stürzte vielmehr darauf und stach sich den

30 Hals durch und durch und blieb für tot liegen.

Mein anderer Gefelle wollte seinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er strauchelte gegen den See zu und hielt sich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Tier trug ein paar

35 Mantelsäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein getan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles, was ich nur von Wert mit mir führte, hatte ich dazu gesteckt. Ich rief dem

Jüngling zu, er solle sein Leben retten und das Pferd zum Fenster fallen lassen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über, und es mußte in den See fallen, und grade da unten hatten unsere Schiffer angelegt, so daß, wenn das Pferd fiel, so stürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir sahen das Pferd straucheln und arbeiten, und es schien, als wenn es gewiß zugrunde gehen müßte. Ich sagte aber zu meinen Gesellen: „Bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken, nur jammert mich der arme Burbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferde hat in seinem Becher, die einige tausend Dukaten wert sind; er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seien sie am sichersten; das meinige ist nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe.“ Burbacca versetzte: „Uns meine ist mir's nicht, wohl aber uns Eure!“ Da sagte ich zu ihm: „Warum betrübst du dich um mein Weniges und nicht um dein Vieles?“ Voller Verdruß versetzte er darauf: „In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Lage sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß Eures wahrhafte Taler sind, aber in meinem Becherfutteral, das so viel erlogner Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Kaviar.“ Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Gesellen lachten auch, und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder, und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirtshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger, auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß, wenn wir die Wunde immer damit vollstopften, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde, als wenn es kein weiteres Übel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edel-

leuten und reiseten weiter, recht wohl wieder hergestellt. So zogen wir hin und priesen Gott, daß er uns aus so großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenseit Wesen, wo wir die  
 5 Nacht ruhten und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm sang; weil aber daselbst die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer acht haben sollte. Burbacca war noch vom Tage her in schreckhafter Bewegung und schrie im Traume: „O Gott!  
 10 ich erkaufe!“ Und da er sich außer dem Schrecken des vergangenen Tages noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutschen aufnehmen wollte, rief er manchmal: „Ich brenne!“ Manchmal wieder glaubte er, in der Hölle zu sein mit dem Kaviar am Halse. So hatten wir eine sehr lustige  
 15 Nacht, und alle unsere Not war in Lachen verkehrt.

Des Morgens stiegen wir beim schönsten Wetter auf und hielten Mittag in einem fröhlichen Orthen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirtet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürich heißt. Der  
 20 Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm, über den das Wasser ging, so daß der bestialische Führer straukelte und mit dem Pferde ins Wasser stürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und sah die Bestie aus dem Wasser kommen. Er fing wieder an zu singen, als wenn nichts gewesen wär', und  
 25 machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewisse Bäume, und so führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote schrie und rief mir auf Deutsch: wenn die Leute mich sähen, so würden sie mich totschlagen. So ritten wir weiter  
 30 und kamen auch durch diesen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein; wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns beizeiten auf und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lausanne,  
 35 Genf und Lyon. Daselbst ruhten wir vier Tage. Wir waren singend und lachend hingekommen. Ich ergözte mich sehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Kosten, die

ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reise, außer daß in der Gegend von Paliffa<sup>1</sup> uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reisten wir nach Paris ohne irgend ein Hindernis, und 5 immer lachend und singend gelangten wir in Sicherheit.

### Neuntes Kapitel.

Undankbares Betragen Rosso, des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I. zu Fontainebleau vorgestellt und sehr gnädig empfangen. — Der König verlangt, ihn in Dienste zunehmen, er aber, da ihn eine schnelle Krankheit heimsucht, mißfällt sich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Kardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwischen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er seinen treuen Diener Feliz wiederfindet. — Merkwürdiger Brief des Kardinals von Ferrara über 15 das Betragen des Kardinals Gaddi. — Er wird fälschlich von einem Gesellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelsteinen besitze, den er damals entwandt, als ihm der im Kastell belagerte Papst die Krone auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich, Rosso den Maler<sup>2</sup> 20 aufzusuchen, der sich im Dienste des Königs Franziskus befand. Ich hielt diesen Mann für meinen größten Freund auf der Welt: denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt, die ein Mensch von dem andern erwarten kann, und weil sich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten schuldig 25 war, so will ich nicht verfehlen, es anzuzeigen und die Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darzustellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Übles von den Werken des Raffael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten; davon errettete ich ihn 30 und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Mühe. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von S. Gallo, einem herrlichen Architekten<sup>3</sup>, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit

<sup>1</sup> Paliffisse im Bourbonnais, nordöstlich von Roanne. — <sup>2</sup> Vgl. S. 55, Anmerkung 2. — <sup>3</sup> Antonio da Sangallo der Jüngere (1483—1546), ein Schüler Bramantes.

nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Gesei aufgetragen hatte, und so fuhr gedachter Meister gegen Rossio fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wär'; deswegen borgte ich ihm manche zehen Scudi, um zu leben, die ich noch nicht wieder er-  
5 halten hatte.

Nun, da ich wußte, daß er im Dienste des Königs war, ging ich ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käm'. Als  
10 der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: „Benvenuto! du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Poffen, wie wir machen können.“ Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben  
15 diese Weise zurückzukehren, wie ich nach Paris gekommen sei; ich habe für meine Mühe mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und fast fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von S. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren, denn er merkte, daß er sich  
20 vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechselbrief von fünfhundert Scudi auf Riccardo del Bene. Da schämte sich der Bösewicht und wollte mich gleichsam mit Gewalt festhalten, ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Maler weg, der eben gegenwärtig war; er hieß Sguazzella<sup>1</sup>, war auch ein Florentiner, und ich wohnte in seinem Hause mit drei Pferden und  
25 Dienern für ein Gewisses die Woche. Er veröstigte mich gut, und ich bezahlte ihn noch besser.

Darauf suchte ich den König zu sprechen, bei welchem mich ein gewisser Herr Julian Buonaccorsi, sein Schatzmeister, ein-  
30 führte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht, daß Rossio sich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieses bemerkte, führte er mich schnell nach Fontainebleau und stellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigste Audienz  
35 gab, und weil er eben im Begriff war, nach Lyon zu gehen, sagte

<sup>1</sup> Andrea Sguazzella oder Chiazzella, war seinem Lehrer, Andrea del Sarto nach Frankreich gefolgt, wo er auch nach dessen Rückkehr (1519) verblieb.

er zu Herrn Julian, er solle mich mit sich nehmen, unterwegs wolle man von einigen schönen Werken sprechen, die Seine Majestät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach, und unterwegs wartete ich dem Kardinal von Ferrara beständig auf, der damals den Hut noch nicht hatte.<sup>1</sup> Dieser ließ sich alle Abend in große Unterredungen mit mir ein und sagte einstmals, ich möchte in Lyon in einer seiner Abteien bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme; er selbst gehe nach Grenoble, und in seiner Abtei zu Lyon sollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieser Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geselle Askanio hatte das viertägige Fieber, so daß mir die Franzosen und ihr Hof äußerst zuwider waren und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen,

Als der Kardinal meine feste Entschließung sah, wieder zurückzukehren, gab er mir so viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen sollte, und so reisten wir fort auf den besten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplons kamen, gesellte ich mich zu gewissen Franzosen, mit denen wir eine Zeitlang reisten, Askanio mit seinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlassen schien. Ich hatte mir den Magen so verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brot die Woche verzehren mochte. Außerst verlangte ich, nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich sterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß nahe bei einem Ort, der Isdevedro<sup>2</sup> hieß; das Wasser war sehr breit und tief, und darüber ging ein langer, schmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein starker Reif gefallen, und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich sah, wie gefährlich sie war und befahl meinen Gefellen, sie sollten absteigen und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem der Franzosen, der ein Edelmann war, im Gespräch

<sup>1</sup> Spopolito d'Este (1509—72), Sohn des Herzogs Alfonso; erhielt 1539 den Kardinalshut. — <sup>2</sup> Wahrscheinlich ein Dorf (ober Fluß?) im Val di Vedro, süßlich des Simplon.

begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und spottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich, und als ich ihn mitten auf der Brücke sah, bat ich ihn, er möchte sachte kommen, denn er sei auf einer sehr gefährlichen Stelle. Dieser Mensch, der seine französische Natur nicht ablegen konnte, sagte mir in seiner Sprache: ich sei ein Mann von wenig Herz, hier sei gar keine Gefahr. Indessen er diese Worte sprach, wollte er das Pferd ein wenig anspornen, das sogleich straukelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott sich oft der Narren erbarmet, so tat diese Bestie mit der andern Bestie, seinem Pferde, einen großen Sturz, beide unters Wasser. Als ich das sah, eilte ich und lief und sprang mit großer Beschwerlichkeit auf den Felsen, hing mich an denselben und erwißte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann an hatte, daran zog ich ihn herauf, als er schon ganz vom Wasser bedeckt war. Er hatte viel geschluckt, und wenig fehlte, so wär' er erstickt. Als ich ihn außer Gefahr sah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Französisch und sagte: er danke mir nicht dafür, seine Schriften seien die Hauptsache, die manche zehnen Scudi wert wären. Er sagte das gleichsam im Zorn, ganz durchweicht, sprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten, und verlangte, sie sollten der Bestie helfen, ich wollte sie bezahlen. Einer davon bemühte sich recht eifrig und fischte ihm seine Schriften wieder auf, so daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weise zugreifen, so daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tische die Börse, die wir gemeinschaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage bestritt, und gab dem Boten, der jenem beigestanden hatte, einiges Geld aus diesem gemeinschaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius, ich sollte den Mann von dem meinigen bezahlen und ihm aus der Kasse nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf schimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts getan hatte, und verlangte, daß ich ihn auch

bezahlen sollte. Ich sagte darauf: „Jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat“; er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen sollte; ich versetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobei er wohl zuerst weinen würde. Wir waren auf der Grenze zwischen dem Venezianischen und Deutschen, so lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich saß auf meinem guten Pferde und öffnete die Pfanne meiner Büchse. Darauf wendete ich mich zu meinen Gesellen und sagte: „Diesen bring' ich zuerst um, und ihr andern tut eure Schuldigkeit; denn das sind Straßenräuber, welche nur diesen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.“

Der Wirt, bei dem wir gegessen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn, er möchte einem so großen Übel vorbeugen; „denn“, sagte er, „das ist ein tapfrer, junger Mann, und bis ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Teil von euch um; vielleicht entwischt er euch gar und schießt den Boten tot“. Da ward alles ruhig, und der Alte, ihr Anführer, sagte zu mir: „Gehe in Frieden! du würdest mit uns zu tun haben, und wenn du hundert bei dir hättest.“ Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit sagte, denn ich war schon entschlossen und hatte mich für tot gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, schüttelte ich den Kopf und sagte: „Ich würde mein Möglichstes getan haben, um euch zu zeigen, daß ich ein lebendiges Geschöpf und ein Mensch sei.“ Darauf reisten wir weiter. Abends in der ersten Herberge zählten wir unsere Kasse, und ich trennte mich von dem bestialischen Franzosen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freundschaft und kam mit meinen drei Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Sr. Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte morgens nach Loreto verreisen. Ich wartete bis zwei Stunden in der Nacht, da erschien der Herzog und empfing mich aufs gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich aufs anmutigste: „Gnädigster Herr, es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe, als man zum Lebensunterhalt nötig glauben sollte, des-

wegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht stärken würden; erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte, und vielleicht haben wir beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel  
 5 säß.“ So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirtshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwei Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte,  
 10 aß ich mit großem Appetit das erstemal seit vier Monaten.

Morgens verreiſte ich zur heiligen Mutter von Loreto<sup>1</sup>, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkstatt mit allem Geräte und Zieraten überließ und eine andere,  
 15 weit größer und geräumiger, neben Sugarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franziskus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unter-  
 20 nommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu tun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer Gesellen Verdruß, der mir alles, was er auf seine Kleidung und sonstige eigne Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung  
 25 schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr siebenzig Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht, er solle sich deswegen drei Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwei Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit  
 30 vieler Arbeit beladen und sagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deshalb riet man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ihm einen Arm abzuhauen, und ich hätte es gewiß getan; doch meine Freunde sagten, es wäre nicht gut; ich verlör' mein Geld und vielleicht Rom noch einmal, denn die  
 35 Wunden lassen sich nicht abmessen, und ich könne ihn ja auf seine

<sup>1</sup> Ist noch heute ein vielbesuchter Wallfahrtsort in der Provinz Ancona.

Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstecken lassen. Ich folgte ihrem Rate, aber ich wollte die Sache großmütiger behandeln, ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Prozeß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burschen ins Gefängnis 5 bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen, unter andern hatte ich allen Schmuck von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino<sup>1</sup> in der Arbeit; dieser war der Vater Herrn Pauls, der gegenwärtig 10 Schwiegerohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämtlich dem Ende nah, und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich der Ehre und des Nutzens wegen Tag und Nacht.

Indessen ich nun so aufs eifrigste meine Arbeiten zu beför- 15 dern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allchristlichste König Deiner erinnert und Dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm ant- 20 wortete: Du habest mir versprochen, daß Du, sobald ich Dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wollest. Seine Majestät antwortete darauf: ‚Ich will, man soll ihm so viel Geld schicken, als ein Mann seinesgleichen zu einer bequemen Reise braucht.‘ Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir tausend 25 Goldgulden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bei dieser Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte: ein solcher Befehl sei nicht nötig, denn er habe Dir Geld genug angewiesen, und Du müßtest auf dem Wege sein. Verhielte sich nun die Sache nicht so, Du hättest kein 30 Geld erhalten, wärest nicht unterwegs, und es wäre Dir von allem keine Nachricht zugekommen, sondern es wäre eine bloße Ausschneiderei des Cardinals, um zu zeigen, daß er sich auch um geschickte Leute bekümmere, nach denen der König fragt, wie ich

<sup>1</sup> Bekanntter Feldhauptmann, der die Gräfin Francesca Sforza von Santafiora zur Frau hatte. Sein Sohn Paolo Giordano heiratete Isabella dei Medici, Tochter des Herzogs Cosimo I.

fast glaube, so antworte mir, sobald Du meinen Brief empfängst, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor diesen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhansen das Gespräch nach und nach auf Dich leiten und sagen kann: daß  
 5 Du das Geld, welches Dir der Cardinal Gaddi geschickt haben wolle, nicht erhalten hast, daß Du nicht auf der Reise, sondern in Rom bist. Es wird sich zeigen, daß der Cardinal dies alles nur aus Eitelkeit gesagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeister auswirken, daß Du das  
 10 Geld zur Reise, welches Dir der großmütige König zugebracht hat, endlich erhalten mögest.“

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünstiges Geschick über uns Menschen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem Leben mit dem närrischen Kardinalchen Gaddi gesprochen, und er  
 15 prahlte auch diesmal nicht, um mir Schaden zu tun, sondern es war eine Wirkung seines leeren und ungeschickten Gehirns, weil es auch scheinen sollte, als bekümmere er sich um talentreiche Leute, die der König in seinen Dienst wünschte, er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher so klug  
 20 gewesen wär' und mir den Vorfall gemeldet hätte, so würde ich doch, um so einen dummen Strohhalm nicht stecken zu lassen, aus Patriotismus irgend eine Entschuldigung gefunden und seiner törichten Prahlerei einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigsten Cardinals von Ferrara erhielt, ant-  
 25 wortete ich sogleich: mir sei vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und, wenn er mich auch hätte bereden wollen, so würde ich mich ohne Vorwissen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, besonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indessen würde ich mich auf ein Wort Sr. aller-  
 30 christlichsten Majestät, das mir durch so einen Herrn zukam', sogleich auf den Weg machen und alles andere beiseite werfen.

In dieser Zeit dachte mein Geselle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch sehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papstes Paul Farnese oder vielmehr  
 35 seines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Castro<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Es ist Herr Peter Ludwig, von dem schon früher die Rede war. Vgl. oben, S. 148, Z. 8. Der Papst hatte ihn 1530 zum Herzog von Castro ernannt.

nannte. Nun ließ mein gedachter Gesell einem der Sekretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wisse und sich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzigtausend Dukaten besitze, davon der größte Theil in Juwelen bestehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe sie damals bei der Verheerung Roms im Kastell St. Angelo beiseite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen. 5

Ich hatte einmal eines Morgens sehr früh über drei Stunden an obgedachtem Brautschnucke gearbeitet, und, indes man meine Werkstatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherei und sagte: „Du bist ein Gefangener des Papstes!“ Darauf antwortete ich: „Crispin, du irrst dich in der Person!“ — „Nein“, versetzte er, „du bist der brave Benvenuto, ich kenne dich recht gut, ich habe dich nach Kastell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren deinesgleichen zu gehen pflegen.“ 15

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, sagte er zu ihnen: „Keiner unterstehe sich, ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit tut und ihn nicht entzwischen laßt.“ Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich ins Kastell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf den Turm. Das war das erstemal, daß ich das Gefängnis schmeckte, und war eben sieben- unddreißig Jahr alt. 20 25 30

## Zehntes Kapitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung, gebachten Schatz zu erhalten, überredet seinen Vater, mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Verteidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig tut alles mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Kastellkommandanten gegen ihn. — Geschichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, ungehalten über das  
 10 Fürwort des Königs in Frankreich, beschließt, den Autor in lebenslänglichem Gefängnis zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes, bedachte die große Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und bat so gleich bei seinem Vater für mich um Gnade<sup>1</sup>, unter der Be-  
 15 dingung, daß ich ihm ein Geschenk davon machte. Der Papst gewährte ihm seine Bitte und versprach zugleich, daß er ihm behülflich sein wolle, das Geld zu erlangen. So hielten sie mich acht Tage im Gefängnis, nach Verlauf derselben ließen sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben, zum Verhör holen ließen.  
 20 Man brachte mich in einen der Säle des Kastells, der Ort war sehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daselbst den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Conversini von Pistoja, der nachher Bischof von Jesi wurde, sodann den Fiskal, dessen Namen ich vergessen habe, und den Kriminalrichter Herrn Be-  
 25 nedetto Galli. Diese drei fingen an, mich zu befragen, erst mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen gesagt: „Meine Herren, schon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr sprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heißen  
 30 soll. Ich bitte euch, sagt, was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze.“

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pistoja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: „Du sprichst  
 35 sehr sicher, ja allzu kühn, dafür soll dein Stolz so klein wie ein

<sup>1</sup> Ist ein Übersetzungsfehler. Natürlich hat Peter Ludwig nicht um Cellinis Begnadigung gebeten.

Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Märchen sind, wie du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirst, gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig 5 in dem Kastell Sankt Angelo warst und man sich deiner als eines Artilleristen bediente. Da du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist und Papst Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieser Profession in der Nähe war, ließ er dich insgeheim rufen und vertraute dir dergestalt, daß er die 10 Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast du für achtzigtausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gefellen gesagt, gegen den du dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir 15 dir freimütig, schaffe die Juwelen und ihren Wert herbei, so magst du alsdann frei wieder hingehen.“

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: „Gott sei gedankt, daß ich das erstemal, da 20 es ihm gefallen hat, mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wär', was ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; 25 denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren, und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen: daß ich als Diener diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht, solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen oder demjenigen, der mir sie wieder abfordern 30 ließ', wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielt.“

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitem Gründe vorbringen und versetzte wütend: „Verziere du die Sache, wie du willst, Benvenuto! Uns ist genug, das Unsere wieder ge- 35 funden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen.“ Zugleich woll-

ten sie aufstehn und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: „Meine Herren! mein Verhör ist nicht geendet, deswegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt.“ Sogleich nahmen sie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären, nichts zu hören, was ich vorbringen könnte, ja sie verbargen eine  
 5 Art von Zufriedenheit nicht, denn sie glaubten, alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weise zu reden an:

„Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahr in  
 10 Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.“

Darauf sagte der Häfcher von Gouverneur: „Und du hast hier doch Menschen umgebracht!“ Darauf versetzte ich: „Das sagt ihr, und nicht ich. Denn wenn einer käm', euch umzubringen,  
 15 so würdet ihr euch schnell genug verteidigen, und wenn ihr ihn erschlägt, würden es die heiligen Geseze euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papst die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage euch von neuem, es sind  
 20 ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wunderfame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profession vollendet habe, und weil ich weiß, daß Christus hier wohnet und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, ja wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte, mir einigen Schaden  
 25 zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir, wo soll ich nun jezo hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schändlichen Absichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr  
 30 mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich dann auch diese achtzigtausend Scudi verwahren könnte? Hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unsrer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine  
 35 Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle

vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles, was Papst Clemens  
 befehlen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das einzige könnte  
 sein: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiser-  
 lichen Freibeutern vergleichen<sup>1</sup> wollte, die ihm Rom geplündert  
 und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Ver- 5  
 gleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Isca-  
 tinaro<sup>2</sup> hieß. Man hatte sich beinahe über alle Punkte mit dem  
 bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch  
 etwas Angenehmes erzeigen wollte und einen Diamanten vom  
 Finger fallen ließ, der ungefähr viertausend Scudi wert sein 10  
 konnte. Iscatinaro bückte sich, ihn aufzuheben, worauf der Papst  
 sagte: er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei  
 diesem war ich gegenwärtig, und wenn dieser Diamant fehlen  
 sollte, so sag' ich euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin,  
 auch dieses wird bemerkt sein. Und nun könnt ihr an eurer 15  
 Stelle euch schämen, einen Mann meinesgleichen so behandelt zu  
 haben, der so vieles ehrenvoll für diesen apostolischen Sitz unter-  
 nommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die  
 Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so tätig, so überrumpel-  
 ten sie ohne Hindernis das Kastell. Niemand hatte mich dazu 20  
 gedungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche  
 von den Bombardierern und Soldaten ganz verlassen dastand.  
 Ich sprach noch dabei einem meiner Bekannten Mut ein, der  
 Raffael da Monte Supo hieß und ein Bildhauer war, auch er  
 hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine 25  
 Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus seiner Untätigkeit, und wir  
 beide allein töteten von oben herunter so viele Feinde, daß die  
 Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst,  
 der nach dem Iscatinaro schoß, weil er in der Konferenz mit  
 dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach und, als ein 30  
 Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine  
 grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Unter-  
 suchung anstellen und wollte den Läter hängen lassen. Auch  
 ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als

<sup>1</sup> Sich abfinden wollte. — <sup>2</sup> Gemeint ist Giovan Bartolommeo Scat-  
 tinara, der die Kapitulation mit Clemens VII. abschloß.

er die Taufgräben visitieren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche so viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen und so viel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das soll nun die freche pfäffische Belohnung  
 5 sein, die man einem Manne zudenkt, der euch mit so viel Treue und Anstrengung gebient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt, was ich gesagt habe, alles dem Papste, sagt ihm, daß er seine sämtlichen Juwelen besitzt, und daß ich zur Zeit jener Ver-  
 10 heerung von der Kirche nichts anders erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, seine Diener.“

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen  
 15 einander ins Gesicht und verließen mich mit Verwunderung. Alle drei zusammen gingen, dem Papste alles zu hinterbringen, was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst, man solle die sämtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß nichts fehlte, aber sie ließen mich im Kastell  
 20 sitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig besonders, als er sah, daß er so übel gehandelt hatte, suchte meinen Tod zu beschleunigen.

Diese Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz schon mit allen Umständen vernommen hatte, daß  
 25 der Papst mich so widerrechtlich gefangen hielt, und er gab seinem Gesandten an diesem Hofe, Herrn von Morluc<sup>1</sup>, in einem Schreiben den Auftrag, er solle mich als einen Diener Seiner Majestät vom Papste zurückfordern. Der Papst, der sonst ein verständiger und außerordentlicher Mann war, betrug sich doch  
 30 in dieser meiner Sache sehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Gesandten: Seine Majestät möchten sich doch nicht weiter meiner annehmen, ich sei ein wilder und gefährlicher Mensch, er habe mich einziehen lassen wegen verschiedener Tot-  
 35 außs neue: auch in seinem Reiche pfllege man der besten Gerech-

<sup>1</sup> Jean de Monluc, Bruder des berühmten Marschalls Blaise de Monluc.

tigkeit. Seine Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen und ebenso die Übeltäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine 5 Dienste genommen und verlange ihn nun als den Seinigen zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, so ehrenvoll mir auch der Anteil war, den er an mir nahm; denn der Papst war in rasende Verlegenheit geraten, ich möchte nun, wenn ich hinging', die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die sie an mir begangen hatten, deswegen sann er nach, wie 10 er mich ohne seine Ehre zu verlezen aus der Welt schaffen könnte.

Der Kastellan des Kastells Sankt Angelo war einer von unsern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieser brave Mann behandelte mich auf das gefälligste von der Welt, 15 und weil er das große Unrecht kannte, das mir geschah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um die Erlaubnis zu erhalten, Bürgschaft leisten wollen, allein er versekte, er könne sie nicht annehmen, denn der Papst sei über meine Sache zu sehr entrüstet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen, 20 denn er höre von jedem, was ich für ein zuverlässiger Mann sei. Da gab ich ihm mein Wort, und er verschaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieser Verdruß des Papstes sowohl wegen meiner Unschuld als wegen der Gunst des Königs doch vorübergehen 25 müsse, und erhielt meine Werkstatt offen. Astanio, mein Gesell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geschah, konnte ich zwar wenig tun, doch machte ich aus der Not eine Tugend und ertrug so heiter als ich konnte mein widriges Geschick, indem ich mir zugleich alle Wachen und 30 Soldaten des Kastells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal speiste der Papst im Kastell, und unter der Zeit waren die Tore nicht bewacht, sondern standen einem jeden frei wie an einem gewöhnlichen Palast. Man fand alsdann nötig, die Gefängnisse mit mehr Sorgfalt zu verschließen; aber ich 35 ward immer gleich gehalten und konnte auch zu solchen Zeiten frei herumgehen. Öfters rieten mir einige Soldaten, ich solle

mich davon machen, sie wollten mir durch die Finger sehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt sei, das mir geschehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Kastellan mein Wort gegeben, der ein so braver Mann sei, und der mir so viel Gefälligkeit  
5 erzeigt habe.

Unter andern war ein tapftrer und geistreicher Soldat, der zu mir sagte: „Wisse, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden ist und sich auch nicht verbinden kann, sein Wort zu halten oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Tue,  
10 was ich dir sage, fliehe vor diesem Schurken von\*\*\* und vor dem Bastard, seinem Sohn, die dir auf alle Weise nach dem Leben stehen.“ Aber ich, der ich lieber sterben wollte, als daß ich dem würdigen Kastellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug diesen ungeheuren Verdruß, so gut ich konnte, in Gesellschaft eines  
15 Geistlichen aus dem Hause Pallavicini, der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen; er war ein sehr guter Gesellschafter, aber als Mönch der ruchloseste Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Lastern geneigt war. Seine schönen Gaben bewunderte ich, und seine häßlichen Laster  
20 mußte ich aufs höchste verabscheuen. Auch unterließ ich nicht, ihn darüber ganz freimütig zu tadeln und zu schelten; dagegen wiederholte er mir immer: ich sei als Gefangener nicht verbunden, dem Kastellan mein Wort zu halten; darauf antwortete ich: als Mönch sage er wohl die Wahrheit, nicht als Mensch, denn  
25 wer Mensch und nicht Mönch wäre, müßte sein Wort unter allen Umständen halten, in die er geraten könnte, und so wollte ich auch mein einfaches und tugendfames Wort nicht brechen. Da er hieraus sah, daß er mich durch seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu ver-  
30 suchen. Er schwieg viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die Predigten des Bruder Hieronymus Savonarola<sup>1</sup> und machte so eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel

<sup>1</sup> Girolamo Savonarola (1452—98), der berühmte Dominikanermönch, der mit glühender Beredsamkeit in Florenz für eine Kirchenreform eintrat, ein asketisches Regiment einführte, aber schließlich seine Auflehnung gegen Alexander VI. mit dem Feuertode büßen mußte.

schöner vorkam als die Predigten selbst und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann getan, nur nicht, wie schon gesagt, mein Wort gebrochen. Da er nun sah, daß ich vor seinen Talenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an, mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weise ich mich denn 5 hätte flüchten wollen, wenn mir die Lust dazu gekommen wär? und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen hätte, das Gefängnis hätte eröffnen wollen? Diese Gelegenheit wollte ich nicht vorbeilassen, um diesem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze; ich sagte ihm: daß ich 10 jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Käse zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimnis zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: „Die Menschen, die sich einmal 15 in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge; wollte man sie immer beim Wort halten, so würde manches zurückbleiben, und sie würden einen guten Teil ihres Credits verlieren; so möchte es auch wohl Euch gehen, Ihr sagt so unwahrscheinliche Dinge, und 20 wenn man die Ausführung verlangte, würdet Ihr wohl schwerlich mit Ehre bestehen.“

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verspräche, als ich auszuführen verstünde; das, was ich wegen der Schlüssel behauptet 25 hätte, sei eine geringe Sache, mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen, daß alles wahr sei. Darauf zeigte ich ihm unbesonnener Weise mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir als ein fähiger 30 Mann alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe, der wackre Kastellan des Tages frei herumgehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeschlossen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte, und so hatte ich 35 auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Kardinal von Ferrara beschäftigt; zuletzt verlor ich über meinen einge-

schränkten Zustand alle Lust und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück und führte das alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtamer Weise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen und Helfer einen Schreiber namens Ludwig, einen Paduaner; allein, als man die Schlüssel bestellte, tat der Schläffer sogleich die Anzeige. Der Kastellan, der mich einigemal in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugeesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: „Wenn man schon diesem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt getan hat, so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß, ich will ihn fester halten, und alle Nachsicht soll aufhören.“ So ließ er mich mit einigem Unmut einschließen, und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrautesten Diener hinterbrachten, deren einige mir sehr wohl wollten und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Kastellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treulosen Menschen schelte.

Da nun einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Scheltworte ins Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Kastellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm, wir hätten beide recht, allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Kastellan verschaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befand, die von größerer Bedeutung sei, als sie glaubten. Sogleich ließ der Kastellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeschlossen und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Kastellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen

war, rettete seinen Schreiber von dem Strick und ließ mir wieder so viel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: wenn nun ein andermal eine solche Ver- 5  
wirrung entstände, und der Mann traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden sein und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an, mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen, 10  
und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich, sie sollten still sein, denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galeere gerieten, wenn so etwas herauskäm', und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen 15  
Strohsack aus und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängnis war, und fing an, von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittel einer Elle breit; und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug sei, mich von der großen Höhe des Turms herunterzulassen, sagte ich meinen 20  
Dienern; ich habe genug verschenkt, sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Kardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkstatt zuschließen und sagten frei heraus: der Papst wolle 25  
nichts von meiner Loslassung wissen; die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morluc von seiten des Königs dem Papste hinterbracht habe, seien gewesen: er solle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und, wenn ich gefehlt habe, solle 30  
man mich züchtigen, aber, habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrossen, daß er sich vorsetzte, mich niemals wieder freizugeben. Was den Kastellan betrifft, der half mir von seiner Seite, so gut er konnte. 35

## Eilftes Kapitel.

Streit zwischen dem Autor und Askanio. — Seltsame kranke Phantafie des Schloßhauptmanns, wodurch fein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Diefer wird enger als jemals eingeschlossen und mit großer Strenge behandelt. — Kardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang.

Als in diefer Zeit meine Feinde fahen, daß meine Werk-  
 ftatt verſchloffen war, ſagten ſie alle Tage mit Verachtung  
 irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden,  
 die mich noch im Gefängniß beſuchten; unter andern begegnete  
 10 mit Askanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage  
 zweimal und verlangte eines Tages, ich ſolle ihm aus einer  
 blauen Samtweſte, die ich nicht mehr trug und die mir nur  
 ein einziges Mal bei der Prozeſſion gedient hatte, ein Weſtchen  
 machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen, es ſei weder Zeit noch  
 15 Ort, ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch  
 ſo übel, daß er zu mir ſagte: er wolle nun auch nach Taglia-  
 cozzo<sup>1</sup> zu den Seinigen gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß: er  
 mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen  
 ginge. Darauf ſchwur er mit heftiger Leidenschaft, daß er mir  
 20 niemals mehr vors Geſicht kommen wolle. Als wir dieſes  
 ſprachen, gingen wir eben um den Turm des Kaſtells ſpazieren.  
 Es begab ſich, daß der Kaſtellan uns eben begegnete, als Askanio  
 zu mir ſagte: „Nun gehe ich fort, leb' wohl für immer!“ Und  
 ich antwortete ihm: „So ſei es denn für immer! und damit es  
 25 wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie dich nicht mehr  
 hereinlaſſen ſoll.“ Dann wendete ich mich zum Kaſtellan und  
 bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß  
 Askanio nicht wieder herein dürfe, und ſetzte hinzu: „Dieſer Knabe  
 vergrößert noch mein großes Übel; deßwegen bitte ich Euch, Herr  
 30 Kaſtellan, laßt ihn nicht wieder herein.“ Dem Kaſtellan tat  
 das ſehr leid, denn er wußte, daß es ein Junge von viel Fähig-  
 keiten war; dabei hatte er eine ſo ſchöne Geſtalt, daß jeder, der  
 ihn nur einmal geſehen hatte, ihn ganz beſonders lieb gewann.  
 Der junge Menſch ging weinend fort und hatte einen kleinen

<sup>1</sup> Tagliacozzo iſt ein Städtchen in den Abruzzen.

Säbel bei sich, den er manchmal heimlich unter seinen Kleidern trug. Als er aus dem Kastell mit so verweintem Gesicht kam, begegnete er zwei meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia<sup>1</sup> und einem gewissen Michael, zwei Goldschmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Askanio war, sagte: „Was will das heißen, daß Askanio weint? vielleicht ist sein Vater gestorben? ich meine den Vater im Kastell.“ Askanio versetzte: „Er lebt, aber du sollst sterben!“ und so hieb er ihn zweimal über den Kopf. Mit dem erstenmal streckte er ihn auf die Erde, mit dem zweiten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für tot liegen. Sogleich erfuhr es der Papst, der denn mit bedeutenden Worten sagte: „Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, so gebt ihm drei Tage Zeit, seine Gründe beizubringen.“ Als bald kamen sie und besorgten das Geschäft, das ihnen der Papst aufgetragen hatte. Der brave Kastellan ging sogleich zum Papste und zeigte, daß ich von dieser Sache nichts wissen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So verteidigte mich der Mann mit aller Kraft und rettete mir das Leben in diesem wilden Augenblick. Askanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, schrieb mir von da und bat tausendmal um Vergebung. Er bekannte sein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe, wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängnis käm', so wolle er mich nicht mehr verlassen. Ich ließ ihm wissen, daß er fortfahren sollte, etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb', wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Kastellan, der mich übrigens sehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewissen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er sehr viel zu schwärmen, und es waren seine grillenhaften Vorstellungen alle Jahre verschieden. Denn einmal glaubte er ein Ölkrug zu sein, ein andermal ein Frosch, und da hüpfte er auch nach Art dieses Thieres; hielt er sich für

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 188, 3. 35 ff., S. 201 und 203.

tot, fo mußte man ihn begraben, und fo hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Diesmal stellte er fich vor, er fei eine Fledermaus, und wenn er fo spazieren ging, zifchte er manchmal leife wie diefe Gefchöpfe, bewegte fich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Ärzte, die ihn wohl kannten, fowie feine alten Diener fuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen, und weil ſie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich diſturieren zu hören, fo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei dieſem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an feiner Tafel gegen ihm über ſitzen ſollte, und dabei wurde von beiden Seiten unaufhörlich geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit aß ich ſehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und ſchlieff nicht und ermüdete mich dergeltalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn anſah, konnte ich bemerken, daß ſeine Augen ganz falſch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an, mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Luſt zu fliegen angekommen ſei? Darauf verſetzte ich: eben diejenigen Dinge, die dem Menſchen am ſchwerſten vorkämen, hätte ich am liebſten zu vollbringen gewünscht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, ſo habe mir Gott und die Natur einen Körper ſehr geſchickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechaniſche Vortheile dazu täte, ſo ſollte mir das Fliegen ſicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weiſe ich es anfangen wollte, und ich verſetzte: „Wenn ich die Tiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunſt nachzuahmen, ſo finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muſter dienen kann.“

Raum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als ſeine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: „Das iſt wahr! das iſt das rechte Tier!“ Und dann wendete er ſich an mich und ſagte: „Benvenuto, nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäb', ſo würdeſt du auch Mut haben, zu fliegen?“ Ich verſetzte, er ſolle mir nur die Erlaubnis geben, ſo getraute ich mich, bis hinaus auf die Wiefen zu

fliegen, wenn ich mir ein Paar Flügel von feiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: „Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papst hat mir befohlen, dich aufs genaueste in acht zu nehmen, auch weiß ich, daß du ein künstlicher<sup>1</sup> Teufel bist und imstand wärst, mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüsseln verschließen lassen, damit du 5  
aushalten mußt.“

Nun fing ich an, ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtnis, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. 10  
Ich bat ihn um Gottes willen und bei allen denen Gefälligkeiten, die er mir schon erzeigt hatte, daß er das Übel, das ich ohnedies leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. 15  
Da ich nun sah, daß nichts anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: „So verschließt mich nur wohl: denn ich werde Euch auf alle Weise zu entkommen suchen.“ So führten sie mich weg und sperreten mich mit der größten Sorgfalt ein. 20

Nun fing ich an, die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängnis, und da ich sicher glaubte, den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich, wie ich von dem hohen Turm herunter kommen wollte, nahm meine 25  
Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nähte sie wohl zusammen und bedachte, wie viel Öffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der sich unter der Schloßwache 30  
befand. Er sorgte für die Wasserfässer und Brunnen und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verschiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine sehr starke und große; ich überlegte, daß sie mir sehr nützlich sein könnte, nahm sie weg und verbarg sie in meinem Strohsack. Als nun die Zeit herbeikam, 35

<sup>1</sup> Kunstreicher (ingegnoso).

daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an, damit die Nägel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thür befestigt waren; weil aber die Thür doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Teil der Nägel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ich's nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermischte ein wenig rostigen Eisenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelsköpfe erhielt, die ich nun, sowie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befestigt, indem ich einige Nägel abstutzte und sie leicht wieder einsteckte, damit sie mir die Bänder nur festhalten sollten.

Dieses alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit, denn der Kastellan träumte jede Nacht, ich sei entflohen, und schickte alle Stunden ins Gefängnis. Der Mensch, der jedesmal kam, betrug sich wie ein Häschler; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen andern mit sich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedignone<sup>1</sup>, dieser war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängnis, ohne mir etwas Beleidigendes zu sagen; der andere war von Prato und daselbst bei einem Apotheker gewesen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängnis, und ich sagte zu ihm: „Nehmet mich wohl in acht, denn ich gedenke, auf alle Weise zu entfliehen.“ Über diese Worte entstand zwischen mir und ihm die größte Feindschaft, so daß ich mein Eisenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, sorgfältig in meinem Strohsack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältnis selbst, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötzte, so trieb ich sie zu jener Zeit aufs äußerste. Sobald ich gefehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichste und putzte es mit Blumen, die ich mir fast alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, so sagte ich ihnen gewöhnlich, sie sollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beschmutzt noch einge-

<sup>1</sup> Zu deutsch: Frostbeule.

riffen haben, und wenn sie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: „Ihr schmutzigen Lumpen! werd' ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen und euch so zurichten, daß ihr euch verwundern sollt; glaubt ihr wohl wert zu sein, das Bett von meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig, ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Ist es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, so will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Mensch tun kann.“

Das sagten sie alles dem Kastellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: sie sollten sich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs beste für mich sorgen. Da ich nun mein Bett gesichert hatte, glaubte ich, schon alles getan zu haben, weil in demselben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um so mehr, weil ich schon Aufsehen erregt hatte.

Am Abend eines Festtages unter andern war der Kastellan in einem sehr üblen Zustand, seine Krankheit hatte sich verschlimmert, und er wollte nun von nichts anders wissen, als daß er eine Fledermaus sei. Er befahl seinen Leuten, wenn sie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, sollten sie ihn nur gewähren lassen, er wolle mich gewiß wieder einholen: denn bei Nacht würde er stärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu sagen, ist nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir ist er anbefohlen, ich will seiner schon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle seine Diener ermüdet, ich erfuhr, was vorging, auf verschiedenen Wegen, besonders durch den Savoyarden, der mir sehr wohlthunkte.

An eben diesem Abend hatte ich mich entschlossen, es koste, was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat seine göttliche Majestät, in so einem gefährlichen Unternehmen mich zu beschützen und mir beizustehen. Hernach legte ich Hand ans Werk und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwei Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Türgewände

und der Riegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern, doch brachte ich sie endlich auf und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwei Hölzer nach Art der Hansspindeln gewunden hatte.

5 Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Turms herum, deckte von innen zwei Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtwestchen an, auch weiße Beinkleider und Halbstiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden  
10 und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Turm gemauert war und ungefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: „Hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedente.“

15 Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn herunter-  
20 gekommen war, und ging vergnügt weg, denn ich glaubte, befreit zu sein. Es fand sich aber anders; denn der Kastellan hatte an dieser Seite zwei hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Türen von außen mit großen Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht  
25 hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu tun sei. Unersehens stieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entschloß mich, ein Stück meiner neuen  
30 Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden, denn die andere war am Turm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe und war sehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und  
35 bluteten. Ich ruhte deshalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eignen Wasser. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wiederhergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen

Binden und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunterzukommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck bereitet und mein Leben ausgefetzt zu sehen, nahm ich mir vor, die Wache anzugreifen, die, 5 als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache sah, so wollte doch diese mich 10 diesmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sei und die Hände aufstat, um hinabzuspringen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht ausdauern konnten, weiß ich nicht zu sagen, 15 genug, ich fiel, verletzte mir den Kopf und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen sein, als der Tau, der einige Stunden vor Sonnenaufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte; doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte, mich auf- 20 zuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen, und ich befände mich im Fegfeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her; dann sah ich, daß ich außerhalb des Kastells war, und ich erinnerte mich alles 25 dessen, was ich getan hatte; vor allem andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall und glaubte, mich nicht sonderlich beschädigt zu haben; als ich mich aber von der Erde aufheben 30 wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drei Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrak. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusamt der Scheide; diese hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da sich nun der Fuß deshalb auf keine Weise 35 biegen konnte, so war es die Ursache, daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolches weg und schnitt

mit demselben ein Stück von der Binde, die mir übriggeblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband, dann kroch ich auf allen vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte  
 5 ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deswegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zustande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte sein vom Orte, da ich herunterfiel, bis zum Tore.

10 Raun war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davonlief. Die andern Hunde, wie es ihre Art  
 15 ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche<sup>1</sup> zu erreichen, immer auf allen vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz und ging gegen Sankt Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in  
 20 der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir und bat ihn, er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sankt Peter tragen, dabei sagte ich ihm: „Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster  
 25 herunterlassen wollte: ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deswegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf, du sollst einen Goldgülden haben.“

30 Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken und trug mich auf die Stufen von Sankt Peter, da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen; alsdann kroch ich nach dem Hause der Her-

<sup>1</sup> Wie aus dem Original hervorgeht, ist es S. Maria della Traspontina, eine bekannte Kirche in Rom.

jogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz gewesen war.<sup>1</sup> Ich wußte gewiß, daß bei dieser großen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte sie schon gelegentlich Gutes von mir gesprochen. 5

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als tausend Scudi verhindert wurde: es regnete sehr stark, und der Kastellan war äußerst verdrießlich, ich aber sprach ihm Mut ein und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfang, die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne, und so war ich Ursache, daß dieses Fest aufs glücklichste vorbeiging.<sup>2</sup> Das hatte der Kastellan dem Papst erzählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: „Der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit gibt.“ Auch hatte sie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl gesprochen. Deswegen ging ich gerade nach Ihro Erzellenz Wohnung, die im alten Borgo<sup>3</sup> in einem sehr schönen Palaste war; da wär' ich nun ganz sicher gewesen, und der Papst hätte mich nicht angerührt, aber, weil das, was ich bisher getan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht, daß ich mich dieses eignen Ruhms überheben sollte, vielmehr sollte ich zu meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehn, als jene waren, die ich schon erlitten hatte. 10 15 20 25

Daher begab sich, daß, als ich so auf Händen und Füßen die Treppe hinuntertroch, ein Bedienter des Kardinals Cornaro mich erkannte; dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im vatikanischen Palast<sup>4</sup> wohnte, weckte ihn und sagte: „Hochwürdigster 30

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 158, Anmerkung 1. — <sup>2</sup> Der Glaube, daß man durch Kanonenschüsse oder durch Glockengeläute den Regen vertreiben könne, war zu jener Zeit allgemein. — <sup>3</sup> Borgo Vecchio heißt ein Stadtviertel bei Sankt Peter. — <sup>4</sup> Nicht im vatikanischen Palast, sondern, wie's im Original heißt: im Palast, d. h. wohl im Haus der Herzogin.

Herr! da ist Guer Bendenuto aus dem Kastell geflohen und kriecht ganz blutig auf allen vieren; soviel sich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wissen nicht, wo er hin will.“ Darauf sagte der Kardinal: „Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher in mein Zimmer.“ Als ich vor ihn kam, sagte er, ich solle nur ruhig sein! und schickte sogleich nach den ersten Ärzten von Rom, die mich in die Kur nahmen. Unter denselben war Meister Jakob von Perugia, der trefflichste Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir selbst zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Öffnung etwas groß gemacht hatte, so fuhr eine Menge Bluts dergestalt gewaltsam heraus, ihm ins Gesicht und bedeckte ihn über und über, daß er sich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böses Anzeigen und kurierte mich mit großem Widerwillen: ja einige Male wollte er mich gar verlassen; denn er fürchtete, diese Kur könnte ihm sehr übel bekommen. Der Kardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen und ging in der Absicht weg, mich vom Papste zu erbitten.

### Zwölftes Kapitel.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in seiner Jugend aus dem Kastell. — Peter Ludwig tut sein möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Kardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweitenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerster Strenge behandelt.

Indessen war in der Stadt ein entsetzlicher Lärm entstanden; man hatte die Binden am großen Turme hängen sehen, und ganz Rom lief, um diese unschätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Kastellan war in seine größten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt sich von seinen Dienern losreißen und auch am Turme herunterfliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um diese Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er diese große Sache vernommen, selbst gegangen, um sie zu sehen; er kam darauf in den Palast, wo er dem Kar-

dinal<sup>1</sup> begegnete, der ihm den ganzen Erfolg<sup>2</sup> erzählte und wie ich mich in einem seiner Zimmer schon verbunden befand'. Diese zwei braven Männer gingen zusammen, sich zu den Füßen des Papstes zu werfen, der sie nicht zum Worte kommen ließ, sondern sogleich sagte: „Ich weiß, was ihr von mir wollt.“ Herr Robert Pucci versetzte: „Heiligster Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen seiner Geschicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem so viel Mut und Verstand gezeigt hat, daß es gar keine menschliche Sache zu sein scheint. Wir wissen nicht, wegen welcher Vergehungen er so lange im Gefängnis war; sind sie allzugroß und schwer, so wird Ew. Heiligkeit, heilig und weise, wie sie ist, nach Gefallen verfahren; aber sind es Dinge, die läßlich sind, so bitten wir um Gnade für ihn.“ Der Papst schämte sich und sagte: er habe mich auf Ansuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen sei. Da er aber meine guten Eigenschaften kenne, so wolle er mich bei sich behalten und mir so viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Ursache haben sollte, wieder nach Frankreich zu gehen. „Sein großes Übel tut mir leid“, setzte er hinzu, „er soll für seine Gesundheit sorgen, und wenn er genesen ist, gedenken wir, ihn von seinen andern Übeln zu heilen.“ Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir diese gute Nachricht.

Mittlerweile nun der römische Adel mich besuchte, junge, alte und von aller Art, ließ sich der Kastellan, noch ganz zerstückt, zum Papste tragen, und als er vor ihn kam, schrie er: wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängnis stellten, so geschähe ihm das größte Unrecht. „Er ist“, rief er aus, „gegen sein gegebenes Wort geflohen, wehe mir! er ist davongeflogen und hat mir doch versprochen, nicht wegzufliegen.“ Der Papst sagte lachend: „Geht nur, geht! Ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben.“ Dann bat noch der Kastellan und sagte: „Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten ist, so soll er an der Zinne hängen, an der sich Benvenuto herunterließ.“

Als der Kastellan weg war, rief der Papst lächelnd den

<sup>1</sup> Kardinal Cornaro. — <sup>2</sup> Verlauf.

Gouverneur und sagte: „Das ist ein braver Mann, und die Sache ist wunderbar genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben heruntergelassen.“

Daran sagte er nun freilich die Wahrheit, denn er hatte ge-  
 5 fangen im Kastell gefessen, weil er als Abbreviator<sup>1</sup> ein Breve verfälscht hatte; Papst Alexander<sup>2</sup> ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Fronleichnamsfeste abschlagen lassen. Farnese wußte das alles und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden bestellen, bestach einige  
 10 der Wache, so daß am Fronleichnamstage, indessen der Papst in Prozession zog, Farnese in einem Korb an einem Seile zur Erde gelassen wurde. Damals war das Kastell noch nicht mit Mauern umgeben, sondern der Turm stand frei, und er hatte keinesweges die großen Hindernisse bei seiner Flucht als ich, auch  
 15 saß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug, er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sei, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verriet. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: „Gehet und sagt ihm, er soll bekennen, wer  
 20 ihm geholfen hat? Es mag sein, wer es will, genug, ihm ist's verziehen, das könnt Ihr ihm frei versprechen.“

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischof von Jesi geworden war, kam zu mir und sagte: „Mein Benvenuto! wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch dies-  
 25 mal, zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sei, und es wär' ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre dir bei dem Eid, den ich auf mir habe, denn ich bin seit zwei Tagen Bischof, daß dir der  
 30 Papst vergibt und dich freispricht, ja sogar dein Übel bedauert. Sorge für deine Gesundheit und nimm alles zum besten. Selbst dieses Gefängnis, in das du ohne die mindeste Schuld gekommen bist, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirst der Armut entgehen und nicht nötig haben, wieder nach Frank-

<sup>1</sup> Als Mitglied des von Pius II. eingesetzten Kollegiums „de Parco Majori“, das aus 72 Beamten bestand und mit der Ausstellung päpstlicher Urkunden betraut war. — <sup>2</sup> Vermutlich war es nicht Alexander VI., sondern Innozenz VIII

reich zurückzukehren und dir's dann dort sauer werden zu lassen. Daher gesteh mir frei, wie die Sache zugegangen ist und wer dir beigestanden hat; dann sei getrost und ruhig und genesen.“

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und gab ihm die genauesten Merkzeichen, sogar von dem Wassermanne, der mich getragen hatte. Darauf sagte der Gouverneur: „Wahrlich, das ist zu viel für einen Mann und keines Menschen als deiner würdig.“ Darauf ließ er mich die Hand ausstrecken und sagte: „Sei munter und getrost; bei dieser Hand, die ich berühre, du bist frei, und solange du lebst, wirst du glücklich sein.“

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die so lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann sehen, der so viele Wunder täte. Dieser Besuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterstützungen an, manche brachten mir Geschenke. Indessen war der Gouverneur zum Papste gekommen und fing an, die Geschichte zu erzählen, wie er sie von mir gehört hatte, und zufälligerweise war Herr Peter Ludwig, sein Sohn, gegenwärtig. Alle verwunderten sich höchlich, und der Papst sagte: „Wahrhaftig, diese Begebenheit ist allzugroß.“ Darauf versetzte Herr Peter Ludwig: „Heiligster Vater! wenn Ihr ihn befreit, so wird er Euch noch größere sehen lassen, denn er ist ein allzu kühner Mann, ich will Euch etwas anderes erzählen, was Ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen gesetzt wurde, hatte einen Wortwechsel mit einem Edelmann des Kardinals Santa Fiore über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete so heftig und kühn, beinahe als wenn er ihn herausfordern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Kardinal, welcher sagte: wenn Benvenuto zu Tätigkeiten käm', so wollte er ihm den Narren schon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er seine kleine Büchse parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft; seine Werkstatt ist unter den Fenstern des Kardinals, und als dieser eines Tages herausah, ergriff jener seine Büchse, um nach dem Kardinal zu schießen, der, weil man ihn warnte, sogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anschein haben sollte, schoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palastes in einer

Öffnung nißete, und traf sie an den Kopf, was kaum zu glauben ist. Nun tue Er. Heiligkeit mit ihm, was Ihnen beliebt, ich habe es wenigstens sagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Lust antommen, nach Er. Heiligkeit zu schießen, da er glaubt, man habe ihn unschuldig gefangen gesetzt. Es ist ein zu wildes, ein allzu sichres Gemüt. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwei Stiche in den Hals in der Mitte von zehn Männern, die ihn bewachten, und rettete sich sogleich, worüber jene, die doch brave und zuverlässige Leute waren, nicht wenig gescholten wurden. Der Edelmann des Kardinals Santa Fiore, der soeben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papst alles, was sein Sohn gesagt hatte; der Papst schien verdrießlich und sagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieser Sache genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir und zeigte mir einen kleinen goldnen Ring, der von Quecksilber ganz verunreinigt war, und sagte: „Reinige mir den Ring! und mach' geschwind!“ Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelsteinen vor mir, und da mir jemand so geradezu befahl, den ich niemals weder gesprochen noch gesehen hatte, sagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug soeben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf sagte er mir ohne irgend einen Unlaß: ich sei ein Esel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich sei in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anstieße<sup>1</sup>, so wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Esel! Das hinterbrachte er dem Cardinal und malte ihm eine Hölle vor. Zwei Tage darauf schoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palast; sie hatte dort genistet, und ich hatte einen Goldschmied, Johann Franziskus della Tacca, einen Mailänder, schon oft darnach schießen sehen, der sie nie getroffen hatte. Diesmal sah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man schon einigemal nach ihr geschossen hatte. Franziskus und ich waren auf der Jagd mit der Büchse Nebenbuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkstatt lehnten, sagten zu mir: „Siehe, da droben ist die Taube, nach der Fran-

<sup>1</sup> Reize, stachle.

ceſco ſo lange geſchoſſen und ſie niemals getroffen hat; ſiehe nur, wie das arme Tier in Furcht iſt, kaum läßt es den Kopf ſehen.“ Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Tier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchſe angelegt hätte, gewiß, ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen; ich aber verſetzte: „Wetten wir einen Becher griechiſchen Weins von dem guten des Wirtes Palombo! wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Broccardo anlege (denn ſo nannte ich meine Büchſe)<sup>1</sup>, ſo will ich ſie auf das bißchen Kopf treffen, das ſie mir zeigt.“ Sogleich zielte ich aus freier Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Kardinal noch an irgend einen Menſchen, vielmehr hielt ich den Kardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es einen einmal beſchädigen und zugrunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Ärger und Verdruß und bedachte, was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte zwei Tage nachher der Kardinal Cornaro ein Biſtum für einen ſeiner Edelente, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Biſtum verſprochen hatte, und war auch bereit, es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Kardinal: „Da Erw. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Erw. Heiligkeit und von mir denken?“ Darauf antwortete der Papſt: „Ich verlange den Benvenuto, wenn das Biſtum verlangt, und jeder denke, was er will.“ Der gute Kardinal verſetzte: „Seine Heiligkeit möchte ihm das Biſtum

<sup>1</sup> Der Gebrauch, beſtimmten Lieblingswaffen einen Eigennamen beizulegen, iſt germaniſch und von da ins franzöſiſche Epos des Mittelalters gebrungen. In Italien mag dieſe Sitte hauptſächlich durch die Lektüre des „Rafenden Roland“ von Arioſt verbreitet worden ſein. Dort heißt z. B. das Schwert Rolands Durlinbana. Der Name Broccardo iſt offenbar vom italieniſchen imbroccare (ins Schwarze treffen) abgeleitet und könnte etwa mit „Treffer“ überſetzt werden.

geben, dabei aber die Sache doch bedenken und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papst, der sich doch einigermaßen seines schändlich gebrochenen Worts schämte: „Ich werde den Benvenuto holen lassen, und zu meiner kleinen Satisfaktion soll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig genesen mag; ich will nicht verbieten, daß ihn alle seine Freunde besuchen können und für seinen Unterhalt sorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe sind.“

Der Kardinal kam nach Hause und ließ mir durch den, der das Bistum erwartete, sogleich sagen, der Papst wolle mich wieder in seine Hände haben, ich sollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann besuchen könnte, so wie bisher in seinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Kardinal sagen, daß er mich dem Papst doch ja nicht ausliefern sollte. Wenn er mich gewähren ließe, so wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt, außerhalb Rom an einen sichern Ort bringen lassen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papstes geriet, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Kardinal hinterbracht worden, so glaube ich, er hätte es wohl getan, aber der Herr Andreas, der das Bistum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papst schickte geschwind nach mir und ließ mich, wie er gesagt hatte, in eines der untersten Zimmer seines geheimen Gartens bringen. Der Kardinal ließ mir sagen, ich sollte nichts von den Speisen essen, die mir der Papst schickte, er wolle mir Eßen senden. Was er getan habe, sei aus Notwendigkeit geschehen, ich solle gutes Mutz sein, er wolle mir schon beistehen und mich befreien helfen.

Während dieses Aufenthalts hatte ich täglich Besuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papst kam das Eßen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Kardinal mir schickte, und so ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechischen Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, derselbe war sehr munter, socht besser als irgend ein anderer in Rom, dabei war er kleinmütig, äußerst treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papst von Anfang und wie er nachher das Gegenteil gesprochen, vertraute ich mich dem jungen

Griechen und sagte zu ihm: „Lieber Bruder, sie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; sie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen solche besondere Gunst, das alles nur lauter Verrätherei ist.“ Der gute Jüngling sagte zu mir: „Mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papst habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein solches Glück.“ Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Brust<sup>1</sup>, er möchte mir forthelfen, ich wisse wohl, daß ein solcher Papst mir viel Gutes tun könne, es sei aber leider nur zu gewiß, daß mir dieser, insofern er es nur mit Ehren tun dürfe, heimlich alles mögliche Böse zufügen werde. So beschwor ich meinen Freund, er solle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, so würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben schuldig sei und es im Notfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling sagte weinend zu mir: „Lieber Bruder, du willst dein eigenes Verderben, und doch kann ich dir das, was du befehlst, nicht versagen; zeige mir die Art und Weise, und ich will alles verrichten, ob schon wider meinen Willen.“

So waren wir entschlossen. Ich hatte ihm die Art gesagt und alles bestellt, so daß es leicht hätte gehen müssen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da sagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorsam sein, er wisse wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papst seien, und denen mein wahres Verhältnis bekannt sei. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchst verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter diesem Zwist war der ganze Tag vergangen, es war Fronleichnam 1539, und man brachte mir aus der Küche des Papstes reichliches Essen, nicht weniger gute Speisen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verschiedene Freunde, und ich bat sie zu Tische, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg,

<sup>1</sup> Mit gekreuzten Armen auf der Brust; es ist die Gebärde der Flehenden.

zwei meiner Diener brachten mich zu Bette und legten sich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr so schwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente, und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreimal, er solle ihn hervorholen, denn das Tier heulte erschrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er sich auf sie und biß um sich; meine Leute fürchteten sich, sie glaubten, der Hund sei toll, weil er beständig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde schlug, trat der Bargell mit vielen Gehülften in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über sie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen solche Furcht ein, daß sie ihn auch für wütend hielten. Deswegen sagte der Bargell als ein erfahrener Mann: „Das ist die Art der guten Hunde, daß sie das Übel, das ihren Herrn bevorsteht, raten und voraussagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Tier, bindet mir Benvenuto auf diesen Tragsessel und bringt ihn an den bewußten Ort.“ Das war nun, wie ich schon sagte, am Fronleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen sie mich verdeckt und verstopft, und viere gingen voraus, die wenigen Menschen, die noch auf der Straße waren, beiseite zu weisen. Sie trugen mich nach Torre di Rona und brachten mich in das Gefängnis auf Leben und Tod, legten mich auf eine schlechte Matrage und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schicksal beklagte und immer ausrief: „Armer Benvenuto, was hast du diesen Leuten getan?“ Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, teils weil man mich an einen solchen Ort gebracht hatte, teils weil der Mensch solche Worte wiederholte.

Einen Teil dieser Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Ursache Gott mir eine solche Buße auflege? und da ich sie nicht finden konnte, war ich äußerst unruhig. Indessen bemühte sich die Wache, mich so gut sie wußte zu trösten und zu stärken; ich aber beschwor sie um Gottes willen, sie sollte schweigen und nichts zu mir sprechen, denn ich würde selbst am besten einen Entschluß zu fassen wissen, und sie versprach mir auch, meinen Willen zu tun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott

und bat ihn inbrünstig, er möge mir beistehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sei eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkannten. Habe ich auch Totschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen und mir kraft der göttlichen Gesetze verziehen, und was ich auch getan habe, sei zur Verteidigung des Leibes geschehen, den mir seine göttliche Majestät geliehen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene; vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel totgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht, daß sie sich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böses zu erzeugen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Übel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe und daß, wenn mein Glaube recht geübt wär', die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht wert sei, so würden jene astralischen<sup>1</sup> Einflüsse wohl ihre Böösartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein wenig durchgedacht hatte, sagte ich mich und schließ sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und sagte. „Unglücklicher guter Mann, es ist nicht mehr Zeit zu schlafen, denn es ist einer gekommen, der dir eine böse Neuigkeit zu bringen hat.“ Darauf antwortete ich: „Je geschwinder ich aus diesem irdischen Gefängnis befreiet werde, desto angenehmer ist es mir, besonders da ich sicher bin, daß meine Seele gerettet ist, und daß ich widerrechtlich sterbe. Christus, unser herrlicher und göttlicher Erlöser, gesellt mich zu seinen Schülern und Freunden, die auch unschuldig den Tod erduldeten, und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat?“ Darauf sagte die Wache: „Er bedauert dich gar zu sehr und weint.“ Darauf nannte ich ihn beim Namen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und sagte zu ihm: „Kommt

<sup>1</sup> Himmlischen.

näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig sehr gut gefaßt und entschlossen. Es ist mir rühmlicher, daß ich unschuldig sterbe, als wenn ich schuldig umkäm'. Tretet herbei, ich bitte Euch, und gebt mir einen Priester, mit dem ich wenige Worte  
 5 reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich schon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unsrer heiligen Mutter, der Kirche, erfüllen, der ich von Herzen das abscheuliche Unrecht, das sie mir antut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht Euer Amt, ehe  
 10 ich etwa wieder kleinmütig werde."

Als ich diese Worte gesprochen, entfernte sich der gute Mann und sagte zur Wache: sie sollte die Thür verschließen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war, und  
 15 sagte, indem er vor die Damen trat: „Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade, den Papst bitten zu lassen, daß er einen andern schicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollstrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entsage.“ Und so ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin,  
 20 welche gegenwärtig war, verzog das Gesicht und sagte: „Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte diesem Manne sehr wohl wegen seiner Kunst und seiner Tugenden und sah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei  
 25 sich behalten.“ Und so ging sie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging sogleich zum Papste, warf sich in Gegenwart vieler Kardinäle ihm zu Füßen und sagte so große Dinge, daß der Papst sich schämen mußte. Er versetzte darauf: „Euch  
 30 zuliebe mag es hingehen! Auch sind wir niemals übel gegen ihn gesinnt gewesen.“ So äußerte sich der Papst, weil so viel Kardinäle die Worte dieser kühnen, bewundernswerten Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den schlimmsten Umständen. Das  
 35 Herz schlug mir in einem fort, und auch diejenigen, die den bösen Auftrag verrichten sollten, waren mißbehaglich. Es ward immer später und endlich Tischzeit, da ging jeder seiner Wege, und mir

brachte man auch zu essen. Darüber verwunderte ich mich und sagte: „Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der schlimme Einfluß der himmlischen Gestirne, und ich bitte Gott, daß er nach seinem Gefallen mich von diesem Unheil errette.“ Nun fing ich an zu essen, und wie ich mich vorher in mein großes 5 Übel ergeben hatte, schöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich speiste mit viel Appetit und sah und hörte nichts weiter, bis in der ersten Stunde der Nacht, da kam der Bargell mit mehreren seiner Leute, setzte mich wieder in den Sessel, worauf sie mich 10 abends vorher an diesen Ort getragen hatten, und sagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich sollte ruhig sein; und den Häschern befahl er, sie sollten mich wohl in acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß stoßen. So trugen sie mich ins Kastell wieder zurück, und da wir auf der Höhe des Turms waren, wo ein kleiner Hof ist, hielten sie still. 15

### Dreizehntes Kapitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Kastellans erweicht wird. — Der Kastellan stirbt. — 20 Durante versucht, den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ sich der Kastellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an diesen Ort tragen und sagte: „Nicht wahr: ich habe dich wieder?“ — „Ja“, versetzte ich, „aber nicht wahr, ich bin 25 Euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpstlicher Treue um ein Bistum zwischen einem venezianischen Kardinal und einem Römer Farnese<sup>1</sup> verhandelt worden, welche beide den heiligen Gesetzen sehr das Gesicht zertrakt haben, so hättest du mich nicht wieder erwischen sollen. Weil sie sich aber so schlecht betragen 30 haben, so tue nun auch das Schlimmste, was du kannst; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt.“ Da fing der

<sup>1</sup> Cornaro und Paul III. werden mit absichtlicher Schmähung von dem stolzen Florentiner so bezeichnet. Das Leidenschaftliche des Ausdrucks tritt im italienischen Original noch stärker hervor.

arme Mann an, gewaltig zu schreien und rief: „Wehe mir! dem ist Leben und Sterben einerlei, und er ist noch kühner, als da er gesund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er ist Ursache an meinem Tode.“

5 Man trug mich unter den Garten in ein dunkles Behältnis, das sehr feucht war, voll Taranteln und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Berg auf die Erde, gab mir diesen Abend nichts zu essen und verschloß mich mit vier Türen. So  
10 blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu essen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Lesen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten sie es dem Kastellan, welcher gefragt hatte, was ich denn sagte. Den andern Morgen reichten sie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber sie sagten mir: daraus  
15 würde nichts werden, ich hätte an diesen schon zuviel. So lebte ich elend genug auf der ganz verfaulten Matratze, denn in drei Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Notdurft willen aus dem Bette mußte, so hatte ich mit großer  
20 Not auf allen vieren zu kriechen, um den Unrat nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerschein durch ein kleines Loch in die unglücklichste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen, übrigens war ich Tag und  
25 Nacht in der Finsternis und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja, es schien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf diese Weise endigen würde. Ich tröstete mich, so gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es gewesen wäre, dieses Leben durch  
30 den schmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur sich an dieses Fegefeuer gewöhnte.

35 Da ich nun einmal soweit gekommen war, faßte ich Mut, das unglaubliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und so

fuhr ich täglich mit Lesen und frommen Betrachtungen fort, und ich war so verliebt darein, daß ich nichts anders getan haben würde; aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte gestellt und wie eine Falle unterstützt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich tot geblieben wär'. Als ich nun das Gestelle zurechte gemacht hatte und eben, um loszudrücken, die Hand hineinsteckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrak, daß ich für tot liegen blieb.

Dieser Zustand dauerte von Tagesanbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen sein, ehe ich sie bemerkte, denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Kapitän Sandrino Monaldi, der im Hereintreten sagte: „Welches Ende haben so feltne Tugenden genommen!“ Als ich diese Worte vernahm, schlug ich die Augen auf und sah die Priester in ihren Chorhemden, welche ausriefen: „Ihr habt ja gesagt, daß er tot sei.“ Darauf antwortete Bozza: „Für tot habe ich ihn gefunden, und so sagte ich's auch.“ Schnell huben sie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul und wie Nudeln geworden war, warfen sie vor die Tür und erzählten den Vorfall dem Kastellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was das wohl gewesen sein könnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft sei, die sich meiner annähm'. Die Nacht darauf erschien mir eine wundersame Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling, er sagte mir mit zorniger Stimme: „Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wolltest?“ Mir schien, als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur schuldig sei. „Nun“, versetzte er, „du verachtest seine Werke, indem du sie zerstören willst. Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf seine Macht.“ Er fügte noch viele der herrlichsten

Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Teil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängnis um und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegeneinander und machte eine Art Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter ablöste, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängnis kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten, sie antworteten meinem Körper, daß sie so viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Tage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zustande.

Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort, meine Bibel zu lesen und hatte meine Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr statt anderthalb Stunden schon drei lesen konnte. Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfältigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen tun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten, und so versprach ich mir auch die Hülfe Gottes, sowohl weil er so erhaben und gnädig als auch weil ich so unschuldig sei. Beständig, bald mit Gebet, bald mit Gespräch, wendete ich mich zu Gott und fühlte ein so großes Vergnügen bei diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrußes erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andre meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchsen, das größte Übel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie intwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verursachten; auch singen mir die Zähne an, im Munde abzusterben, und weil sie sich an den gesunden stießen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so

hatte ich leider viele verloren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Übel, bald sang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an und erzählte in demselben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Kastellan schickte oft heimlich, zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich eben den letzten Juli mit mir selbst ergötzt und mich des großen Festes erinnert, das man in Rom am ersten August feiert; ich sagte zu mir: „Alle vergangenen Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichen Welt gefeiert, diesmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O, wie viel erfreulicher ist dieses als jenes.“ Die Abgeschickten des Kastellans hörten diese Worte und sagten ihm alles wieder. Dieser versezte mit unglaublichem Verdruße: „Bei Gott, soll dieser, der in so großem Elend lebt, noch triumphieren, indessen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre und bloß um seinetwillen sterbe? Gehet geschwind und werft ihn in die unterste Höhle, wo man den Prediger Fojano<sup>1</sup> verhungern ließ, vielleicht wird sich ihm alsdann in diesem elenden Zustande der Mutwill' aus dem Kopf verlieren.“

Sogleich kam Kapitän Sandrino Monaldi mit ungefähr zwanzig Dienern des Kastellans in mein Gefängnis. Sie fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott-Vater an, von Engeln umgeben, und einen auferweckten triumphierenden Christus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen und so oft geträumt hatte, die Engel kämen, mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschädigt gewesen wär'. Nun kamen so viele Bewaffnete zu mir und schienen sich zu fürchten wie vor einem giftigen Drachen. Darauf sagte der Kapitän: „Du hörst doch, daß wir Leute genug sind und mit großem Geräusch zu dir kommen; und du wendest dich nicht zu uns.“ Als

<sup>1</sup> Benedetto Tiezzi von Fojano, ein Dominikaner und Anhänger Savonarolas, der gegen die Medici gepredigt hatte und dafür unter Clemens VII. den Hungertod leiden mußte.

ich diese Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das Schlimmste, was mir begegnen konnte, und indem ich mich sogleich mit dem Übel bekannt machte und mich dagegen stärkte, sagte ich zu ihm: „Zu diesem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele  
 5 gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeister, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir ist, seid ihr nicht wert zu sehen, deswegen macht nun mit dem, was euer ist, alles, was ihr könnt.“

Der Kapitän, der nicht wußte, was ich tun wollte, schien  
 10 furchtsam und sagte zu vier der stärksten unter allen: „Legt eure Waffen ab!“ Als sie es getan hatten, rief er: „Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wär', so sollten wir uns so sehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn fest, daß er euch nicht entwiuche.“ So ward ich von ihnen überwältigt und übel  
 15 behandelt, und dachte mir viel was Schlimmeres als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Christus auf und sagte: „Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unsere Schulden bezahlt hast, warum soll meine Unschuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? doch dein Wille geschehe!“

Indessen trugen sie mich fort beim Scheine der Fackel, und ich glaubte, sie wollten mich in die Fallklappe des Sammals stürzen; so heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verschlungen hat, denn sie fallen in den Grund des Kastells hinunter in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und  
 25 ich glaubte, nun recht gut davonzukommen, weil sie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinschleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen sie mich und taten mir weiter kein Leids. Da sang ich ein *De Profundis*, ein *Miserere*, ein *In te, Domine*<sup>1</sup> und feierte den ganzen ersten August mit Gott, und  
 30 mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweiten Tag zogen sie mich aus diesem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich diese wieder sah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor süßer Freude. Nun wollte der Kastellan alle  
 35 Tage wissen, was ich mache und was ich zu sagen hätte. Der

<sup>1</sup> Drei Bußpsalmen.

Papst hatte den ganzen Vorgang vernommen; nicht weniger, daß die Ärzte dem Kastellan schon den Tod verkündigt hätten. Darauf sagte er: „Ghe mein Kastellan stirbt, soll er auch den Benvenuto, der schuld an seinem Tode ist, nach seiner Art aus der Welt schaffen.“ Als der Kastellan diese Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, sagte er zu diesem: „So will also der Papst, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen soll? Er schenkt mir ihn? Gut, er soll nur ruhig sein und mich gewähren lassen.“

So schlimm nun die Gefinnungen des Papstes gegen mich waren, so übel dachte auch der Kastellan in diesem Augenblicke gegen mich, und sogleich kam das Unsichtbare, das mich vom Selbstmord abgehalten hatte, wieder unsichtbar zu mir, ließ sich aber mit lauter Stimme vernehmen, stieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und sagte sodann: „Wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und schreie heftig zu ihm.“ Ich erschrak, warf mich auf die Knie und sagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Psalm: Qui habitat in auditorio. Darauf sprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal sagte eine helle und deutliche Stimme: „Ruhe nunmehr und fürchte dich nicht.“ Dieser Vorfall aber deutete darauf, daß der Kastellan, der den abscheulichsten Auftrag wegen meines Todes schon gegeben hatte, augenblicklich seinen Entschluß wieder veränderte und ausrief: „Ist das nicht Benvenuto, den ich so sehr verteidigt habe, von dem ich so gewiß weiß, daß er unschuldig ist, und dem alles dieses Übel widerrechtlich begegnet? Wie soll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe, die auch mich äußerst beleidigen? Warum soll ich einen guten und unschuldigen Mann verletzen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein! anstatt ihn zu töten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll, denn er hätte sonst eine große Beche zu bezahlen.“ Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß

sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befände, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo  
 5 ich die Sonne sehen könnte, das sei das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Kastellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hängen  
 10 lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen und mich in Besorgnis für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie ge-  
 15 sagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, daß nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief und immer sagte: „O wahr-  
 20 hafter Sohn Gottes! ich bitte dich bei deiner Geburt, bei deinem Tod am Kreuze, bei deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich wert achtest, die Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber solltest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so ver-  
 25 spreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen.“ Diesen Vorsatz faßte ich und tat unter großen Gebeten dieses Gelübde am zweiten Oktober 1539.

Den andern Morgen war ich bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, von meinem unglückseligen  
 30 Lager aufgestanden und hatte ein schlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andächtiger als sonst und sagte zu Christo: er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche Sünde ich so schwer zu büßen hätte? denn da seine göttliche Majestät mich  
 35 nicht einmal wert hielte, die Sonne nur im Traume zu sehen, so hät' ich ihn bei aller seiner Kraft und Macht, daß er mir wenigstens die Ursache meiner Leiden entdecken möchte. Raum

hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach  
 Art eines Windes mich ergriff und mich in ein Zimmer führte,  
 wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte als ein  
 Jüngling, dem der Bart keimt, von wundersamer und schöner  
 Bildung, aber ernst, nicht wollüstig. Er deutete mir auf die  
 vielen Menschen in dem Saal und sagte: „Du siehst hier, die  
 bisher geboren und gestorben sind!“ Ich fragte ihn, warum er  
 mich hierher führe; er sagte: „Komm nur mit mir, und du wirst  
 es bald sehen.“ Ich hatte in der Hand einen Dolch und ein  
 Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den  
 großen Saal und zeigte mir diejenigen, die zu unendlichen  
 Tausenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich im-  
 mer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thür hinaus, und ich  
 hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen,  
 und als er mich hinter sich da hinein aus dem Saale zog, fand  
 ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf  
 dem Haupte, und stand zur rechten Seite meines Gefährten. Da  
 ich mich auf diese Weise fand, verwunderte ich mich, denn ich  
 kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhob, sah ich  
 den Teil einer Mauer, wider den die Sonne schien, es war, als  
 wenn ich nahe an einem großen Gebäude stünde. Da sagte ich:  
 „O! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich so hoch in  
 die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne selbst sehen  
 kann?“ Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten  
 waren, und sagte mir: „Steige du nur allein da hinauf.“ Ich  
 entfernte mich von ihm ein wenig und stieg einige Stufen rück-  
 wärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der  
 Sonne; so eilte ich, auf gedachte Art immer höher zu steigen und  
 entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der  
 Strahlen nötigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu schließen,  
 aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, sah unver-  
 wandt nach ihr und sagte: „O meine Sonne! nach der ich so  
 lange mich gesehnt habe, ich will nun nichts weiter sehen, wenn  
 auch deine Strahlen mich blind machen sollten.“ Und so blieb  
 ich mit festem Blick stehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt  
 der Strahlen sich auf die linke Seite der Sonne warf und die

Scheibe ganz rein und klar blieb, ich betrachtete sie mit dem größten Erstaunen und Vergnügen, und mir schien es die wunderbarste Sache von der Welt, daß sich die Strahlen auf diese Weise weggewendet hatten. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeugte, und sagte mit starker Stimme: „Wie wunderbar ist deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer ist deine Gnade, als ich nie erwartete!“ Mir schien die Sonne ohne ihre Strahlen vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich, daß die Mitte des Kreises sich ausblähte und in die Höhe strebte; auf einmal erzeugte sich ein Christus am Kreuz aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Teil so schön hätte erfinden können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: „Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machst du mich würdig, diesen Morgen zu sehen?“ Indessen ich nun so betrachtete und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend, wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an, sich aufzublähen. Diese Bewegung wuchs eine Weile und verwandelte sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen Jungfrau. Sie saß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwei Engel von solcher Schönheit, als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zuehrte und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich<sup>1</sup> und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge etwas über den achten Teil einer Stunde vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: „Die Kraft Gottes hat

<sup>1</sup> Ein italienischer Kommentator hat darauf aufmerksam gemacht, daß diese Visionen mit denen des Propheten Jesekiel Ähnlichkeit haben, so daß sich Cellinis Gesicht zum Teil aus dem Einfluß der Bibellektüre erklären lassen. Andere haben an Dantes „Paradies“ erinnert.

mich gewürdigt, mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Bösewichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß! am 5  
 Allerheiligentage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November nachts um viere, werdet ihr genötigt sein, mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet ihr nicht tun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt 10  
 stand und mir den Rücken wies, war Sankt Peter selbst, der für mich sprach und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sagt es nur, wem ihr wollt! Niemand hat Gewalt, mir weiter ein Übel anzutun; sagt nur eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit 15  
 Gottes ausdrücken kann, die ich gesehen habe. Wahrlich, ich will es tun!“

Der Kastellan, obgleich die Ärzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen, und die Launen seiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und 20  
 gar verlassen. Da er nun allein für seine Seele besorgt war, machte ihm sein Gewissen Vorwürfe, und er überzeugte sich, daß man mir sowohl vorher als bis auf diesen Augenblick großes Unrecht angetan hatte. Er ließ deswegen den Papst von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papst, 25  
 als einer, der nichts glaubte, weder an Gott noch an sonst was, ließ ihm antworten: ich sei toll geworden, und er solle nur, so gut er könne, für seine Gesundheit sorgen. Als der Kastellan diese Antwort hörte, ließ er mich trösten, schickte mir Schreibzeug, Wachs und Bossierstäbchen<sup>1</sup> mit vielen freundlichen Wor- 30  
 ten, die mir einer seiner Diener hinterbrachte, der mir wohlwollte. Dieser war ganz das Gegenteil von den andern sieben Schelmen, die mich gerne tot gesehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten und schrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Kastellan richtete: 35

<sup>1</sup> Stäbchen, um das Wachs zu modellieren.

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen,  
 Welch Wunder diese Tage Gott mir schickte,  
 Welch herrliches Gesicht mich hoch entzückte,  
 Wünscht' ich die Kraft, ein himmlisch Lied zu singen.

5 O! möchte nur zum heiligen Vater bringen,  
 Wie mich die Macht der Gottheit selbst beglückte,  
 Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,  
 Er würde meine große Not bezwingen,

10 Die Tore sprängen auf, ich könnte gehen,  
 Und Haß und Wut entflöhn, die grimmig wilden,  
 Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach! laß mich nur das Licht des Tages sehen,  
 Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!  
 Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

15 Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen, ich  
 gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen  
 bössartigen Leute bemerken konnten, dem Kastellan überbrachte,  
 der mich gern losgelassen hätte, denn er glaubte, das Unrecht,  
 das er mir angetan habe, sei die eigentliche Ursache seines To-  
 20 des. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe  
 noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und  
 braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Sekretär,  
 es dem Papste zu bringen, es in seine eignen Hände zu geben  
 und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

25 Hierauf schickte mir der Kastellan Licht für Tag und Nacht,  
 mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen  
 konnte, und so fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu  
 verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las  
 das Sonett und ließ dem Kastellan sagen: er werde bald etwas  
 30 tun, das ihm angenehm sein würde. Und gewiß, der Papst hätte  
 mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Lud-  
 wigs willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen ver-  
 wahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bosfiert;  
 35 indessen nahte sich der Tod des Kastellans, und er schickte mir  
 am Allerheiligentage des Morgens durch Peter Ugolino seinen  
 Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich

folglich: „Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit!“ Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: „Daran denke nur nicht, Benvenuto!“ Darauf versetzte ich: „Trage deine Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängnis herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen, das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger tun können.“ Da ging jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweier Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwei Knaben, die mich unterstützen sollten, und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Kastellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Übel und verließ das gegenwärtige Leben. An seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder<sup>1</sup>, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Antonio, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste, mich in diesem weiten Gefängnis zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia<sup>2</sup> hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tötete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßenen Diamanten unter die Speisen mischen, was an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschätzbaren Härte die allerschärfsten Gassen behält und nicht etwa wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spitzig in den Körper, so hängt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Teile mit der Zeit und man stirbt

<sup>1</sup> Dieser Wechsel erfolgte am 1. Dezember 1539. — <sup>2</sup> Vgl. oben, S. 180, Z. 34f.

daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder Glas keine Gewalt hat, sich anzuhängen und mit dem Effen fortgeht.

Wie gesagt gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werte einer Wache, die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Dione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Dione sehr arm war und der Diamant doch noch manche zehen Scudi wert sein mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Effen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speiste mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schüssel übriggeblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie ans helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen geknirscht hatten, und, so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sei gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden für ein Kind des Todes und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und, da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loß, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem bessern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in diesen Gedanken rieb ich einige sehr feine Körner zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiserne Fensterstange und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein sich zerrieb, und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch, daß es sich also verhielt, und sogleich erquickte ich mich wieder mit

neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden; es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte, und wie ich vorher entschlossen war, ruhig zu sein und auf diese Weise in Frieden zu sterben, so machte ich nun aufs neue meine Pläne und überlegte, was zu 5 tun sei. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armut zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch sein mochte, hatte seinen Endzweck nicht erreicht. Bione hatte den Stein nicht gestoßen, 10 sondern ihn aus Armut für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Wert; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sei, tue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monsignor de Rossi von Parma genannt, gleich- 15 falls Gefangener im Kastell; ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen gestoßenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihm durch einen seiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen und sagte ihm nicht, daß ich es für keinen ge- 20 stoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Kastellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von seinen Broten geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu essen, was von ihnen käme, und er versprach mir, von seinem 25 Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Kastellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den ge- 30 stoßenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anschlag käm' vom Papste, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bischof sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefängnis und 35 setzte täglich Punkt vor Punkt die Begebenheiten hinzu, die sich zutrug. Inzwischen schickte mir der Kastellan mein Essen

durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieser, mein größter Feind, hatte mir eben den gestoßenen Diamant gebracht, und ich sagte ihm, daß ich nicht eher von seinen Speisen essen würde, ehe er sie mir kredenzt hätte.<sup>1</sup> Er sagte darauf: das geschähe wohl dem Papste! Ich versetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden seien, einem Papst zu kredenzen, so sei er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, schuldig, einem Florentiner meinesgleichen aufzuwarten. Darüber sagte er mir harte Worte, und ich erwiderte sie. Nun schämte sich Herr Antonio einigermaßen über das, was vorgegangen war, und weil er Lust hatte, mich alle Kosten zahlen zu lassen, die mir von dem guten verstorbenen Kastellan schon geschenkt waren, wählte er unter seinen Dienern einen andern, der mir wohlwollte, und schickte mir das Essen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal kredenzte. Auch sagte er mir alle Tage, daß der Papst beständig vom Herrn von Morluc angegangen werde, der von seiten des Königs mich unablässig zurückverlangte, wobei der Papst wenig Lust zeige, mich herauszugeben, ja daß sogar Cardinal Farnese, sonst mein so großer Freund und Patron, sollte gesagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müssen. Worauf ich versetzte: „Und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frei werden.“ Der gute Mensch bat mich, ich möchte still sein, daß niemand so etwas hörte, denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im stillen erhalten und mich damit stärken. Ich antwortete ihm darauf: „Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bössartigen Ungerechtigkeit.“

<sup>1</sup> D. h. ehe er die Unschädlichkeit der Speisen dadurch bewiesen hätte, daß er vor Cellinis Augen selbst davon kostete. Dies ist auch die ursprüngliche Bedeutung von kredenzen.



# Benvenuto Cellini.

Zweiter Teil.



## Drittes Buch.

### Erstes Kapitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu  
5 erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara<sup>1</sup>  
10 in Rom erschien, der, als er dem Papst seine Aufwartung machte, so lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendessens kam. Nun war der Papst ein sehr kluger Mann und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzosereien<sup>2</sup>  
15 sprechen, weil man bei solchen Gelegenheiten sich freier über viele Dinge als sonst herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmütigen und freigebigen Art des Königs, die er genugsam kannte, sehr ausführlich sprach, gefiel dem Papste außer  
20 ordentlich, der sich, wie er alle Wochen einmal tat, bei dieser Gelegenheit betrank, von welchem Rausch er sich denn gewöhnlich sogleich befreite, indem er alles wieder von sich gab.

Da der Cardinal die gute Disposition des Papstes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, ver-  
25 langte er mich von seiten des Königs auf das nachdrücklichste und versicherte, daß Seine Majestät auf das lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte, wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äußerte, so sagte er mit großem Lachen zum Cardinal:  
„Nun sollt Ihr ihn gleich mit Euch nach Hause führen!“ Dar-

<sup>1</sup> Es ist derselbe, der seinerzeit dem Cellini in Frankreich so freundlich begegnete; vgl. oben, S. 198, Anmerkung 1, und S. 202. — <sup>2</sup> Über die Verhältnisse in Frankreich.

auf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Kardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängnis gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwei der 5  
ersten Edelleute des Kardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten sie mich aus dem Gefängnisse und führten mich vor den Kardinal, der mich mit unschätzbare[r] Freundlichkeit empfing, mich gut einquartieren und sonst aufs beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Kastellan, verlangte, daß ich alle Kosten nebst 10  
allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alledem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Kastellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Kardinal aber sagte mir, ich solle nur gutes Mutes sein und mich wohl in acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb 15  
sei; denn, wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängnis gebracht hätte, so wär' ich wohl niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem 20  
Gebicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Kardinals Cornaro aufhielt und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, besuchte mich unter andern werthen Freunden ein Kassier des Herrn Bindo Altoviti<sup>1</sup>, der Bernhard Galluzzi hieß, 25  
dem ich den Wert von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes und wollte mir alles zurückgeben; ich aber versetzte, ich wüßte meine Barschaft keinem liebem Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen, wo sie sicherer stünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt auf- 30  
dringen, und ich hatte Not, ihn zu bewegen, daß er es behielt. Da ich nun aus dem Kastell befreit wurde, fand sich's, daß er verstorben war<sup>2</sup>, und ich verlor meine Barschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängnis einen schrecklichen Traum,

<sup>1</sup> Ein reicher Florentiner Kaufmann in Rom, der von Raffael porträtiert wurde, und von dem Cellini später eine Bronzebüste anfertigte. Vgl. unten, Buch 4, Kap. 7. — <sup>2</sup> Bankrott gemacht hatte.

als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn schrieb und mir dreimal sagte, ich sollte schweigen und niemand nichts davon entdecken.

5 So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, alles, was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete<sup>1</sup>, so deutlich und genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

10 Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die größer ist, als daß sie einem andern Menschen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgesprochen und mir seine Geheimnisse selbst offenbaret hat. Denn seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur we-  
nigen gezeigt habe.

15 Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht, und etwa zwei Stunden darnach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Tau auf dem Grase liegt, ingleichen abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner  
20 von Nebeln ist, so daß man den Schein viel ausdrücklicher sah als in Italien, wo die Nebel viel häufiger sind; dessenungeachtet aber seh' ich ihn auf alle Weise und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden.

## Zweites Kapitel.

25 Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Astanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfäß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I. und verreist mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von  
30 Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals von Ferrara mich befand, gern von jedermann gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sei. In-

<sup>1</sup> Peter Ludwig wurde im Jahr 1547 verräterischerweise ermordet.

dessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen, meine Verse auszuarbeiten; dann, um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Kardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwei römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Askanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwei Tage auf das freundschaftlichste bewirteten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Askanio mit mir. Unterweges fingen wir an, von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Kardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pokal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen mit einer Menge anderer Sachen von Wert gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden und halb erhabenen Figuren geziert, dergleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sah, sich verwundern mußte sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Kardinal kam wenigstens alle Tage zweimal mit Herrn Ludwig Alamanni<sup>1</sup> und Herrn Gabriel Cesano<sup>2</sup>, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu tun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwei Geschichten, einmal, wie St. Johannes in der Wüsten predigte und dann, wie St. Ambrosius die Arianer verjagte; er war auf

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 88, Anmerk. 2. — <sup>2</sup> Gabriele Cesano (1490—1568), berühmter Rechtsgelehrter, Philosoph und Präzept.

einem Pferde vorgestellt mit der Geißel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß jedermann sagte, ich habe den großen Lautizio<sup>1</sup> übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Kardinal war  
 5 stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Kardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Kardinal und den zwei obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig  
 10 sagte bei Gelegenheit dieses Salzfaßes viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Kardinal hörte gnädig zu, und, sehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: „Benvenuto!  
 15 nuto! die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll, deswegen magst du entscheiden, der du sie ins Werk zu setzen hast.“ Darauf sagte ich: „Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Söhne der Könige und Kaiser sind, und in was für  
 20 einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessenungeachtet, wenn ihr einen armen, geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Reigung empfinde, zu diesen Prinzen oder zu seinen eigenen Kindern? so wird er gewiß gestehen, daß er diese letztern vorziehe; so habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen  
 25 Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe, daher, was ich Euch zuerst vorlegen werde, höchwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung sein; denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keinesweges gut lassen.“ Und so wendete ich mich  
 30 zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: „Ihr habt gesagt, und ich will tun.“ Darauf lächelte Herr Ludwig Manni und erwiderte mit der größten Anmut viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an, denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet, und hatte  
 35 eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Cesano war gerade das

<sup>1</sup> Lautizio Rotelli, bekannter Webaillenschneider in Perugia.

Gegenteil, so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte mit allerlei Galanterien umher und alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich sollte eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren, einen guten Palm<sup>1</sup> groß, die mit verschränkten Füßen gegeneinander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmutig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Überflusses, mit allen Schönheiten gezieret, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Tiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum stattfinden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zieraten.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwei trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel und sagte: „Das Werk ist in zehn Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen<sup>2</sup> zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann.“

<sup>1</sup> Gansspanne. — <sup>2</sup> D. h. von den Erzeugnissen seiner Erfindung.

Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Kardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: „Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuberficht, daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es  
 5 bestellen wird. Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe, mit der Zeit noch mehr als das zu machen.“ Darauf versetzte der Kardinal mit einiger Lebhaftigkeit: „Wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen  
 10 andern zustande bringst.“ Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: „O, wann wird das Geschwinde doch kommen?“ Der Kardinal sagte: ich sollte mich einrichten  
 15 und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Kardinal dieses Namens<sup>1</sup> es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Astanio, meine  
 20 Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Kardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Teil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loreto zu besuchen und alsdann nach Ferrara in sein Haus zu gehen; den andern Teil schickte er gegen Florenz, das war der  
 25 größte und dabei seine schönste Reiterei. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher sein wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr geraten. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschloffen ist, so gefiel es Gott,  
 30 daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Übel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Äbtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtei gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen  
 35 so viele schwere Leiden erduldet und für mich so viel gebetet, daß

<sup>1</sup> François de Tournon, Kardinal und Minister Franz' I.

ich für gewiß glaubte, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschloß ich, nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege sowie auf dem andern mit den Leuten des Cardinals die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in andrer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag<sup>1</sup> reisten wir zu drei von Rom ab; in Monterosi<sup>2</sup> traf ich Meister Cherubin, einen trefflichen Juwelier<sup>3</sup>, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bei Monterosi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indes wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiste, alle Anstalt gemacht, mich zu beschädigen. Da wollte Gott, daß das Gefolge soeben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeugten mir viele Achtung.

Als ich nun so durch Gottes Gnade gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen sowie das ganze Kloster; dann reiste ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am Grünen Donnerstage um zweiundzwanzig nur ungefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Rißen und meine Steigbügel auf die gedachte Posttute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir

<sup>1</sup> Am 22. März 1540. — <sup>2</sup> Ein Dorf zwischen Rom und Viterbo. — <sup>3</sup> Wie aus dem Original hervorgeht, reiste er mit Meister Cherubino Sforzani aus Reggio Emilia, einem geschätzten Uhrmacher im Dienst der Herren von Este und des Papstes.

nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug, doch ritt ich keines-  
 5 weges postmäÙig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

10 Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Karfreitag morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zuschanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig, daß er die Sachen  
 15 nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirt, wo ich wohnte: „Ihr kommt noch gut weg, wenn er Euch nichts Schlimmeres antut, als daß er Kissen und Steigbügel behält, denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben, und er hat zwei Söhne bei sich, die tapfersten Leute, und  
 20 als Soldaten noch weit bestialischer denn er. Drum kauft nur wieder, was Ihr bedürft, und reitet Eurer Wege, ohne Euch weiter mit ihm einzulassen.“ Ich kaufte ein Paar Steigbügel und dachte mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen, und  
 25 weil ich sehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armschienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitäten, die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Ärmel zu tragen,  
 30 und auf meinen römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Askanio, ungeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Karfreitag war, dachte ich, die Tollheit der Tollern sollte doch auch ein wenig feiern.

35 So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich

meine zwei jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los und sagte ganz gelassen: „Postmeister, wenn ich Euch versichre, daß ich Euer Pferd nicht zuschanden geritten habe, warum wollt Ihr mir Rissen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben?“ Darauf antwortete er mir 5 wirklich auf eine tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: „Wie, seid Ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Karfreitage Euch und mir ein solches Argerniß geben?“ Er versetzte: daß er sich weder um Gottes noch um des Teufels Freitag bekümmere, und wenn ich 10 mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusamt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter sanesischer Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem 15 Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzlich hinzu, gedachten Postmeister zu tabeln, indem er meine Partei nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre 20 und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß 25 ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas<sup>1</sup> sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn 30 gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Verteidigung meiner Person hätte tun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging; die Kugel traf den Bogen des Tors, schlug zurück und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er tot zur Erde fiel. Seine Söhne liefen 35

<sup>1</sup> Ein wenig; andeutungsweise.

schnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der  
 Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her.  
 Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der  
 linken Seite an, der andere machte sich an einen Mailänder, der  
 5 närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er  
 hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertei-  
 digte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen,  
 das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht  
 zum besten parieren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig  
 10 an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er  
 gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele  
 Pfünden von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. As-  
 kanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er  
 15 fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich  
 hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geschwind  
 galoppierte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf  
 wütend zurück und dachte erst aus dem Späße Ernst zu machen;  
 denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen sein, und  
 20 da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zu-  
 rückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen  
 ein Leids widerfahren wär'? und Askanio sagte: Paul sei töd-  
 lich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: „Paul,  
 mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrun-  
 gen?“  
 25 Er sagte: „Ich habe es in den Mantelsack getan.“ Da ant-  
 wortete ich: „Wohl erst diesen Morgen? so trägt man also die  
 Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen!  
 und an gefährlichen Orten, wo man sie eigentlich braucht, hat  
 man sie im Mantelsack. Alles Übel, was dir widerfährt, ge-  
 30 schieht dir recht, und du bist schuld, daß ich auch hier umkommen  
 werde.“ Und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder  
 zurück. Darauf baten Askanio und er mich um Gottes willen,  
 ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den  
 Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem  
 35 verwundeten Mailänder; jener schalt mich aus, daß ich so grim-  
 mig sei, denn niemand sei beschädigt, Pauls Wunde sei nicht tief,  
 der alte Postmeister sei tot auf der Erde geblieben und die Söhne

nebst andern Leuten seien dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beim ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns diesmal verlassen. Darauf verfezt' ich: „Da ihr zufrieden seid, so will ich mich auch beruhigen“; und, indem ich mich zu Paul und Astanio wendete, fuhr ich fort: „Gebt euren Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitem Aufenthalt nach Staggia<sup>1</sup> galoppieren, und da werden wir sicher sein.“ Darauf sagte der Mailänder: „Der Henker hole die Sünden! das Übel begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittag hatte.“<sup>2</sup> Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Not, in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Toten waren sogleich zu dem Herzog von Melfi<sup>3</sup> gelaufen und hatten ihn um einige leichte Reiterei gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubnis geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, so gut man ihn dafelbst haben konnte, und ließ Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Hierauf erschien Meister Cherubin und der närrische Mailänder, der nur immer sagte: „Hole der Henker alle Händel!“ Er betrückte sich, daß er exkommuniziert sei, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erstaunend garstig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drei Finger gewachsen; da nahm sich erst seine wunderliche mailändische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus und

<sup>1</sup> Eine Burg zwischen Siena und Poggibonfi. — <sup>2</sup> Er hätte natürlich am Karfreitag fasten sollen. — <sup>3</sup> Gemeint ist der Herzog von Amalfi, Alfonso Piccolomini, oberster Feldhauptmann von Siena und von Karl V. als Gouverneur der Republik eingesetzt.

gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anstatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem seiner Worte lustig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derselbe schon drei Stiche getan hatte, sagte der Patient: er möchte innehalten und sollte ihm nicht etwa gar aus bösem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel und verlangte, gerade so viel sollte man offen lassen, daß der Löffel durchkönne und er zu dem Seinigen käme.

Bei diesen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erst das Lachen recht los, und so kamen wir mit der größten Lust nach Florenz. Wir stiegen beim Hause meiner armen Schwester ab, die uns sowohl als ihr Mann aufs beste empfing und bewirtete. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geschäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die sonderbarste Sache, daß wir, so oft vom Mailänder gesprochen wurde, in eine ausgelassene Lustigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle, die wir ausgestanden, äußerst rührte, so daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

### Drittes Kapitel.

Der Verfasser kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt und sein Profil von ihm hessieren läßt. — Das Klima ist ihm schädlich, und er wird krank. Er speist junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verbrießlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unsern Kardinal daselbst, der alle unsere Abenteuer gehört hatte, sich darüber beschwerte und sagte: „Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm versprochen habe.“ Er wies mir darauf einen seiner Paläste in Ferrara, den angenehmsten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt, nach Frankreich zu gehen,

aber keine, mich mitzunehmen, und als er sah, daß ich darüber sehr verdrießlich war, sagte er: „Benvenuto! alles, was ich tue, geschieht zu deinem Besten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erst gewiß sein, was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Kassier, daß er dir geben soll, was du nötig hast.“ Nun verreiste er, und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Namen davonzugehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deswegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und, da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildnis gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen, als an eine Arbeit, die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte soeben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreimalhunderttausend Kammerdukaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der<sup>1</sup> Hieronymus

<sup>1</sup> Bezieht sich auf „Schatzmeister“.

Gigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: „Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen  
 5 haben“; dabei rief er: „Ich werde auf keine Weise zahlen.“ Endlich, als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär’.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildnis machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit sowie meine Unterhaltung sehr wohl, deswegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß und mich manchmal abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir, die Rückseite  
 10 zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmut, und unter ihr stellte ich die Wit vor, traurig und schmerzlich und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit  
 15 großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken, wie zufrieden er sei, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: „*Pretiosa in conspectu Domini.*“ (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede  
 20 teuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Kardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt, und er, der Kardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein  
 25 Becken und meinen Pokal einpacken, denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Kardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir und ließ mir sagen, ich sollte geschwind aufsitzen und nach  
 30 Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich

schon in Frankreich sei. Der Kardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sei in einer seiner Abteien zu Lyon ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deswegen sei es nun nötig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr stolz, 5 und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich: meine Arbeit mache sich nicht auf der Post<sup>1</sup>, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Askanio und Paul, 10 meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe; und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nötig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich ant- 15 wortete ihm: die Söhne meiner Kunst reisten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pfliegen, wüßte ich nicht, denn ich sei nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Kardinal sein Wort nicht gehalten hatte 20 und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich, mit den Ferraresern nichts weiter zu tun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun, dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er be- 25 gegnete mir mit den ehrenvollsten Liebesworten, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er solle mir einen Ring von mehr als zweihundert Scudi kaufen und ihn Fraschino, seinem Kämmerer, geben, der ihn mir bringen möchte. Und so geschah es auch noch denselben Abend. Um ein Uhr kam Fraschino und 30 überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und sagte von seiten des Herzogs diese Worte: mit diesem Edelstein solle die einzig kunstreiche Hand gezieret werden, die so trefflich zum Andenken Seiner Exzellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen 35

<sup>1</sup> Der Sinn ist: mit der Schnellpost; Künstler wie ich wollen Zeit haben.

Stein von ungefähr zehn Scudi an Wert, und es war mir un-  
 gelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte sagen  
 lassen, mit so einer geringen Belohnung sollten verbunden sein,  
 da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen  
 5 zufrieden gestellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von  
 dem Schelm, dem Schatzmeister, herkomme und gab den Ring  
 daher einem Freunde mit Namen Bernhard Salitti, der ihn  
 dem Kämmerer wiedergeben sollte, es möchte kosten, was es  
 wolle, und das Geschäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam  
 10 Fraschino eilig zu mir in großer Bewegung und sagte: wenn  
 der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke, das  
 er mir so gnädig zugehört habe, so möchte er es sehr übel nehmen  
 und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring  
 sei ungefähr zehn Scudi wert, und meine Arbeit dürfte ich wohl  
 15 auf zweihundert Scudi schätzen; mir sei bloß an einem Zeichen  
 seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen  
 Krebsringen<sup>1</sup> schicken, wie sie aus England kommen, und wovon  
 einer ungefähr einen Paul<sup>2</sup> wert ist, den wollte ich mein ganzes  
 Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener  
 20 ehrenvollen Worte erinnern und mich dann für meine Arbeit  
 hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Wert  
 des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen  
 dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ und ihn  
 mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Un-  
 25 gnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubnis zu gehen,  
 dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant auf-  
 zuzufuchen, der gegen dreihundert Scudi wert wäre. Aber der alte  
 Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt  
 hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zwei-  
 30 hundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines Bessern besonnen und  
 mir alles gegeben, was ich nur verlangte, und ich war' gleich  
 des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige

<sup>1</sup> Metallringe, die man gegen Muskelkrampf zu tragen pflegte. Ähnliche  
 Ringe gegen Rheumatismus oder Kopfschmerz werden ja noch heute verkauft. —

<sup>2</sup> Päpstliche Münze im Wert von ungefähr 50 Pfennig. Im Original heißt es übrige-  
 gens „Carlin“, und damit ist eine neapolitanische Münze vom selben Wert gemeint.

Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Gerätschaften beladen und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß; er war alt und sehr angenehm, dabei liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie zufälligerweise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so malen sie sich's nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben, wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: „Es ist mir leid, daß Ihr so spät kommt, denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich schicken.“ Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sei, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man sie in Faenza<sup>1</sup> macht, das sehr sauber gearbeitet sei, herbeiholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso: „Ich will Euch sagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen, denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den, der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht, es zu verlieren.“

Indes Herr Alfonso seine langen Märchen erzählte, gab er auf mich nicht acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehen, als ich mich zu Herrn Albert kehrte und sagte: „Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben!“ Herr Alfonso fing an zu schimpfen, und sagte: „Wer bist denn du? du weißt nicht, was du sagst.“ Darauf versetzte ich: „Höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden

<sup>1</sup> Also ein Faencegefäß.

besser weiß, was er sagt.“ Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne, und sagte: „Dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier  
 5 Meister Jakob, Chirurgus von Carpi, machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Dugend Herren und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Dukaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes, verschieden von diesem. Er hat mir beide  
 10 schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das  
 15 Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Kardinals wert sein als dieser Becher eures Medikasters.“

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso für Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber  
 20 bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Erzellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: „Herr Alfonso, eh' Ihr von hier weggeht, sollt Ihr die Arbeit  
 25 sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen.“ Da ging ich weg und ließ Paul und Astanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alfonso, daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und ebendes-  
 30 wegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützlichendes an diesem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Kardinals Salviati<sup>1</sup> und des Kardinals von Ravenna<sup>2</sup> schuldig. Auch hatte ich Be-  
 35 kanntschaft mit einigen geschickten Tonkünstlern gemacht und mit

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 54, Anmerk. 3. — <sup>2</sup> Vgl. oben, S. 78, Anmerk. 2.

niemand sonst; denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl, sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen; und so sind sie alle.

Um zweiundzwanzig kam Fraschino, überreichte mir den Ring von ungefähr sechzig Scudi und sagte mit kurzen Worten: 5  
ich möchte den zum Andenken Seiner Erzellenz tragen. Ich antwortete: „Das will ich“; und setzte sogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der sehr erzürnt war und große Lust hatte, mich zurückholen zu lassen. 10

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen immer im Trott und war sehr froh, den andern Tag aus dem Ferraresischen zu sein; denn außer den jungen Pfauen, die ich gegessen und mich dadurch kuriert hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monzanesische<sup>1</sup> und berührten die 15  
Stadt Mailand nicht aus obgedachter Ursache<sup>2</sup>, und so kamen wir glücklich und gesund nach Lyon, Paul, Astanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maultier, worauf unser Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtei des Cardinals. Als unsere 20  
Sachen ankamen, packten wir sie sorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

---

<sup>1</sup> Die Gegend von Monza. Wahrscheinlich ist aber der Mont Cenis gemeint (italienisch Monsanese). — <sup>2</sup> Wahrscheinlich war die Furcht, vom Herzog von Ferrara aufgehalten zu werden, die Ursache.

## Viertes Kapitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohlbedenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Kardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor, darüber sehr verdrießlich, entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen  
10 Widerstand, indem er Besiß von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Kardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern  
15 Tag erschien der Karrn<sup>1</sup>, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Kardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pokal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem  
20 Kerker befreit habe, und sagte, es sei eigentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreien und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seien wie ich; solche Wohltaten seien in den Büchern Gottes obenan geschrieben vor allem andern, was man in der Welt tun und wirken könne.  
25 Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner wert waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: „Wahrhaftig, ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler  
30 guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen, was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte als das gegenwärtige.“ Diese Worte sagte der König auf französisch zum Kardinal von Ferrara mit noch größern Ausdrücken. Dann  
35 wendete er sich zu mir, sprach mich italienisch an und sagte: „Benvenuto! bringt Eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann

<sup>1</sup> In den sie ihr Gepäc und ihre Gefäße umgepackt hatten.

wollen wir Euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen.“ Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seien noch weit größere Dinge zu erwarten, 5 die er denn auch auszuführen Lust hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof beisammen ist, 10 so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwei Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich 15 zu arbeiten wegschicke; ich erhielt aber zur Antwort: das beste in einem solchen Falle sei, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das tat ich denn eines Mittags: der König rief mich und sprach Italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne, 20 große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem, was ich bedürfe, versorgen; dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speiste 25 fast beständig mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: „Heilige Majestät! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde 30 nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt.“ Der König versetzte: er habe wohl gesprochen und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir im Namen des Königs: Seine Majestät sei 35 entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort:

„Ich dächte, wenn Euch der König des Jahrs dreihundert Scudi Besoldung gibt, so könntet Ihr recht gut auskommen, und dann sage ich Euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kömmt Gelegenheit, in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will Euch immer trefflich helfen.“

Sogleich antwortete ich: „Als Ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster Herr! verspracht Ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise, wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt wär'. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicket Ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmässig behandeln ließ'; hättet Ihr mir damals von dreihundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich nicht vom Plaze bewegt, nicht für sechshundert! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohltat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich versichere Ew. Hochwürden, daß, wenn Ihr mir auch das größte Übel zufüget, so würde doch dadurch nicht der tausendste Teil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieselben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und, wo ich auch sein werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für Euch bitten.“

Der Kardinal versetzte zornig: „Gehe hin, wohin du willst; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun.“ Darauf sagten gewisse Hofleute, so einige von den Semmelschindern: „Der dünkt sich auch recht viel zu sein, da er dreihundert Dukaten Einkünfte verschmäh't!“ Die Verständigen und Braven dagegen sagten: „Der König wird nie seinesgleichen wieder finden, und unser Kardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Last Holz wäre.“ Das sagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaßes vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äußerst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphiné in einem Schlosse, dessen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Kardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hof einquartiert, diesmal mocht' es etwa drei Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, der Sekretär beim Kardinal und gleichfalls daselbst einquartiert war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreihundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts und wiederholte nur immer: ich wisse schon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Astanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstimmt war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deswegen sagte ich zu ihnen: „Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen.“ Neben unserer Kammer wohnte gedachter Sekretär, und es ist möglich, daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Kardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; ebensoviel behielt ich für mich und überdies den Diamant, den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwei Hemden mit und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: „Der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut, als ich sie

euch zeigen konnte, und so seid ihr am heutigen Tage die ersten  
 Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus  
 dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn euch immer  
 fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne  
 5 Geld gehen ließ', was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem  
 Gesichte! Gott segne euch tausendmal, und so lebt wohl."

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich  
 nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte, mich  
 diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte  
 10 an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken  
 konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwei Miglien zurück-  
 legte, hatte ich mir fest vorgenommen, mich an keinem Orte auf-  
 zuhalten, wo ich bekannt wär', und wollte auch nichts weiter  
 arbeiten als einen Christus von drei Ellen, wobei ich mich der  
 15 unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst ge-  
 zeigt hatte. So war ich völlig entschlossen, nach dem heiligen  
 Grabe zu gehen, und dachte schon, so weit zu sein, daß mich nie-  
 mand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter  
 mir, und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden  
 20 schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt,  
 und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob  
 man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es  
 doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter  
 25 des Königs sei, der den Askanio bei sich hatte. Er sagte zu mir:  
 „Im Namen des Königs befehle ich Euch, zu ihm zu kommen.“  
 Ich antwortete: „Du kömmt vom Kardinal Ferrara, und des-  
 wegen werde ich dir nicht folgen!“ Der Mann sagte: wenn ich  
 ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen  
 30 Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun  
 bat mich Askanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der  
 König, wenn er jemanden ins Gefängnis setzte, sich wenigstens  
 fünf Jahre besänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Ge-  
 fängnis erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein  
 35 römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete,  
 wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer  
 auf französisch murmelte und auf der ganzen Reise nicht einen

Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trogte er mir, bald sagte er dieses, bald jenes, so daß ich der Welt hätte entfliehen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Kardinals vorbei. Dieser stand unter der 5  
 Thür und sagte: „Unser allerchristlichster König hat aus eigener  
 Bewegung Euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die er Leonardo  
 da Vinci, dem Maler, gab, nämlich siebenhundert Scudi des  
 Jahrs; daneben bezahlt er Euch alle Arbeit, die Ihr machen  
 werdet, und zum Antritt schenkt er Euch fünfhundert Goldgülden, 10  
 die Euch ausgezahlt werden sollen, ehe Ihr von hier weggeht.“  
 Darauf antwortete ich: „Das sind Anerbieten, eines so großen  
 Königs würdig!“ Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt  
 hatte, diese großen Anerbieten von seiten des Königs hörte, bat  
 er mich tausendmal um Vergebung. Paul und Astanio sagten: 15  
 Gott hat uns geholfen, in ein so ehrenvolles Wägelchen wieder  
 zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich, dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu silbernen Statuen machen 20  
 solle, um als zwölf Leuchter um seinen Tisch zu dienen; er wolle  
 sechs Götter und sechs Göttinnen vorgestellt haben, gerade so  
 groß wie er selbst; und er war beinahe drei Ellen hoch. Als er  
 mir diesen Auftrag gegeben hatte, wendete er sich zum Schatz-  
 meister der Ersparnisse und fragte, ob man ihm befohlen habe,  
 daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen solle?. Dieser ant- 25  
 wortete darauf: es sei nicht geschehen. Das empfand der König  
 sehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatz-  
 meister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle  
 nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu sol-  
 chen Arbeiten bequem sei, und ich sollte sie haben. 30

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach  
 Paris in ein Quartier des Kardinals von Ferrara, woselbst ich  
 im Namen Gottes zu arbeiten anfang und vier Modelle, jedes  
 von einem Fuß, verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno,  
 Apoll und Vulkan vor. Indessen kam der König nach Paris, 35  
 und ich eilte, ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir,  
 auch die jungen Leute Astanio und Paul. Der König war zu-

frieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir  
 5 sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich solle beiden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär', sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug sei. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu  
 10 einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein-Nesle<sup>1</sup>, der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben, der sich aber dessen nicht bediente, und so konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König:  
 15 „Das Haus ist mein, und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deswegen sollt Ihr Euch dessen zu unserer Arbeit bedienen.“ Sogleich befahl er einem seiner Offiziere, er solle mich in das gedachte Nesle einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte,  
 20 er könne das nicht tun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene sich dessen nicht, und ich sei ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitem Widerspruch hören. Da versetzte der Offizier, es werde wohl nötig sein, ein bißchen Gewalt zu  
 25 brauchen. Darauf antwortete der König: „Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große!“ Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nötig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wohl sorgen, daß ich drin nicht totgeschlagen würde.

30 Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Spieße und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämtlich meine Feinde und insultierten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier

<sup>1</sup> Petit-Nesle, ein Teil des Schlosses Nesle auf dem linken Seine-Ufer, wo heute das Institut und die Münze stehen.

muß ich noch bemerken, daß, als ich in Seiner Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: „Wer 5  
 seid Ihr? und wie heißt Ihr?“ Ich war äußerst erschrocken, denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: „Seid Ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach Eurer Weise, 10  
 und ich gebe Euch völlige Erlaubnis!“ Ich versetzte darauf: daß mir allein seine Gnade hinreichend sei, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: „So geht nur! an meiner Gnade soll es Euch niemals fehlen.“ Sogleich befahl er einem seiner Sekretäre, welcher Billeroi<sup>1</sup> hieß, er solle mich 15  
 mit allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Nello besessen hatte. Dieses Gebäude war in dreieckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber 20  
 keine Wache daselbst. Herr von Billeroi riet mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einräumen, denn es sei ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß totschlagen lassen. Darauf sagte ich: ich sei aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um diesem 25  
 wunderbaren König zu dienen, und was das Totschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse, ein bißchen früher oder später, daran sei nichts gelegen.

Dieser Billeroi war ein Mann von großem Geiste, bewundernswert in allen Dingen und sehr reich; nun war nichts in 30  
 der Welt, was er mir nicht zum Verdruß getan hätte, aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Magna<sup>2</sup> hieß und Schatzmeister von Languedoc war; das erste, 35

<sup>1</sup> Nicolas de Neufville, Herr von Billeroy, Finanzsekretär des Königs. — <sup>2</sup> Jean Vallemant, Herr von Marmaignes.

was dieser tat, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht, daß jemand außer mir und den Meinigen hier seine Wohnung

5 haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir, er wolle tun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das tun zu dürfen. Dagegen versetzte ich:

10 „Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder Ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt.“ Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner französischen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch, und ich

15 legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Verteidigung trug, und sagte zu ihm: „Bist du kühn genug, zu ziehen, so stech' ich dich auf der Stelle tot.“ Er hatte zwei Diener mit sich, und meine zwei Gefellen stand dabei. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: „Das werde ich nie er-

20 tragen.“ Ich befürchtete das Schlimmste und sagte entschlossen zu Paul und Astanio: „Sobald ihr seht, daß ich meinen Dolch ziehe, so werft euch gleich über die Diener her und erschlagt sie, wenn ihr könnt. Dieser soll gewiß zuerst fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen.“ Marmagna vernahm diesen Ent-

25 schluß und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Diese ganze Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Kardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrießlich und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann

30 sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

---

## Fünftes Kapitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold mit mancherlei Figuren und Zieraten. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vorteil durch ein sonderbares Betragen des Kardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen französischen Künstlern bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkstatt vollkommen eingerichtet hatte, so daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte und dabei sehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich sogleich an den drei Modellen, in der Größe, wie die Statuen von Silber werden sollten, und zwar stellten sie Jupiter, Vulkan und Mars vor; ich machte sie von Erde, intwendig sehr wohl mit eisernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreihundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte. Indessen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verschiedene Monate wegnahmen. Als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wohl sagen, daß es die schönste Arbeit sei, die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr wert und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist, und machte dem Cardinal ein Gegen- geschenk mit einer Abtei, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und sagte: Seine Majestät verfare zu geschwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da versetzte der freigebigste König, mehr als jemals entschlossen: „Ich will ihm eben Lust und Mut zu seiner Arbeit machen.“ Da schämte sich der Cardinal und sagte: „Ich bitte, laßt mich gewähren: denn sobald ich die Abtei in Besitz ge-

nommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreihundert Scudi aussetzen!“ Davon ist mir aber nie etwas geworden, und es wär’ zu weitläufig, alle Teufeleien dieses Kardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor  
5 mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück, und jedermann verwunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeugte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und  
10 Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug ausah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hause etwas  
15 Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeugte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame d’Estampes<sup>1</sup>, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra<sup>2</sup>, seinem Vetter, und der Königin, seiner  
20 Schwester<sup>3</sup>; auch kam der Dauphin<sup>4</sup> und die Dauphine<sup>5</sup>, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein  
25 jeder solle still sein; so war in meinem Hause alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh’ ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, so daß der Lärm außer-

<sup>1</sup> Anne de Pisseleu, erst Ehrendame der Königin = Mutter, dann Geliebte des Königs und seit 1536 mit Jean de Brosse, Herzog d’Estampes, verheiratet, ging später zum Calvinismus über und starb um 1576. — <sup>2</sup> Heinrich II., Gemahl der berühmten Margarete von Navarra, Schwester des Königs. — <sup>3</sup> Margarete von Valois, Königin von Navarra, eine Frau von ausgezeichnetem, liberalem Geist, die in der Kultur- und Literaturgeschichte Frankreichs als Beschützerin der Hugenotten und als reichbegabte Dichterin einen hervorragenden Platz einnimmt. Sie starb 1549. — <sup>4</sup> Der Erbprinz, später Heinrich II. — <sup>5</sup> Die Erbprinzessin, Heinrichs Frau, Katharina de’ Medici, die spätere Urheberin des Massenmords der Hugenotten in der Bartholomäusnacht.

ordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein französischer Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestoßen, der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte. Darauf sagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte; ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einsehen und glaubte, es sei nur Großsprecherei von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nochmals wieder sagen, dem ich aber so offen und umständlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig nach meinem Belieben arbeiten lassen.

So zufrieden mit meinen Werken, begab sich der König nach seinem Palaste zurück und überhäufte mich dergestalt mit Gunst, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der Cardinal von Ferrara speiste mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweiten Tracht<sup>1</sup>; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an. Da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besitze, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich sollte ihm eine Zeichnung machen und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: „Ew. Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufge-

<sup>1</sup> Am zweiten Gang.

stellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollen, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen.“ Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Kardinalen von Loth-  
5 ringen und Ferrara, und sagte: „Das ist wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünschen muß.“ Dann sagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind, denn ich hatte nur die Seine zu passieren, und brachte das Modell  
10 von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Kardinals schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: „Das ist hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes, er sollte niemals feiern.“ Dann wendete er sich zu mir mit sehr freund-  
15 lichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Kardinal sah mir in die Augen und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: „Ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich  
20 das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte.“ Der Kardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien, als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum Könige: „Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn  
25 diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an, sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte.“ Der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende  
30 der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen! Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein mutiger Geist. Ich versetzte darauf: „Alle Fürsten, die wie Ew. Majestät durch Handlungen und Treden ihren Dienern Mut machen, erleich-  
35 tern sich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden.“

— „Ich glaube es!“ erwiderte der König und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen und fragte mich, wieviel ich Gold zu diesem Salzfaße brauchte? — „Tausend Scudi“, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec; und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es zu meinem Glück statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausfuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drei Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten, denn es sei eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingegen erbieth er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich selbst.

Indessen war der Kontrakt ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwei Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ärmeln, hatte Degen und Dolch an der Seite und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern an einem sehr

gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von mei-  
 nem Schlosse entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung  
 fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch  
 hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun  
 vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, be-  
 5 deckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als  
 sie mir näher kamen: „Bei Soldaten ist nichts zu holen als die  
 Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr  
 mir sie abnehmt!“ Da stritt ich heftig gegen sie und breitete  
 10 öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Be-  
 dienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe,  
 sie vermuten sollten, es müsse ein anderer sein, der ledig ging'.  
 Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück  
 und sagten untereinander in ihrer Sprache: „Das ist ein braver  
 15 Italiener und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist,  
 so hat er nichts bei sich.“ Ich sprach Italienisch, und mit vielen  
 Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen,  
 daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sei eher Sol-  
 dat als was anders; sie hielten zusammen und entfernten sich  
 20 langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich  
 wiederholte auch mit einer gewissen gleichgültigen Bescheidenheit:  
 wer Waffen und Jacke von mir haben wollte, solle sie teuer be-  
 zahlen. Ich fing an, stärker zu gehen, und sie kamen immer  
 langsam hinter mich drein; deswegen vermehrte sich meine Furcht,  
 25 denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinter-  
 halt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem  
 Hause war, fing ich an zu laufen und rief mit lauter Stimme:  
 „Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um.“ Sogleich  
 30 sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem  
 Schlosse und wollten jenen nach, die man noch wohl sehen konnte.  
 Da hielt ich sie an und sagte laut: „Die vier Memmen haben  
 nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Gold-  
 gülden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den  
 35 Arm zerbrach, den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen,  
 dann will ich euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu  
 zwei Händen, wohin ihr wollt.“ Wir gingen hinein, verschlossen

das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: „Ihr traut Euch selbst zu sehr, und wir werden Euch doch noch einmal zu beweinen haben.“ Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war, als wenn es nichts gewesen wär'. Zwar sagt man: „Du wirst nun lernen, ein andermal klüger sein“; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italiener, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt; diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen, besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer, mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrigblieb, und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwei Handhaben, ungefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Lust an, mein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser Meistern und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei solchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieser Weg sei ihnen unbekannt, aber wenn

ich sie auf ihre Weise gehen ließ', so wollten sie mir das Bild so schön und glatt gießen, als es jetzt von Ton sei. Ich machte einen Akford mit ihnen, damit sie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderung versprach ich ihnen noch einige Scudi  
 5 mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte  
 10 ich einen Frauenkopf von derselben Größe nach einem außerordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bei mir hatte. Ich nannte dieses Bildnis Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Ofen zum Schmelzen des Erzes war aufs beste gehaut, alles in Ordnung und unsere drei Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: „Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luströhren von unten gelassen; die Zirkulation in euren Formen wird nicht  
 20 gehörig vor sich gehn, und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und alles, was sie sahen und hörten, Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter  
 25 gießen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt inne halten, weil sie notwendig an meinen Formen<sup>1</sup> etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sei es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre schade, daß so schöne Arbeit verloren ginge. Als sie dieses dem König  
 30 beibringen ließen, antwortete Seine Majestät: sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben; da brachten sie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, stellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiters. Als unser Metall ge-  
 35 schmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen:

<sup>1</sup> D. h. wie aus dem Original hervorgeht, an den Formen der beiden Büsten

die Form des Jupiters füllte sich aufs beste, ebenso meine beiden  
 Köpfe; die Meister waren froh und ich zufrieden, daß es besser  
 gegangen war, als ein beiderseitiges Mißtrauen uns hatte ver-  
 muten lassen. Da verlangten sie auf französische Weise mit  
 großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen sehr gern einen 5  
 guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von  
 mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, sowie auch den ver-  
 sprochenen Überschuß. Darauf sagte ich: „Ihr habt gelacht,  
 aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe über-  
 legt, daß in eure Form weit mehr Masse als nötig geflossen ist, 10  
 deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben bis morgen  
 früh.“ Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken  
 an, und ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh-  
 morgens kamen sie, stille, stille, die Arbeit aus der Grube zu  
 nehmen, und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, 15  
 ohne zuerst meine Köpfe herauszunehmen, so brachten sie diese  
 hervor; sie waren trefflich geraten, und als man sie aufstellte,  
 hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun mit vier Arbei-  
 tern noch zwei Ellen tiefer gegraben hatten, taten sie einen großen  
 Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer 20  
 hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei;  
 als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man die-  
 jenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert  
 und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beiden Köpfe so  
 wohl geraten erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber 25  
 entschuldigten sich und sagten: „Da seht unser Unglück!“ Ich  
 versetzte: „Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes  
 Wissen. Hätte ich gesehen, wie ihr den Kern in die Form brach-  
 tet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure  
 Figur wäre aufs beste gekommen, ich hätte große Ehre und ihr 30  
 großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird  
 durch diese Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch Geld  
 zu teil werden, deswegen lernt ein andermal arbeiten und eure  
 Späße laßt beiseite.“ Dessenungeachtet empfahlen sie sich mir  
 und sagten, ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beistünde, 35  
 und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden  
 sie und ihre Familien zugrunde gehen; darauf antwortete ich:

wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Überrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die  
 5 Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb alles Seiner Majestät, und dieser einzig freigebigste König befahl, daß man für mich alles tun sollte, was ich nur verlangte.

### Sechstes Kapitel.

- 10 Der Autor wird vom König aus eigener Bewegung naturalisiert und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein-Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Reraten für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwei schöne Modelle und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser  
 15 Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Kardinal von Lothringen. — Der Autor  
 20 verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Estampes, der im Schloßchen Klein-Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht, ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vorteil.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfere Herr  
 25 Peter Strozzi<sup>1</sup> an den Hof und erinnerte die Briese seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: „Laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab.“ Den großen  
 30 Strozzi kosteten die seinigen einige hundert Dukaten, die meiningen brachte einer der ersten Sekretarien, der Herr Antonio Massene<sup>2</sup> hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Dokument mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen von seiten Seiner Majestät und sagte: „Dieses verehrt Euch der König, damit Ihr

<sup>1</sup> Piero Strozzi (1508—58), tapferer Feldherr aus Florentiner Familie, der im Dienste des französischen Königs zum Marschall erhoben wurde. — <sup>2</sup> Gemeint ist Antoine le Maçon (im italienischen Original steht Massone), Sekretär der Königin von Navarra, der bekannt ist durch seine französische Übersetzung des „Decameron“ von Boccaccio.

mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Dokument seid Ihr naturalisirt.“ Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine besondere Günst Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eignere Bewegung schickte, und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sei. Darauf erwiderte ich eine umständliche Dankfagung gegen den König, bat aber sodann gedachten Sekretär, mir zu sagen: was denn eigentlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe? Dieser Mann, der voller Kenntnis und Anmut war und gut Italienisch sprach, lachte zuerst laut, dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte zu mir auf italienisch, was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden sei, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum venezianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: „Nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe, geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein=Nello, dem Schlosse, das er besitzt, denn es ist mein Eigentum; da wird er eher begreifen, welch ein Vorteil es sei, naturalisirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beide Briefe, sowohl der Naturalisation als des Geschenkes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurückging, und wo ich auch sein und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bei mir bleiben.“<sup>1</sup>

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwei Köpfe von Erz; auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen aufs beste. Zugleich machte

<sup>1</sup> In der That haben sich auch beide Urkunden in Cellinis Nachlaß gefunden und sind mehrmals veröffentlicht worden.

ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne  
 5 Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz schon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madame d'Estampes schenken wollte. Sodann hatte ich für viele italienische Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von  
 10 Anguillara, Pitigliano, Mirandola<sup>1</sup> und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich, als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er wunderte sich über  
 15 so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren; seine Madame d'Estampes war bei ihm, und sie fing an, von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagte: Seine Majestät solle mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte: das sei wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl, um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der  
 20 König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint-Germain-en-Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag; in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich sei; denn dieser Ort sei die größte Lust, die er in seinem Reiche habe; deswegen befehle und wünsche er, daß ich mein möglichstes tun möge, um etwas  
 25 Schönes hervorzubringen, und ich versprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und sagte zu Madame d'Estampes: „Ich habe niemanden von dieser Profession gesehen, der mir besser gefallen hätte und der mehr  
 35 festzuhalten, er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und

<sup>1</sup> Alles italienische Abtge, die sich damals am Hofe Franz' I. aufhielten.

arbeitet genug. Wir müssen auch feiner gedenken, um so mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das Geringste abgefordert hat; man sieht wohl, sein Gemüt ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zugute tun, damit wir ihn nicht verlieren.“ Madame d'Estampes sagte: „Ich will Euch an ihn erinnern.“ So gingen sie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleien zwischen ihm und dem Kaiser<sup>1</sup> wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf, doch sprach ich mit dem Kardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick sänd<sup>2</sup>, ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch ja zu tun, weil ich überzeugt sei, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich sie ihm vorstellen könnte. Der Kardinal tat's, und sogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, wobei ich so wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer französischen Manier groß und doch zwerghenmäßig<sup>2</sup>, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt<sup>3</sup> nach Art eines Korbhenkels. In diese Öffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Teil ein schönes Verhältnis, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Teile<sup>4</sup> gab ich einen Sockel und Gefims, und weil wegen dieser Teile und

<sup>1</sup> Nach dem Vertrag von Nizza (1537) hatten die Feindseligkeiten zwischen Karl V. und Franz I. im Mai 1542 wieder begonnen. — <sup>2</sup> D. h. im Verhältnis zu seiner Breite nicht hoch genug. — <sup>3</sup> Ein gedrückter Bogen. — <sup>4</sup> Dem unteren Teile der Seiteneinfassung.

Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren, höher als halb erhoben<sup>1</sup>. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen und hielt im andern Arm einen großen Stab; sein Gesicht war  
 5 mutig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweite hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert; er hielt eine Geißel in der Hand mit drei Kugeln, die an ebensoviele Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr als ein paar kleine  
 10 Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das übrige war alles menschliche Gestalt<sup>2</sup>.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König ver-  
 15 langt; auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald, wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck ein-  
 20 geschlossen, und in die beiden Ecken über dem halben Rund zwei Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen  
 25 Bieraten, wie sie sich zum Werke schickten, das eigentlich der ionischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrießlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise  
 30 in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er

<sup>1</sup> Der Sinn und zugleich die wortgetreuere Übersetzung ist: Anstatt des Säulenpaares, wie es die Verhältnisse der oberen und unteren Gesimsglieder zu erfordern schienen, hatte ich zu beiden Seiten einen Satyr gestellt in Hochrelief. —

<sup>2</sup> Cellini vermischt hier offenbar die Satyrn (bacchische Dämonen, die mit aufgeworfener Nase, spitzen Ohren und einem Ziegen- oder Pferdeschwanz dargestellt werden, im übrigen aber vollständig menschlichen Körper haben) und Pan oder die panartigen Hirten-Gottheiten (Faune zc.), die mit Ziegenhörnern abgebildet werden, und deren Körper in Boßsbeine ausläuft.

wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in dem ersten Arbeit  
genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als  
zwei Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem  
Viereck vorgestellt; umher waren die schönsten Treppen, die  
einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frank- 5  
reich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein  
Fußgestell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, dar-  
auf eine nackte Figur von großer Anmut stand; sie hielt mit  
der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke  
lag auf dem Griff eines Schwertes von der schönsten Form; die 10  
Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen  
Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier  
Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine  
jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was  
das für eine schöne Erfindung sei, die ich ihm gemacht habe? 15  
Alles, was ich am Tore vorgestellt, sei ihm verständlich, aber  
das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht  
auszulegen, und ihm sei wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche  
unverständige Künstler, zu Werk gehe, die, wenn sie auch allen-  
falls etwas mit einiger Anmut zu machen verstünden, dennoch 20  
ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit  
dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine  
Rede angenehm sein, und sagte deshalb zu ihm: „Heilige Maje-  
stät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fuß 25  
gemessen, so daß, wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im  
großen die gefällige Wirkung tun wird; die mittelste Figur soll  
vierundfunfzig Fuß hoch werden.“ Hier gab der König ein Zei-  
chen großer Verwunderung von sich. „Sie ist“, fuhr ich fort,  
„bestimmt, den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Fi- 30  
guren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt,  
und die bei Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur  
Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das  
Sinnbild, woran man die Philosophie erkennt und alle die Ei-  
genschaften, welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bil- 35  
denden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malerei und Bau-  
kunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten

und Wissenschaften gefeßt; aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte soll Ew. Majestät selbst abbilden, denn Ihr  
 5 seid der Kriegsgott und der einzige Tapfere in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an.“

Raum hatte der König so viel Geduld, mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: „Wahrlich, in dir habe  
 10 ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden!“ Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte; der Aufwand möchte so groß sein, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Mon ami“ (das heißt: mein Freund), „ich weiß nicht, wer das  
 15 größte Vergnügen haben mag: ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen.“ Ich versetzte darauf: wenn ich der sei, den er meine, so sei mein Glück immer  
 20 das größte. Darauf versetzte er: „Wir wollen sagen, es sei gleich.“

Ich ging mit großer Freude fort und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madame d'Estampes hätte spielen sollen.  
 25 Diese hörte alles, was vorgefallen war, abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wut in ihrem Busen, daß sie verdrießlich sagte: „Hätte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden, seiner zu denken.“ Der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint-Germain-en-Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das schöne Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte, und dachte, wenn ich es ihr schenkte,  
 35 könne ich ihre Gunst wiedererlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und

versprach mir, ihrer Frau ein Wort zu sagen, die noch nicht angekleidet sei, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: „Sag' ihm, er soll warten.“ Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging. 5

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sei das nicht nötig, und wenn es nötig wäre, so wollte er es gern tun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas ins Ohr. Der Schatzmeister wartete, bis ich vom Cardinal wegging, dann sagte er zu mir: „Benvenuto, kommt, ich will Euch einen Becher guten Weins geben.“ Weil ich nicht wußte, daß er damit was anders sagen wollte, versetzte ich: „Laßt mich um Himmels willen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brot dazu; fürwahr, ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen von acht Uhr bis jetzt nüchtern an der Türe der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte, der es weit mehr verdienet, so gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte.“ Indessen ich nun mit Not diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wiederherstellte, und da meine Lebensgeister wiederkamen, verging auch der Ärger. 10 15 20 25 30

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt 35

aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte: so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten; und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deshalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Sekretäre sagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen tun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Estampes scherzend darüber, die nur deshalb noch giftiger gegen mich ward und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte tun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und florentinischer Edelmann<sup>1</sup>. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Kastell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre miteinander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Pavia, Monsignor de Rossi<sup>2</sup>, Sohn des Grafen San Secondo; diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthose und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse

<sup>1</sup> Guido Guidi wurde im Jahre 1542 von Franz I. nach Frankreich gerufen, wo er bis 1548 verweilte; dann wurde er Leibarzt des Herzogs Cosimo in Florenz und schließlich Professor der Medicin und Philosophie an der Universität in Pisa, wo er 1569 starb. Wir besitzen noch ein Sonett, das Cellini an ihn gerichtet hat.

— <sup>2</sup> Monsignor de Rossi ist derselbe, der zugleich mit ihm in Rom Gefangener war. Vgl. oben, S. 250, Z. 15 ff. Er kam im Jahre 1544 oder 1545 nach Frankreich, wo er sich etwa ein Jahr lang aufhielt.

freie Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirtet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Manni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern<sup>1</sup> einigermaßen gefällig sein konnte. Mit Herrn Guido Guidi 5 dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten untereinander oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sei, und was ich Gutes und Schönes gewirkt 10 habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deswegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kastell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Übung verstattete. Es waren 15 auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guidos erstes schönes Buch über die Medizin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht 20 ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabrikant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner guten deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. 25 Je demütiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drei Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drei Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Händeln 30 mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine deutschen, italienischen und französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer 35

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Kastell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiener so kühn sein, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: „Ich bin der geringste Italiener und habe dir noch nichts angetan, wozu ich doch große Lust hätte, und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst!“ So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen, als er konnte, lief sogleich zu Madamed'Estampes und malte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff, äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, dergleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache ins Lächerliche wendete, und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Übel.

### Siebentes Kapitel.

Madame d'Estampes muntert den Maler Primaticcio, sonst Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt mit einer Person, die er aus Klein-Nello geworfen. — Beschreibung der französischen Gerichtshöfe. — Der Verfasser, durch diese Verfolgungen und durch die Advokatentkniße aufs äußerste gebracht, verwundet die Gegenpartei und bringt sie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von seinen vier Gesellen und seiner Magd Katharine. — Ein heuchlerischer Geselle betriegt den Meister und hält's mit Katharinen. — Der Meister ertappt sie auf der Tat und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hause. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er sich gefaßt und sich kühnlich dargestellt, versicht er seine eigne Sache und wird ehrenvoll entlassen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denselben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinierte, sondern ihm nur seine Sachen hinauswarf. Bei dieser Gelegenheit war Madame

d'Estampes so kühn, dem Könige zu sagen: „Ich denke, dieser Teufel wird Euch einmal Paris umkehren.“ Darauf antwortete der König erzürnt: „Er tut wohl, sich gegen jene Ranaillen zu verteidigen, die ihn an meinem Dienst verhindern wollen.“ Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raserei dieses 5 grausamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Maler zu sich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König sich immer aufhielt; es war ein Italiener und Bologneser und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio<sup>1</sup>. Zu diesem sagte Madame d'Estampes, er solle von dem König 10 die Arbeit<sup>2</sup> verlangen, welche Seine Majestät mir zugebracht habe, sie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beistehen, und so wurden sie einig.

Als Bologna diese Arbeit schon so gut als gewiß vor sich sah, erfreute er sich über die Maßen, ob es gleich seine Profession 15 nicht war, sondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an sich gezogen hatte, die von unserm florentinischen Maler Rosso<sup>3</sup> gebildet worden. Dieser wirklich sehr geschickte Künstler war schon tot, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier seines Vorgängers genommen. 20

Nun brachten sie Tag und Nacht dem König ihre künstlichen Argumente vor, bald lag ihm Madame, bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geschicklichkeit, mit der sie einstimmig und wiederholt zu ihm sagten: „Ew. Majestät will, daß Benvenuto zwölf Sta- 25 tuen von Silber machen soll, und er hat noch nicht eine vollendet; verwickelt Ihr ihn in ein so großes Unternehmen, so beraubt Ihr Euch aller übrigen Arbeiten, welche Ihr so sehr zu sehen wünscht. Hundert der geschicktesten Künstler könnten nicht so große Werke vollenden, als dieser wahre Mann begonnen hat, er ist voll vom 30 besten Willen zu arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren.“ Durch

<sup>1</sup> Francesco Primaticcio (1504—70), Maler aus der Schule Raffaels. — <sup>2</sup> Nämlich, wie aus dem italienischen Original hervorgeht, die Ausführung des Brunnens in Fontainebleau. — <sup>3</sup> Wir sind Rosso schon einmal in Rom begegnet (oben, S. 55, Anmerk. 2, sowie S. 196). Er hatte sich 1541 in Frankreich vergiftet. Als Künstler ist er von Andrea del Sarto abhängig, neigt aber schon stark zur Décadence.

solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen, in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bolognas Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweite Einwohner, den ich  
5 aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit, als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und da-  
10 von gegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Prozeß für ein Kapital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken, daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtstreite be-  
15 kannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vorteil sehen, finden sie Gelegenheit, den Prozeß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heirateten, die ein Handwerk daraus machen, Prozesse zu kaufen.

20 Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: der größte Teil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerbe, daß sie falsch Zeugnis geben, so daß diejenigen, die einen Prozeß kaufen, sogleich vier oder sechs solcher Zeugen nach Bedürfnis abrichten. Weiß nun der Gegenteil nicht dasselbe zu  
25 tun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urteil gegen sich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Zivilleutnant des Königs, erhoben auf einem  
30 großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick und von dem finstersten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern Procuratoren und Advokaten, sämtlich in Ordnung zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advokaten, die auf der Seite standen,  
35 redeten manchmal alle zusammen, und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft plutonisches Ansehn hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem, bald jenem zuhörte

und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wundersam, daß ich für vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt, niemanden hereinzulassen, als wer darin zu tun hatte; die Thür war verschlossen, und es stand Wache dabei. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Lärm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äußerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor, und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bei dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwei Edelleute bloß als Zuschauer hereindringen wollten, tat ihnen jener Türhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: „Stille, stille! Satan, fort, stille!“ und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: Paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil, seinem Meister, in die Tore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers<sup>1</sup>; denn Dante war mit Giotto, dem Maler<sup>2</sup>, in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurde mir durch die Kunst dieser Advokaten mehr als ein

<sup>1</sup> Es ist der berühmte Vers im „Inferno“ Dantes VII, 1, der den Auslegern noch heutzutage Kopfschmerzen macht: „Papè Satan, papè Satan aleppe.“ Cellinis Auslegung ist ebenso unbefriedigend wie alle andern, die man vorgebracht hat. — <sup>2</sup> Giotto (ca. 1266 — 1337), Dantes Freund, der berühmte Maler, der für die Entwicklung der italienischen Kunst von grundlegender Bedeutung ist. Daß Dante Alighieri, der Dichter der „Göttlichen Komödie“, in Frankreich gewesen sei, wird zwar von vielen seiner Biographen behauptet, ist aber durchaus nicht erwiesen.

ungünstiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel sah, mir weiterzuhelfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher, schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Prinzipal an, der einen so ungerichten Prozeß gegen mich angefangen hatte, und indem ich mich hütete, ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann, doch nun eine Zeitlang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italienern, jeder solle um Gottes willen sich zu seiner Arbeit halten und mir einige Zeit aufs beste beistehen, damit ich nur sobald als möglich die angefangenen Werke zustande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Verteidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Askanio, aus dem neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo; der andere Paul, ein Römer von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht; diese hatte ich schon in Rom bei mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzusuchen, nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann aus dem Hause der Maccherani; dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareser bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia; sodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von diesem mit dem Zunamen Gatta war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des

großen allerchristlichsten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri nach Art und Weise seines Bruders meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung. So schien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich sah ihn 5 immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen, bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte.

Ich rief ihn beiseite und sagte ihm: „Paul, liebster Bruder! du siehst, wie gut du bei mir stehst, und weißt, daß du sonst 10 keine Aussicht hattest, auch bist du ein Landsmann, und ich vertraue dir, besonders weil ich sehe, du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion; das gefällt mir sehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deswegen bitte ich dich, Sorge mir vor allem für diese beiden ersten Dinge, damit 15 ich keinen Verdruß habe. Zuvörderst gib wohl auf meine Sachen acht, daß mir nichts entwendet wird, und du selbst rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bei mir habe, denn ohne sie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein 20 Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geschehen, daß sie mir ein Kind von einem andern brächte und mir einen Schimpf antät, den ich nicht ertragen würde; wär' jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das eine wie 25 das andere totschiagen; deswegen bitte ich dich, Bruder, stehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkst, so entdecke mir's, denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deswegen nimm dich vor allem selbst in acht.“

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm 30 vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: „Gebenedeiter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt Ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne, die ich bei Euch genieße?“ Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle 35 Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwei Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Mat-

thäus del Nazaro<sup>1</sup>, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Prozessen ein wenig zu erholen, und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehen.

Dieser Mensch sagte zu mir: „Wahrhaftig, es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht Euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer diesen Dienst tun.“ Nun ging ich mit beruhigtem Gemüt mit Paul, Askanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Teil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune, und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde und begab mich mit zwei meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Katharine fast auf der Tat; denn als ich ankam, rief die französische, kupplerische Mutter: „Paul und Katharine, der Herr ist da!“ Da sie nun beide erschrocken herankamen und ganz verworren vor mich traten und weder wußten, was sie sagten, noch wo sie sich hinwenden sollten, so sah ich ganz deutlich, daß sie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beschloß, sie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh, und sie warf sich auf die Knie und schrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burschen zuerst getroffen, konnte ihn aber sobald nicht erreichen, indessen hatte ich denn doch überdacht, daß es besser sei, beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verschiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, so wär' ich diesmal schwerlich mit dem Leben davongekommen. Deswegen sagte ich zu Paulen, als ich ihn

<sup>1</sup> Matthäus del Nazaro aus Verona (gestorben 1547) arbeitete schon lange am Hofe Franz' I. als Gemmenschnitzer, Goldschmied und Teppichzeichner.

erreichte: „Gätten meine Augen gesehen, du Schelm, was ich glauben muß, so stäck' ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkommst, und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoster unter dem Galgen.“ Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Faustschlägen. 5

Sie dachten darauf, sich zu rächen, und hielten einen Rat mit einem normännischen Advokaten. Der gab an, sie solle sagen, ich habe mich mit ihr auf italienische Weise vergnügt, das heißt gegen die Natur, und sagte dabei: „Sobald der Italiener das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, so gibt er euch ein paar hundert Scudi, damit ihr nur schweiget! denn die Strafe ist groß, die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist.“ Und so wurden sie einig, verlagten mich, und ich ward gefordert. 10

Leider, je mehr ich Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider 15 war, überlegte ich, was ich tun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich, fortzugehen, um nicht mein böses 20 Glück solange zu versuchen, bis es mir den Hals bräch'. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich, diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit 25 großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studierzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davongehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte 30 ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Teil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängnis blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich beim Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war ich, wie gesagt, 35 auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter, und da ich mich umkehrte, sagte mir eine leb-

haste Stimme: „Benvenuto! tue, wie du pflegst, und fürchte dich nicht.“ Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen italienischen Gesellen: „Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem, was ich euch sage, und denkt an nichts  
 5 andres, denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deswegen gehorcht und kommt mit.“ Da sagten meine Pürsche mit einer Stimme: „Da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und, so lange der Atem in uns ist, ihm beistehn  
 10 in allem, was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr, sobald er weg wär', würden uns seine Feinde sämtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten, die er hier angefangen hat, Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können; und seine Feinde würden sagen,  
 15 er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zustande kommen können.“ Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erste aber, der ihnen Mut machte, war der römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deutsche und Fran-  
 20 zosen, die mir wohl wollten, und wir waren zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einfangen zu lassen. Als ich vor die Kriminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermutet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem Advokaten lachten. Ich fragte  
 25 mutig nach dem Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal stand. Der Mann sah mich drohend an und sagte mit leiser Stimme: „Zwar ist dein Name Benvenuto, doch diesmal wirst du übel ankommen.“ Ich vernahm's und sagte noch einmal schnell: „Fertigt mich ab! sagt,  
 30 was ich hier zu tun habe.“ Darauf wendete er sich zu Katharinen und sagte: „Katharine! nun erzähle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt hast.“ Sie sagte darauf: ich habe auf italienische Weise mit ihr gelebt. „Hörst du, Benvenuto“, sagte darauf der Richter, „was Katharine sagt?“ Ich versetzte darauf,  
 35 wenn es geschehen wär', so wär' meine Absicht gewesen, Kinder zu zeugen, wie es andere auch täten. Der Richter aber sagte: „Keineswegs, denn sie bekennet eben, daß es dir nicht um Kinder

zu tun war.“ Darauf sagte ich: „Das muß also eine französische und keine italienische Manier sein, da Ihr sie kennt und ich nicht.“ Zugleich verlangte ich, sie solle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun sagte die liederliche, schändliche Dirne alles klar, wie sie sich's vorgenommen hatte. 5 Ich ließ sie dreimal alle Punkte, einen nach dem andern, wiederholen, dann sagte ich mit lauter Stimme: „Herr Richter, Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz beide Teile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und 10 diese ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit!“ Diese Worte wiederholte ich so oft und laut und rief immer nach Feuer für sie und die Mutter und sagte zum Richter: wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König 15 laufen und ihm die Ungerechtigkeit seines Kriminalrichters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen, und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: „Feuer, Feuer!“ Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache 20 nicht so ablief, wie er gedacht hatte, so fing er mit sanften Worten an, die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen, eine große Schlacht gewonnen zu haben, und ging murrend und drohend, aber sehr zufrieden in Gottes Namen weg; doch hätte ich gern fünfhundert Scudi ge- 25 geben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieser Not entronnen war, und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Kastell zurück.

## Achtes Kapitel.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna, dem Maler, weil dieser auf Eingeben der Madame d'Estampes verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen in Furcht  
 5 gesetzt, gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältnis fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. —  
 10 Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszusahlen, welches der Kardinal von Ferrara wie das vorigemal verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verlürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtei, welche ledig würde, zu übertragen.

15 Wenn das feindselige Geschick oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern sich einmal vornimmt, uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen, uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich, von einem unübersehblichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens  
 20 einige Zeit einer erwünschten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindseliger Stern mir zwei neue zubereitete, denn in Zeit von drei Tagen begegneten mir zwei Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagichale lag.

25 Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte, in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich  
 30 zu machen: doch gab er mir die Erlaubnis, ganz nach meinem Gefallen zu tun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten, mir das Nötige zu  
 35 geben sogleich zu mir: „Benvenuto! der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, Euren großen Koloß zu machen, und die sämtlichen schönen Aufträge, die der König für Euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet;

das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß  
 Euer Italiener sich sehr verwegend gegen Euch betrügt; denn Ihr  
 hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft Eurer  
 Modelle und Eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie Euch  
 dieser allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, 5  
 und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auf-  
 trag erhalten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt  
 zur Arbeit machte." Ich verwunderte mich und sagte: „Wie ist  
 es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe?“ Darauf  
 versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. 10  
 Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur  
 allein durch die Emsigkeit der Madame d'Estampes sei es ihm  
 gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise be-  
 leidigt, mir ein solches Unrecht angetan und mir eine Arbeit 15  
 entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte,  
 so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den  
 Waffen zu tun. Ich ging sogleich, den Bologna aufzusuchen, und  
 fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen  
 und sagte mir mit so gewissen lombardischen Manieren, was ich 20  
 ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: „Etwas Gutes und  
 Großes.“ Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten  
 zu trinken bringen, und sagte: „Ehe wir von etwas sprechen,  
 wollen wir zusammen trinken; denn es ist die französische Art  
 so.“ Darauf versetzte ich: „Das, was wir zu reden haben, bedarf 25  
 nicht, daß man erst trinke, vielleicht läßt sich's hinterdrein tun.“  
 Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen, und sagte: „Jeder, der  
 für einen rechtschaffenen Mann gehalten sein will, betrügt sich  
 auch auf die Weise rechtschaffener Leute. Tut er das Gegenteil,  
 so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß Euch wohl 30  
 bekannt war, wie der König mir den Koloss aufgetragen hatte,  
 von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder Ihr  
 noch sonst jemand hervorgetreten wär', um auch sein Wort  
 dazu zu geben; deswegen unternahm ich es, dem König meine  
 großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefie- 35  
 len, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele  
 Monate habe ich nichts andres gehört; nur diesen Morgen ver-

nahm ich, daß es mir entzogen und Euch aufgetragen sein sollte. Nun kann ich nicht zusehen, daß Ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit Euren eiteln Worten nur so entreißen sollt."

5     Darauf antwortete Bologna: „O Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt Ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen, und sie ist mein."

10     Darauf versetzte ich: „Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte und Euch mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen zum Bekenntnis bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie Ihr Euch betragt und spricht, keinesweges geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt  
15     des Schlusses kommen! Öffnet die Ohren und versteht mich wohl; denn hier gilt es."

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah, daß ich feuerrot im Gesicht wurde und höchlich verändert war; ich sagte aber, es sei noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich  
20     anhören; darauf fing ich an und sagte: „Meister Franz, Ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich Euch, daß ich zufrieden bin, wenn Ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen; dann  
25     wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann, den Koloß zu übernehmen. Trifft es Euch, so will ich das ganze Unrecht, das Ihr mir angetan habt, vergessen und Eure Hände segnen, die würdiger als die  
30     meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde sein, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag Euch überzeugen, in welchen großen Irrtum Ihr verfallen seid, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe."

35     Da sagte Meister Franz: „Das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen." Darauf antwortete ich: „Meister

Franz! da Ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich Euch den andern zeigen, der wie der Cure häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage Euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß Ihr von diesem meinem Werke nur wieder ein Wort sprecht, so schlage ich Euch sogleich tot wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom noch in Florenz noch Neapel oder Bologna sind und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seid doch überzeugt: wenn ich nur irgend höre, daß Ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich Euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg Ihr nehmen wollt, den ersten, guten, den ich Euch vorschlug, oder den letzten, häßlichen, von dem ich Euch sage.“

Der Mann wußte nicht, was er reden oder tun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: „Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt!“ Ich aber versetzte: „Ihr habt wohl gesprochen, und wenn Ihr das Gegenteil tut, mögt Ihr Euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's Euch.“

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Seiner Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räte, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach französischer Manier wie bisher schlagen; darauf antwortete ich: Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte, die gut aussähen, beföhlen Sie mir aber das Gegenteil, so würde ich niemals den Mut haben, sie zu machen. Und so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hätte, und sogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Raum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen, die Lust haben, das Böse zu sehen, und sagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemietet, er liege beständig bei ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er mit Verachtung: „Benvenuto hat den Bock zum Gärtner gesetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer so groß tut und denkt, ich fürchte mich vor

ihm, so habe ich diesen Dolch und Degen angesteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl schneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceris sind besser als seine Cellinis."

Der Schelm, der mir diese Nachricht brachte, sagte sie mit  
5 so großer Lebhaftigkeit, daß ich sogleich einen Fieberanfall verspürte. Ich sage Fieber nicht etwa gleichnißweise, es fuhr eine solche bestialische Passion in mich, daß ich daran hätte sterben können. Nun suchte ich ein Mittel dagegen und ergriff sogleich die Gelegenheit, dieser Sache einen Ausgang zu geben nach der  
10 Art und Weise, wie meine Leidenschaft es verlangte. Ich sagte meinem ferraresischen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er solle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam, wo jener Unglückliche war, fand  
15 ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß  
20 die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte, zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabei rief ich: „Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes!“ Er rührte sich nicht und sagte dreimal: „O meine Mutter,  
25 hilf mir!“ Als ich nun, der ich die Absicht hatte, ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal  
30 traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten verteidigte, so wußte ich nicht mehr, was ich machen sollte,  
35 und damit mein Überfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein, ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheiraten und mich nachher an ihm zu rächen. Da sagte ich

entschlossen: „Nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst.“ Darauf sagte er sogleich: „Wenn Ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gern alles tun.“ Ich versetzte: „Stecke Katharinen den Ring an den Finger!“ und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung desto bequemer verrichten könnte und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: „Das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwei Notarien gehn, daß der Kontrakt fest und gültig werde!“ und rief zu Chioccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf französisch: „Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drei; drum bedenkt euch und atmet nicht!“ Und zu ihm sagte ich auf italienisch: „Wenn du irgend etwas versetzest auf das, was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte, das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus.“ Er aber antwortete: „Wenn Ihr mich nur nicht umbringt, so will ich alles tun, was Ihr nur wollt, und in nichts widersprechen.“ Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Kontrakt; sogleich war Ärger und Wut, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris und ließ mich von Matthäus del Nasaro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen und bat mich, ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekannte, daß ich einsähe, übel gehandelt zu haben, so würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden; daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heiraten. Nun ließ ich sie aber

nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellierte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: „Meister, ich bin gekommen, mit Euch zu frühstücken.“ Ich sagte: „Komm nur!“ Dann gab ich ihr das Frühstück, modellierte sie und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingeteilt und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholz gesetzt; diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgeteilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröte war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emailliert, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Bewunderung hören und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen, was ich damit machen sollte. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort, am Jupiter von Silber zu arbeiten und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Maler,

dem Könige zu verstehen: es sei gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Altertümer, den Laokoön, die Kleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll<sup>1</sup> abgießen könnte. Und wirklich sind auch das 5 die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß, wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn alles, was er von uns Neuen gesehen, sei sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet 10 worden. Der König war zufrieden und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie ins Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute, in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den lombardischen Ausweg und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene 15 Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggejagt, und der arme, unglückliche Jüngling ging mit Gott von Paris weg. Nun 20 wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die schon von Erz gegossen war, auch gedachte ich, die zwei Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund gut auszuarbeiten; deshalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut und ein wenig bräunlich. 25 Sie war scheu in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von düsteren Blicken; ich nannte sie Scozzona (die Gebändigte<sup>2</sup>), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwei gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und 30 ich erhielt von ihr den siebenzehnten Juni 1544 eine Tochter, und also in meinem vierundvierzigsten Jahre. Dieser gab ich

<sup>1</sup> Ua diese antiken Statuen befanden sich schon damals im Belvedere des Vatikan's. Mit der Kleopatra ist die Statue der Arianna gemeint, die zu jener Zeit als Kleopatra interpretiert wurde. Was die Zigeunerin bedeuten soll, ist unklar. Wahrscheinlich ist eine verstümmelte Diana gemeint. — <sup>2</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bei der Taufe; er war nach französischer Gewohnheit der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Riccardo del Bene, eines florentinischen Bürgers und großen Kaufmanns; sie stammte aus einer vornehmen französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, soviel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältnis mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Tür fing an, ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden, als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe gibt, als ich getan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte, was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral: der Cardinal habe übel getan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sei ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's verseehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Cardinal: er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir sobald als möglich siebentausend Goldgülden in drei oder vier Zahlungen einhändige, so wie es ihm bequem sei, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König: „Ich habe Euch die Aufsicht

über Benvenuto gegeben, und Ihr habt mir ihn ganz vergessen.“ Der Kardinal versetzte: er wolle gern alles thun, was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog.<sup>1</sup> Der Kardinal sah wohl, daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: „Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal, weil man es gegenwärtig gar zu nötig braucht und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitztum in Ihrem Reiche.“

Der König ließ die Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Barschaft fühlte; dessenungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichem Gemüte, daß gedachter Kardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Notwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Notdurft eines so großen Reiches voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär', ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werte noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig, mit den schönsten Bieraten, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere getan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging<sup>2</sup>, ein

<sup>1</sup> Im Jahre 1544 drang Karl V. aus den Niederlanden in die Champagne ein und drohte, bis nach Paris vorzurücken. — <sup>2</sup> Die Einnahme von Tunis fällt schon 1535. Karl V. zog aber erst am 1. Januar 1540 in Paris ein.

Geschenk machen, das eines so großen Monarchen wert wäre; da ließ er einen Herkules von Silber treiben, von derselben Größe, wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Herkules das häßlichste Werk gewesen sei, 5 das er jemals gesehen, und diese seine Überzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dies alles sei, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessenungeachtet zweitausend Dukaten für ihre geringe Arbeit. Als nun 10 der König meine Arbeit sah und sie so sauber ausgeführt fand, als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht und wollte, daß meine Arbeit am Jupiter auch zweitausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte: „Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für die- 15 sen Preis wohl zufrieden sein.“ Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf und gab dem König zu verstehen, daß das alles sei, was man in Metall 20 machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung als bei keiner andern Sache und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal<sup>1</sup> hieß, und sagte: „Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn 25 für die Menschen, welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deswegen gebt ihm die erste Abtei, die aufgeht, bis zu zweitausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal sein kann, so gebt es ihm in zwei oder drei Pfründen, denn das kann ihm einerlei sein.“

30 Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hätte, und sagte: wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhin-

<sup>1</sup> Es ist der Marschall Claude d'Annebaut (gest. 1552), der 1543 Admiral von Frankreich geworden war.

berte und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: „Dabei soll es bleiben.“ Und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück. 5

### Neuntes Kapitel.

Madame d'Estampes, in der Absicht, den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubnis, das Ballhaus in Klein-Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nötigt den Mann, den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphiert, indem der König sein Betragen billigt. — 10 Er begibt sich nach Fontainebleau mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna, der Maler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall, den der Autor erwartet, zu verflümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des 15 Astanio.

Madame d'Estampes erfuhr alles, was geschehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bei sich selbst sagte: „Ich regiere gegenwärtig die Welt, und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht.“ Nun setzte sie sich recht in den Gang, um 20 gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Distillierer war und ihr einige wohlriechende und wunderjame Wasser übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser 25 überreichte und diesem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah, 30 woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Estampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt, 35 was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem

Schatzmeister Glorier<sup>1</sup>, der sehr gut Italienisch sprach, einem großen französischen Edelmann. Dieser fing erst an, mit mir zu scherzen, dann kam er auf die Sache und sagte: „Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besitz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören.“ Darauf versetzte ich: „Der heilige König ist Herr von allem, und alles kommt von ihm, deswegen könnt Ihr frei hineintreten; da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versichre Euch, daß ich, anstatt mich beim Könige zu beklagen, mich selbst verteidigen werde, wie Seine Majestät mir noch vor kurzem befohlen hat. Ich werde Euch den Mann, den Ihr mir hier hereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.“

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und tat desgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde und sagten: es sei eine Zeremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sei, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wär' der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seien dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hineingekommen sei, so wäre es wohlgetan und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich tat alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte, ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partei schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich

<sup>1</sup> Jean Glorier aus Lyon (gest. 1565), berühmter Kunstliebhaber.

hätte alles nach dem Befehl Seiner Majestät getan und mich gegen diejenigen gewehrt, die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Ju- 5  
piter von Silber mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen  
hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und  
in denselben hatte ich vier hölzerne Kugeln gefügt, die über  
die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles  
war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach 10  
allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte.  
Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte  
ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit  
hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht  
und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte 15  
nichts davon, theils weil er die Sache sehr heimlich hielt, theils  
weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist,  
daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ, wo  
er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes  
gegenwärtig und sagte: es sei kein geschickterer Ort, um ihn auf- 20  
zustellen, als in seiner schönen Galerie. Das war, wie wir in  
Toşkana sagen würden, eine Loge<sup>1</sup> oder vielmehr ein Gang, denn  
wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen sind.  
Es war aber dieses Zimmer mehr als hundert Schritte lang  
und außerordentlich reich verziert mit Malereien von der Hand 25  
des trefflichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Ge-  
mälden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige  
rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte  
breit sein. In dieser Galerie hatte Bologna alle die gedachten  
Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ord- 30  
nung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie  
ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als  
ich diese große Vorbereitung sah und erkannte, daß sie mit Fleiß  
gemacht sei, dachte ich bei mir selbst: „Das ist, als wenn man 35

<sup>1</sup> Loggia, Bogengang, überwölbte Galerie.

durch die Piken laufen mußte, nun helfe mir Gott!“ Ich stellte die Statue an ihren Ort, soviel ich vermochte, aufs beste zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blik, in der Stellung, als wenn er ihn schleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blikes mit vieler Geschicklichkeit ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d’Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Übeln zuzufügen, entweder, daß er gar nicht käm’, oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beisteht, welche an ihn glauben, so geschah das Gegenteil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil sie etwas über den Kopf erhoben stand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein schöneres Aussehen, als sie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d’Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margareta, seine Tochter<sup>1</sup>, dabei nebst vielen großen Herren, die von Madame d’Estampes unterrichtet waren, gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gefellen Askanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu sein. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: „Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Teil so gut vorgestellt.“ Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madame d’Estampes sagte aber auf eine kühne Weise: „Es scheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! sehet ihr nicht,

<sup>1</sup> Margarete von Navarra (1523—74), seit 1559 mit dem Herzog Emmanuel Philibert von Savoyen verheiratet.

wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die wahre Kraft dieser Kunst besteht und nicht in solchen modernen Aufschneidereien?" Darauf machte der König eine Bewegung, und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Richter tiefer stunden, sich nicht gut ausnahmen. Darauf sagte der König: „Wer diesen Mann heruntersetzen wollte, hat ihn sehr begünstigt, denn eben bei diesen herrlichen Figuren sieht und erkennt man, daß die seinige viel schöner und wunderbarer ist, und man muß den Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allein den alten gleich sind, sondern sie noch übertreffen.“ Madame d'Estampes sagte: wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müßte man es bei Tage sehen, weil es alsdann nicht ein Tausendtheil so schön als bei Nacht erscheinen würde; auch müsse man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmut dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die schönen Zeugungsglieder entdeckte und, indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß getan; der König aber merkte meinen Ärger und daß ich, von der Leidenschaft hingerissen, anfangen wollte zu reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: „Benvenuto, ich schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst.“ Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König geschwinder, als er sonst getan hätte, weg und sagte laut, um mir Mut zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sei.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgülden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. Sogleich ergötzte ich mich in meinem Hause und

ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten  
 Pelzwerk waren sowie von dem feinsten Tuche, davon machte  
 ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich jedem nach  
 seinem Verdienste gab, sogar den Mägden und den Stallburtschen,  
 5 und sprach ihnen allen Mut ein, mir mit gutem Willen zu hel-  
 fen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftig-  
 keit und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller  
 Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von  
 Holz ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Überzug war eine  
 10 Kruste von Gips, ungefähr ein Achtteil einer Elle stark und flei-  
 ßig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in  
 vielen Stücken auszuarbeiten und sie zuletzt mit Schwalben-  
 schwänzen<sup>1</sup> zu verbinden, wie es die Kunst fordert und wie ich  
 sehr leicht tun konnte.

15 Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer er-  
 zählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorkam, und  
 das wirklich lachenswert ist. Ich hatte allen, die in meinen  
 Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen ins Kastell  
 bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam, daß es nicht  
 20 geschehe. Nun war Askanio in ein außerordentlich schönes Mäd-  
 chen verliebt und sie in ihn; sie floh deshalb von ihrer Mutter  
 und kam eines Nachts, um Askanio aufzusuchen, wollte aber  
 nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen  
 sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die  
 25 Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine  
 Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manch-  
 mal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf  
 beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit auf-  
 gedeckt, so daß ihn wegen der Höhe, worauf er stand, ein großer  
 30 Teil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die  
 Dächer, und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man  
 sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von alters her in  
 meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo<sup>2</sup> hießen, ob ich

<sup>1</sup> D. h. mit schwalbenschwanzartig ausgeschnittenen Hölzern, die als Ver-  
 bindungsstücke dienten. — <sup>2</sup> Das italienische Original schreibt „Lemmonio Boro“,  
 und die Kommentatoren vermuten, daß es „Le Démon Bourreau“ bedeuten solle,  
 oder, was wahrscheinlicher ist, „Le Moine Bourreau“ (Der Hentersmönch).

gleich niemals das Geringste davon gespürt habe, so erhielt das Märchen durch diesen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sei schon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen und versicherten, es müßte ein Geist dahinter stecken; sie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geist darin war und ein guter Leib dazu.

### Behntes Kapitel.

Der Krieg mit Karl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich verteidigt. — Madame d'Estampes wirkt nach ihren ungünstigen Gesinnungen weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Kardinal Ferrara verschafft.

Indessen befließigte ich mich, mein schönes Tor aus allen den schon beschriebenen Teilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern, dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rat, wie er Paris aufs geschwindeste besetzen könnte? Er kam eigens deshalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm, mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das, was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, jedermann zu befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade in allem gehorchen sollte; der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man Gel und

Doch sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten.<sup>1</sup> Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes alles; da befahl sie ihm, er solle eilig den Hieronymus Bellarmato<sup>2</sup> rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine  
 5 Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem längsten Wege an, die Stadt zu besetzen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit er-  
 10 schlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als jemand darein mischte, den König verraten und bloßgestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen  
 15 Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünschte Weib bei sich, die gleichsam zum Verderben der Welt geboren war, und ich kann mir  
 20 wirklich etwas darauf einbilden, daß sie sich als meine Todfeindin bewies. Als sie einst mit dem König über meine An-  
 gelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Übles von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu sein, zu schwören an-  
 25 fing: er wolle sich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Kardinals von Ferrara, der Villa hieß und mir ver-  
 sicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich so sehr, daß ich alle meine Eisen und  
 30 Arbeiten durcheinander warf und Anstalt machte, mit Gott weg-  
 zugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestät sich mit wenig Per-  
 sonen befanden. Als er mich hereinkommen sah und ich die ge-  
 hörige Verbeugung, die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da saßte

<sup>1</sup> Annebaut wurde also in äne boeuf verkehrt. — <sup>2</sup> Ausgezeichneter Festungsarchitekt (1493 — 1555).

ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession bejah. Als man nun eine Zeitlang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, und wann ich wünschte, daß er käme? Darauf versetzte ich: wann es ihm auch gefällig sei, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf sagte er: ich solle nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Estampes erst Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wissen, wohin er gehe, und sagte, daß sie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne sie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal ansetzen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, der denn auch diesen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur selbigen Stunde zum König zurück, der denn sogleich, als er mich sah, schwur, daß er mich besuchen wolle. Da er nun aber auch diesmal nach seiner Gewohnheit von Madame d'Estampes sich zu beurlauben ging und sie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, sagte sie mit ihrer giftigen Zunge so viel Übles von mir, als man nur von einem Manne sagen könnte, der ein Todfeind dieser würdigen Krone wäre. Darauf versetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergestalt auszuschelten, daß ich erschrecken sollte. Und als er ihr dieses zugesichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewisse untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zusammengesetzt hatte, worüber der König so erstaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuschelten, wie er es versprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilassen und fing an: „Es ist doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, so geschickt ihr seid, nicht einsehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch selbst zeigen könnt, sondern daß ihr euch nur groß beweist durch Gelegenheiten, die wir euch geben; daher solltet Ihr ein wenig gehorsamer sein, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich, Euch befohlen zu haben, daß Ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen; nun wolltet Ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Tore verfertigen, und ich sehe zu meinem Verdruß, daß Ihr das, was

ich wünsche, hintansezt und nur nach Eurem Willen handelt; denkt Ihr aber so fortzufahren, so will ich Euch zeigen, wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich Euch, befolget, was man Euch  
5 gesagt hat; denn wenn Ihr auf Euren Einfällen beharren wollt, so werdet Ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.“

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie  
10 alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindesten zu fürchten, und als er nach seinem Versprechen den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: „Heilige Majestät, ich bejaha, daß alles wahr ist, was Ihr sagt; das ein-  
15 zige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig Tag und Nacht mit allen Lebensgeistern angespannt gewesen ist, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen, daß ich gegen diese meine Absicht etwas gefehlt hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein ungünstiges Geschick, das mich  
20 hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswertesten Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat; indessen bitte ich Sie, mir zu verzeihen, denn Ew. Majestät gaben mir nur Silber zu einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle, das von  
25 gedachter Figur mir übrigblieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst verlangten bei  
30 Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich tausend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders er-  
35 innere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrachte. Was das Tor betrifft, scheint mir, daß Ew. Majestät deshalb gelegentlich Herrn Billeroi, Ihrem Sekretäre, Befehl

erteilten, welcher denen Herren von Marmagna und Alpa<sup>1</sup> auf-  
 trug, die Arbeit bei mir zu betreiben und mir in allem beizu-  
 stehen. Ohne diese Beihülfe wär' ich nicht vorwärts gekommen,  
 denn ich hätte die französischen Erden, die ich nicht kannte, un-  
 möglich durchprobieren können. Ferner würde ich diese großen 5  
 Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wol-  
 len, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge? Die Piedestale  
 habe ich gemacht, weil ich überzeugt war, daß sie nötig seien,  
 um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in allem,  
 was ich tat, geglaubt, das Beste zu tun und mich niemals vom 10  
 Willen Ew. Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den  
 großen Kolosß bis zur Stufe, auf der er sich befindet, ganz aus  
 meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so  
 kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Eurem  
 und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die 15  
 Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott  
 nicht gefällt, mich eines solchen Dienstes wert zu achten, und  
 bitte Ew. Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung, die Sie  
 meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade  
 zu gönnen und mir einen gnädigen Urlaub zu erteilen; denn 20  
 ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen und auf  
 meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glück-  
 lichen Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe."

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer An-  
 mut auf und sagte: ich sollte mit Zufriedenheit für ihn arbeiten; 25  
 was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann  
 wendete er sich zu den Herren und sagte: „Gewiß, wenn das  
 Paradies Tore haben sollte, so würden sie nicht schöner sein als  
 dieses.“ Da ich sah, daß er diese Worte, die ganz zu meinen  
 Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aussprach, dankte ich ihm aufs 30  
 neue mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch  
 nicht vorbei war, so wiederholte ich die Bitte um meine Ent-  
 lassung. Da der König sah, daß ich seine außerordentlichen Lieb-  
 kosungen nicht zu schätzen wußte, befahl er mit starker und fürch-  
 terlicher Stimme: ich sollte kein Wort weiter reden, sonst würde 35

<sup>1</sup> De la Fà; vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes zu S. 310, 3. 33.

es mich gereuen! Dann setzte er hinzu, er wolle mich in Gold ersticken und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, so sei er mit allem zufrieden, was ich aus eigner Triebung mache. Ich sollte weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich sollte mich nun auch bemühen, ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte, daß ich Gott und Seiner Majestät für alles dankbar sei, bat ihn darauf, er möchte kommen, die große Figur zu sehen und wie weit ich damit gelangt sei. Ich führte ihn dahin, und als ich sie aufdecken ließ, war er darüber aufs äußerste verwundert und befahl einem seiner Sekretäre, er sollte mir sogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte sein, welche sie wollte, genug, wenn ich sie mit meiner Hand quittierte. Dann ging er weg und sagte: „Adieu, mon ami!“ Ein Ausdruck, dessen sich sonst ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wunderbar demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hatte, und die ihm sehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sankt Paul, eines großen Barons von Frankreich<sup>1</sup>. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich, diesmal zeigte er es trefflich auf französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Kardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär', fügte Seine Majestät hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen, mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sankt Paul gleich an und sagte zum König: er sollte mich in seine Gewahrjam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben sollte, mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sei es wohl zufrieden, wenn ihm Sankt Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich festzu-

<sup>1</sup> Franz von Bourbon, Graf von Saint-Paul (gest. 1545).

halten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte sich äußerst verdrießlich, und Sanct Paul machte Umstände, dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte aufs neue, und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: „Ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise könntet Ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren.“ Darauf erhob Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit und sagte, er sei wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubnis. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sei.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Engländern<sup>1</sup>, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch ebenso einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gefellen fortzuschickte, außer den zwei Italienern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstanden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan und liegt viele Tagereisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sei, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten, und gewiß, ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich

<sup>1</sup> Der Friede mit dem Kaiser wurde im September 1544 zu Crespy abgeschlossen, der Friede mit Heinrich VIII. von England kam erst zwei Jahre später zustande.

gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig sein und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte sieben Monate Befoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich hätte um diese Gnade, weil es jetzt  
5 Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sei; auch habe seine Majestät Bologna, dem Maler, ein Gleiches erlaubt, und ich hät' nur, mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit  
10 die beiden Gefäße und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort, ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt, er stand auf und sagte mir auf italienisch: „Benvenuto, Ihr seid ein großer  
15 Tor! Bringt diese Gefäße nach Paris, denn ich will sie vergoldet haben.“ Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Kardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerker von Rom befreiet und mich so viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte.  
20 Der Kardinal versicherte, daß er alles in der Welt tun wollte, um mir gefällig zu sein, ich sollte ihm nur die Sorge überlassen und könnte nur ganz frei hingehen, er wolle schon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf versetzte ich: da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe, so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäb', jedoch auf den geringsten Wink  
25 Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Kardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen und daselbst acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er, Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich  
30 davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Weges gehen.

## Viertes Buch.

### Erstes Kapitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gesellen Haus und Habe und macht sich auf den Weg nach Italien. — Askanio wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Kardinals von Ferrara und seiner zwei Gesellen entdeckt. — In Plazenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester mit ihren sechs jungen Töchtern findet.

**A**uf diese Worte des Kardinals ging ich nach Paris und ließ zwei tüchtige Kasten zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anstalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Kastell gegeben hatte, und so machte ich mich auf mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stand und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde.<sup>1</sup> In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gesellen die Sorge für mein Kastell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werte, denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi wert sein. Da sagte ich zu Askanio, er solle sich erinnern, wieviel Wohltaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sei er ein Knabe ohne Kopf gewesen,

<sup>1</sup> Galeotto Pico della Mirandola (gest. 1550) hatte eine Hippolyta Gonzaga zur Frau, die vermutlich mit dem obigen Hippolytus verwandt war.

es sei nun Zeit, sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte sein, wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König als wegen meiner eignen Ehre.

Askanio sagte darauf unter verstellten schelmischen Tränen: „Ich kannte nie einen bessern Vater als Euch, und alles, was ein guter Sohn tun soll, will ich immer gegen Euch tun.“ So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken, wo nicht, so würden sie es selbst tun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht, als nötig war, und schickten mir den Verräter Askanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. „Wem lasse ich“, sagte ich zu mir selbst, „meine Sachen und mein Kastell? O! welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Kardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere.“ Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Askanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? „Gute Nachrichten!“ sagte der Schelm, „nur müßt Ihr die Gefäße zurückschicken, denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido Euch sagen lassen, Ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Übrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise.“ Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber und was ich sonst bei mir hatte in die Abtei des Kardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sei meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch jeder, daß man weder Geld

noch Gold und Silber ohne ausdrückliche Erlaubnis aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwei solche Gefäße, die mit ihren Risten ein Maultier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werte, und ich vermutete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte, und ich glaubte, bei einem solchen Ereignis nichts verlieren zu können, was in den Händen des Kardinals wär'. 5

Genug, ich schickte das Maultier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück und setzte den andern Morgen mit gedachter Gesellschaft meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich einigemal mit Gebet und sagte: „Gott! dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester; zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege geraten. Da ich nun dieses gute Werk tue, so hoffe ich Rat und Hülfe von deiner göttlichen Majestät.“ Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging. 10 15 20

Als wir uns etwa eine Tagreise von Thon befanden, es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang, tat es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge.<sup>1</sup> Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gefellen hergeritten. Nach den Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das Jüngste Gericht sei nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schloßen, ohne einen Tropfen Wasser, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe taten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem 25 30

<sup>1</sup> Das italienische Original schreibt: bei ganz weißem Himmel. Es waren offenbar Hagelwolken aufgezogen. Trockene Donnerschläge sind nicht etwa solche, die nicht vom Regen begleitet sind, sondern, wie ebenfalls aus dem Italienischen hervorgeht, scharfe, kurz abgerissene Donnerschläge.

Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloßen wurden immer größer und endlich wie dicke Zitronen. Ich sang eine Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beinahe zur Erde gefallen wäre, mich streifte ein solches Stück und hätte mich totgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne und daß nebst dem Miserere man auch tätig sein müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen und sagte zu Leonarden, der immer nur „Jesus! Jesus!“ schrie: Gott werde ihm helfen, wenn er sich selbst hülfte; und ich hatte mehr Not, ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeitlang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns, so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil als das, was wir erduldet hatten, daß es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Tiere erschlagen, soviel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren tot geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davongekommen waren, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamere gewesen war als alles, was wir zu unserer Rettung hätten tun können; so dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbeifuhr und, da er bei uns stille hielt, mir sagte: ich habe unrecht gehabt, wegzugehen, ich solle nun nicht weiterreisen, denn wenn

ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld und alle Gelegenheit, mir Übels zu tun; käm' ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seien eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Kardinal von Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessenungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu sein. Auf der ersten Station ward ich nicht enig, doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen und dort das Übel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolyto Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein schuld an dem Übel war, das ich im Kastell Sankt Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn sah; da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben, als man das Essen weggenommen hatte und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Exzellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Siebtsungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: „Mein Benvenuto, das Übel, das Euch begegnet ist, tut mir sehr leid; ich wußte, daß Ihr unschuldig wart, aber ich konnte Euch nicht helfen; denn

mein Vater tat es einigen Eurer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn Ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von Euch sagte, und mir tut Euer Unglück äußerst leid.“ Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu und war überhaupt so gefällig als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Erzellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft läßt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann hat mich gleichsam um Verzeihung in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf sowie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sei, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie einige tun, die ich kenne und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöten erlöst hat. Auch bei allem, was mir täglich Übles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, soviel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirtshause zurück und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte; ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst

anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und französische Kleinode für mehr als zweitausend Dukaten an Wert geschickt, und ich hatte ungefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr Gutes zu tun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

## Zweites Kapitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Szene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz.<sup>1</sup> Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber diesmal nicht die geringste Absicht, bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebespfunden erzeugte und sowohl als die Herzogin nach den Werken

<sup>1</sup> Auf Poggio a Cajano hatten die Medicis eine herrlich ausgestattete Villa. Cosmus I. war seit 1537 Herzog von Florenz, seine Frau, Eleonora von Toledo, die Tochter des Vizekönigs von Neapel.

fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: „Ich habe das alles auch gehört, und du redest die Wahrheit; aber Welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich tun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König getan hat, von dem du dich so sehr lobst.“<sup>1</sup> Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majestät schuldig sei, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte, so wunderbare Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann, als ich geendigt hatte, sagte er: „Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich bergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringsten zweifle.“ Ich Armer, Unglücklicher, fühlte ein großes Verlangen, auch unserer wunderbaren Schule<sup>2</sup> zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz<sup>3</sup> machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir als erste Arbeit einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — <sup>2</sup> Mit der Schule ist wahrscheinlich die Gesamtheit der Florentiner Künstler gemeint, die noch nicht wußten, daß Cellini sich indessen vom Goldschmied zum Bildhauer erhoben hatte. Andere Kommentatoren denken an die Kunstakademie (Accademia del Disegno) in Florenz. — <sup>3</sup> Piazza della Signoria.

gekant hätte, weshalb mir mein Verhältnis gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöppte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte. 5

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: „Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit sein, die auf dem Plaze stünde.“ 10  
 Darauf sagte ich: „Gnädigster Herr! auf dem Plaze stehen die Werke des großen Donatello und des verwunderbaren Michel Agnolo, welches beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind<sup>1</sup>; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem 15  
 Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir, das Werk dreimal besser zu machen.“ Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich recht gut darauf und wisse genau, was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten keine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß 20  
 wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprach, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wär' ich nicht imstande, das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbänd'. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen, was ich verlangte und zugleich alle Bedürf- 25  
 nisse bemerken, er wolle alsdann deshalb umständlichen Befehl erteilen. Gewiß! wär' ich damals so verschmizt gewesen, alles, was zu meinem Werke nötig war, durch einen Kontrakt zu be-  
 dingem, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in diesem Augenblick schien 30  
 der Herzog den besten Willen zu haben, teils Arbeiten von mir zu besitzen, teils alles Nötige deshalb zu befehlen. Freilich wußte

<sup>1</sup> Nämlich die Judith des berühmten Plastikers Donatello (1386—1466), die noch heute auf dem genannten Plaz unter der Loggia bei Lanzi zu sehen ist, und der David des Michelangelo Buonarroti, der jetzt in der Galleria antica e moderna in Florenz untergebracht ist, aber bis zum Jahr 1873 auf seinem ursprünglichen Plaz am Eingang des Palazzo Vecchio stand. Der Perseus des Cellini hat bekanntlich seinen Plaz neben der Judith erhalten und steht dort noch heute.

ich nicht, daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeugte mich auf das freimütigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht und der Herzog  
 5 darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: „Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Kontrakt besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich  
 10 hoffen, daß Ew. Erzellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde.“ Bezaubert von diesen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeugte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst, die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzu-  
 15 fangen, sagte Seiner Erzellenz, daß ich ein Haus nötig hätte, worin Platz genug sei, um meine Ofen aufzustellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse, wie geneigt er sei, auch von solcher Arbeit zu bestellen, so  
 20 bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Erzellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend, die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was  
 25 von Seiner Erzellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so hät' ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese  
 30 Kleinode sehr gut gearbeitet von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: „Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und  
 35 nicht sie; du sollst dein Haus frei erhalten.“ Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplit, die ich immer aufgehoben habe: „Man besehe gedachtes Haus und erkundige

sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zum Willen leben.“ Nun dachte ich des Hauses gewiß zu sein und war sicher, daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Haushofmeister gegeben, der Peter Franziskus Riccio <sup>5</sup> hieß, von Prato gebürtig und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war.<sup>1</sup> Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Kassierer den Auftrag, der ein trockner <sup>10</sup> und spitzfindiger Mensch war und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschchen mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, tätig wie eine Schnecke, ließ mir mit genauer Not nur so viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, <sup>15</sup> daß die Sachen so bösslich kalt vorwärts gingen, fing mir an, der Mut zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: „Kleine Anfänge haben ein großes Ende!“ und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Dukaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand des bestialischen Baccio Bandinello<sup>2</sup> weggeworfen hatte. So machte ich mir selbst den Mut und blies dem Lactantio Gorini in den <sup>20</sup> H\*\*\*, und um ihn nur vom Plaze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der <sup>25</sup> Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art und ein wenig wütend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taffo, den Zimmermann<sup>3</sup>, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perseus im großen anzufangen. Taffo war ein <sup>30</sup> trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen und sang ein Liedchen durch die Fistel; und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache

<sup>1</sup> Pier Francesco Riccio starb 1564 als angesehenener Mann. Cellini behandelt ihn offenbar unter Verdienst. — <sup>2</sup> Über Bandinello vgl. oben, S. 97, Z. 10 ff., Anmerkung 3. — <sup>3</sup> Vgl. oben, S. 37, Anmerkung 1.

in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm und suchte wenigstens einen Teil  
 5 meiner verzweifelten Gedanken loszuwerden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, alles in Ordnung gebracht und eilte, vorwärtszugehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Teil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haus-  
 10 hofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn nach Tafel in dem Saale der Uhr<sup>1</sup>, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingeseht habe und mit welcher Befugnis ich darin angefangen habe, mauern zu lassen. Er verwunderte sich sehr, wie  
 15 ich so kühn und anmaßlich sein könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieser Lactantio habe Steine, Sand und Kalk ansfahren lassen und  
 20 nach meinem Verlangen alles besorgt und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich tue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher und sagte, daß weder  
 25 jener noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: „O Haushofmeister! solange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem  
 30 Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franziskus del Riccio vor mir sehen.“ Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen, das ihm der Himmel schon bestimmt hatte<sup>2</sup>, und sagte zu mir

<sup>1</sup> Ein Saal im Palazzo Vecchio, wo eine berühmte Uhr aus der Zeit Lorenzos des Prächtigen aufgestellt war. — <sup>2</sup> Er wurde später schwachsinzig.

mit einigen schimpflichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und sagte: „Nun hört mich, Franziskus del Riccio, ich will Euch sagen, wer meinesgleichen sind; aber vorher sollt Ihr wissen: Euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren.“ Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhob der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme und wiederholte seine Worte; auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß tat, so zeigte ich mich auch übermütig und sagte: meinesgleichen seien würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; meinesgleichen ginge vielleicht nur einer durch die Welt und von seiner Art durch jede Tür ein Duzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen, das im Saal war, dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht, dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig freistehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdsarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Absicht, in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte sie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog sogleich diese Teufelei erfahren sollte, deswegen hielt ich mich einige Tage zu Hause und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwestern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen, so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder jemand anders davonzugehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das höflichste rufen und fing an, eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art, noch Anmut, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte: er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen jemanden hegen, vielmehr frage er mich im Namen des

Herzogs, was für eine Befoldung ich zu meinem Unterhalt ver-  
 lange. Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht,  
 fest entschlossen, nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht  
 antwortete, hatte er soviel Verstand, zu sagen: „O Benvenuto!  
 5 den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im  
 Namen Seiner Exzellenz mit dir.“ Darauf versetzte ich mit  
 einiger Zufriedenheit: er solle Seiner Exzellenz sagen: ich wolle  
 keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte  
 der Haushofmeister: „Bandinello hat zweihundert Scudi Be-  
 10 foldung; bist du damit zufrieden, so ist auch die deinige gemacht.“  
 Ich sagte, daß ich zufrieden sei, und das, was ich mehr ver-  
 diente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke säh', ich  
 wolle dem guten Urteil Seiner Exzellenz alles überlassen. So  
 knüpfte ich den Faden wider meinen Willen aufs neue fest und  
 15 machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche  
 Gunst bezeugte, als man sich in der Welt nur denken kann.

### Drittes Kapitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors  
 gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert  
 20 wird. — Er unternimmt, eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber  
 große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer  
 Bandinello sich eifersüchtig und tödtlich gegen ihn betrügt. — Er erhält Briefe  
 aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe  
 er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt  
 25 eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige  
 Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs  
 Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befrie-  
 digung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem  
 30 treuesten Freunde, Herrn Guido Guidi, gehabt; auch in diesen  
 war nichts als Gutes enthalten. Askanio schrieb mir auch und  
 bat mich, ich solle mir einen guten Tag machen, und wenn  
 irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen  
 sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog  
 35 in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der  
 Welt war, so sagte er oft: „Warum kommt Benvenuto nicht  
 wieder?“ Und als er sich deshalb besonders bei meinen Gesellen

erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trügte, in Seiner Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: „Da er sich von uns ohne 5 irgend eine Ursache entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist.“ So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Punkte gebracht, den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär', hätten sie wieder wie vorher als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich 10 aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten; und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gips, und zwar von derselbigem Größe, 15 wie die Statue werden sollte, in der Absicht, sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, 20 wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl als auch die Meduse vom Geripp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Ton und brannte sie allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. 25 Ich hatte mich dieses Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine anderen Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles tun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen 30 wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen, denn mir selbst sei es nicht möglich, eine große Figur zusammenzusetzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte, 35 und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello

wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles  
 soviel als möglich allein zu tun, und gab mir alle erdenkliche  
 Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte,  
 ward der Mann meiner Schwester krank, und als er in wenigen  
 5 Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit  
 sechs Töchtern, große und kleine; das war meine erste Not, die  
 ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten  
 Familie zu sein.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen sollte, und da  
 10 mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwei Tagelöhner,  
 die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein  
 alter Mann von siebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von  
 achtzehn. Als ich sie drei Tage gehabt hatte, sagte mir der  
 Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich tät' besser, ihn  
 15 wegzuschicken; denn er sei nicht allein faul, sondern verhinderte  
 auch ihn, den jungen, etwas zu tun; dabei versicherte er mir,  
 er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das  
 Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah, daß dieser Mensch,  
 der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, so ein fleißiger  
 20 Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben  
 wolle, und wir wurden sogleich darüber einig; dieser Jüngling  
 besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab sich alle  
 Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach  
 und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich  
 25 nie eine bessere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich  
 mir vor, mit diesem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen,  
 daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine  
 Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselbigen Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit,  
 30 und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich  
 gern in der Garderobe des Herzogs auf mit einigen jungen Gold-  
 schmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini<sup>1</sup> hießen.  
 Diese ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen  
 Figuren und andern schönen Zieraten gearbeitet, verfertigen;

<sup>1</sup> Paolo Poggini (1518 bis etwa 1580), ein ausgezeichnete Stempelschneider;  
 Domenico Poggini (1520—90) auch als Bildhauer von einigem Ruf.

Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen sollte; und auch dieses Werk war aufs reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, porträtierte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen sein, wenn ich im Palast arbeiten wollte und mir darin Zimmer ausfuchte, wo ich meine Öfen aufbauen und was ich sonst bedürfte, aufs beste einrichten könnte, denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sei nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebeskosungen und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eitlen Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja, es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich getan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte, und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art, die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demütigen, denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt getan hätte und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt: ich sei der Sünder! und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seien gegründet. Deswegen nahm ich mich zusammen und schrieb als ein Mann von Verstande in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verräterischen

Böglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seien.

5 Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Kastell zu überlassen, auf die Weise, wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er  
10 sah wohl ein, worauf ihre böshaftern Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas zornige Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonaccorso, ein florentinischer Bürger. Dieser Brief  
15 enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sei ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenschaft von allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt und was ich für sie  
20 gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt, denn ich hätte selbst nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht  
25 hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notaren und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittiert, sie mochten das Geld für Materialien oder für  
30 Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach  
35 Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfnis ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sei man mir noch über

siebenhundert Goldgülden schuldig, die ich deswegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merkte wohl, fuhr ich fort, daß einige bosshafte, neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allchristlichsten Königs und nicht um Geld zu tun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eignen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten; denn ich wisse, daß ich immer Brot finde, wo ich auch hingehge, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Übrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Verteidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas, dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Kardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Balbini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünfunddreißig Karat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi<sup>1</sup> einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich als Brillant auch nicht sonderlich aus. Unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er

<sup>1</sup> Ein Florentiner Kaufmann.

mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus und ein ging, so rief er mich eines Tages beiseite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und sagte zu mir: „Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird Euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen, helfst zu dem Verkaufe, ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben; und wenn der Herzog Euch um Rat fragt und Ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was tun lassen, daß er ihn behalten kann.“ Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel loszuwerden, und ich versprach ihm, daß, wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen, was ich verstünd', ohne dem Steine Schaden zu tun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Vandi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen, die mir Antonio gegeben hatte, sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war und man die Spitze deshalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgeraten haben. Daher, als mir Seine Erzellenz den Stein zeigte, fragte ich, was er wolle, daß ich sagen sollte? Denn es sei ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich sollte die Schönheit der langen Facetten<sup>1</sup> sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sei das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze; darauf gab

<sup>1</sup> Fadenartige Streifen.

mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich und sagte, ich solle den Wert des Edelsteins betrachten und sagen, was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchstens fünfzehntausend 5 dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab: „Achtzehntausend Scudi habt Ihr bezahlt.“ Da tat der Herzog einen großen Ausruf und machte mit dem Munde ein O, 10 größer als die Öffnung eines Brunnens, und sagte: „Nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst.“ Ich versetzte: „Gnädiger Herr! Ihr seht nicht recht. Wenn Ihr Euch bemüht, den Ruf Eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht sein, mich darauf zu verstehn. Sagt mir wenigstens, wie viel Ihr bezahlt 15 habt, damit ich auf Weise Ew. Erzellenz mich darauf verstehn lerne.“ Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg und sagte: „Fünfundzwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben.“ Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca 20 aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen; vor diesen sagte ich, ich würde dem Herzog nicht geraten haben, den Stein zu kaufen, hätte er aber ja dazu Lust gehabt, so hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für siebenzehntausend Scudi angeboten, und ich 25 glaube, für fünfzehntausend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir untereinander und lachten 30 über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Meduse, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Über das Gerippe von Eisen war die Gestalt gleichsam anatomisch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs beste, dann brachte ich 35 das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte; der Herzog, der oft gekommen war, mich zu sehen,

war so besorgt, der Guß möchte mir nicht geraten, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben und ihn aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen<sup>1</sup> und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogtum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizeidiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Übels tun und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg, zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib, der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübün einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bologneser war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen, pedantischen Narren, dem Haushofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohne zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen, wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete: weil er mit mir gesündigt habe, so sei ein Befehl ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf sagte ich halb erzürnt: „Wie habe ich gesündigt? fragt den Knaben selbst.“ Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sei? Der Knabe weinte und sagte: „Nein!“ Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: „Du Schelm, ich weiß wohl nicht,

<sup>1</sup> Ungewiß hat hier, nach dem italienischen Original zu schließen, die Bedeutung: unwissend, sofern nicht, wie andere Herausgeber vermuten, ein Fehler vorliegt.

wie das zugeht!“ Dann wendete sie sich zu mir und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten; denn der Bargell suche ihn und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: „Ich habe bei mir eine verwitwete Schwester mit sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir 5 haben.“ Darauf sagte sie: der Haushofmeister habe dem Bargell die Kommission gegeben, man solle suchen, mich auf alle Weise gefangen zu nehmen; da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sei ihr größter 10 Freund, und sie werde mit ihm machen, was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wütend geworden und rief: „Weg von hier, nichtswürdige Hure! Tät ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit 15 diesem Dolche ermordet, nachdem ich zwei-, dreimal gegriffen habe.“ Mit diesen Worten und mit viel schlimmen Stößen warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

### Viertes Kapitel.

Der Autor, verdrücklich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt 20 sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hilfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, 25 daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen, sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Bedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sei, dieser Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nach- 30 dem ich morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweitausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Erzellenz, dem Her- 35 zog, so wie ich ohne Urlaub gegangen sei, so wollte ich auch ohne

Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein grausames Schickjal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche  
 5 Weise zu scharmuzieren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wunderbaren Tizian, den Maler, und Meister Jakob del Sanfovino<sup>1</sup>, einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die venezianischen  
 10 Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Rom und Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeugten mir viel Diebstofungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis<sup>2</sup>, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs freundlichste zusprach; denn wir  
 15 hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonaccorsi, und weil er ohne seine größte Gefahr sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem  
 20 Schloßchen zu und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi<sup>3</sup> fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle. Denn sie dachten, es  
 25 sei meine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sei, und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst  
 30 fürchtete, und sagten: „Du tätest besser, nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren und daselbst nur Verdruß haben.“  
 Ich antwortete nichts auf ihre Reden und verreise den

<sup>1</sup> über Jacopo Tatti del Sanfovino vgl. oben, S. 150, Anmerkung 2.

— <sup>2</sup> Der Mörder des Herzogs Alexander von Florenz, der uns bereits bekannt ist: Vgl. oben, S. 159, Anmerkung 2. — <sup>3</sup> Leone di Filippo Strozzi, Prior von Capua (1515—54), aus der berühmten Florentiner Familie der Strozzi.

andern Tag, so geheim, als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, 5 durfte ich ihn doch ohne Zeremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille redete er mich freundlich an und fragte, wo ich gewesen sei? Ich antwortete, mein Herz sei nicht einen Finger breit von Seiner Erzellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genötigt hätten, den Körper ein wenig spazieren zu 10 lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so diskutierten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig sein und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich mit ihren sechs Töchtern, 15 nahm meine Werke wieder vor und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erste, was ich in Erz goß, war das große Bildnis Seiner Erzellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bossiert hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die 20 Erden zu versuchen, welche zu den Formen geschickt seien, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus 25 unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welche der wunderfame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs beste diente, und der Guß des Kopfes geriet mir; 30 weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi von Pagno, des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs nach meiner Angabe und Zeichnung 35 in dem Hause, das er mir geschenkt hatte, errichtet worden war, und sobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt sich in

Ordnung befand, machte ich Anstalt, die Statue der Meduse<sup>1</sup> zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrtum begegnen möchte. Und so geriet mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszupuzen. Sie verstanden es aber so wenig als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen und behaupten, dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nötig habe, es auszupuzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben; denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderbaren Alten getan hatten und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Erzellenz gar sehr, als sie in mein Haus kamen, ihn zu sehen, wobei sie mir großen Mut einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Erzellenz in den Ohren lag und ihr zu verstehen gab, daß, wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sei ich doch nie imstande, sie zusammenzusetzen, denn ich sei neu in der Kunst, und Seine Erzellenz solle sich sehr in acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuworfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genötigt war, mich gegen Seine Erzellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten<sup>2</sup> und redete ihn folgendergestalt an: „Gnädiger Herr! ich erhalte das Notdürftige nicht mehr und besorge daher, Ew. Erzellenz mißtraue mir; deswegen sage ich von neuem, ich halte mich für fähig, das Werk dreimal besser zu machen, als das Modell war, so, wie ich versprochen habe.“ Als ich bemerkte,

<sup>1</sup> Die Meduse ist ein weibliches Ungeheuer, eine der drei Gorgonen, deren Anblick, wie die Sage erzählt, versteinerte. Perseus hat sie darum mit abgewandtem Gesichte enthauptet. — <sup>2</sup> Via de' Servi, die Straße, die vom Domplatz nach der Piazza S. Annunziata führt.

daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs neue anging und sagte: „Gnädiger Herr! diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt ist und etwas gelernt hat, so tut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Erzellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wunderfame Michel Agnolo Buonarroti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Erzellenz. Und so hoffe ich, auch meinen Teil dazu zu tun und bitte deswegen, mich gehen zu lassen; aber ich bitte Euch sehr, den Bandinello festzuhalten und ihm immer mehr zu geben, als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub; denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Erzellenz.“

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um und sagte: „Benvenuto, wenn du Lust hast, das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen.“ Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe, als den Neidern zu zeigen, daß ich imstande sei, das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Erzellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genötigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Erzellenz, wo Dominikus und Johann Paul Boggini fortfuhren, an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Erzellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied, so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmut alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage fortsetzen sollte. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen,

ob ich gleich vorausjah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: „Du bist unwillkommen (Malvenuto)!“ Darauf antwortete ich: „Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz scherzt nur, und ich will also weiter nichts sagen.“ Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sei sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen Handlungen in acht nehmen, denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes tue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht getan hätte. Da ward er zornig und sagte: „Gib erst wieder, was du von Bernardone borgtest. Da hast du eins!“ Darauf versetzte ich: „Gnädiger Herr, ich danke Euch und bitte, daß Ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwei Ambose und drei kleine Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre<sup>1</sup>, daß ich seinem Georg von Cortona sagte, er möge nach diesem Geräte schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich von meiner Geburt an von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sei von denen, die es Ihnen selbst hinterbringen, oder von andern, so strafen Sie mich nach dem Kohlenmaße.“

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: „Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich, wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen wie vorher.“ Darauf versetzte ich: „Die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir sagen, wieviel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Spitze verwendet haben, denn ich hoffe die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht.“ Darauf antwortete der Herzog: „Der Diamant kostet mich fünfundzwanzigtausend Scudi, warum

<sup>1</sup> Goethes italienscher Text ist hier mangelhaft. Es muß heißen: Vierzehn Tage. — <sup>2</sup> Vgl. oben, S. 185, Anmerkung 1.

fragst du darnach?" Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: „Weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte, diesen Handel mit Ew. Erzellenz zu machen, so wolle er ihn für sechzehntausend Scudi geben. Das war nun sein erstes Gebot, und Ew. Erzellenz weiß nun, was sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sei, fragen Sie den Domenico Poggini und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Erzellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wißet, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut, als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde Euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie Euch mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Erzellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Verteidigung, ich habe weiter nichts dabei<sup>1</sup>, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute, die hier sind, damit Ew. Erzellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.“

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genötigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: „Gnädiger Herr! was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Gerätschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängnis gehen.“ Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: „Benvenuto! bleibe ein rechtschaffner Mann und sei übrigens ruhig.“ So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins,

<sup>1</sup> Wörtlich heißt es im italienischen Original: „Ich will kein Viertel davon.“ Es war nämlich in Florenz Gebrauch, daß derjenige, welcher einen Betrüger zur Anzeige gebracht hatte, den vierten Teil der dem Betrüger auferlegten Geldstrafe zum Lohn erhielt.

und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant, den ihr der Bernadaccio<sup>1</sup> verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwelen selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir  
5 dazu eine große Stednadel, darauf befestigte ich den Edelstein und ging unter vielen Gnadenbezeugungen, die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen durch einen Deutschen oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur  
10 besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halb-  
erhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung.  
15 Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: „Wenn Er. Erzellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des  
20 Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich  
Er. Erzellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie  
25 dem wunderbaren König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte.“ Darauf sagte der Herzog: „Tue nur, und ich werde sehen.“ Er gab mir aber weder Be-  
30 quemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: „Das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefäß.“ Weil ich aber meinen Perseus nicht zurück-

<sup>1</sup> Bernadaccio (nicht Bernadaccio) ist die pejorative italienische Form von Bernhard (resp. Bernardo) und bedeutet: der abscheuliche Bernhard. Das oben mehrfach gebrauchte Bernardone ist Vergrößerungsform: der (physisch) große Bernhard.

lassen wollte und doch großes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini, der Goldschmied, hieß, der die Arbeit ungeschickt anfang und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er weder selbst noch durch andere die Arbeit zustande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe, einen übel angefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedearbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters: Die Welt und ganz Italien wisse wohl, daß ich ein guter Goldschmied sei, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sei, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Erzellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palast sehen; doch, um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigtöpschen, mit schönen Masken auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das freundlichste und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er der bösen Zunge des Bandinells nicht glauben solle, die mich verhindere, meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: „Fürwahr, der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinelli nichts taugt.“

## Fünftes Kapitel.

Die Eiferfucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird.

- In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er, ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restauriert. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellinis, als einem Apoll, Hyazinth und Marzif. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palaß und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich dabei die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen; denn der Herzog hatte mir durch Tactantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut getan<sup>1</sup>, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Tactantio, warum er mich nicht bezahle. Er antwortete mir mit seinem Rückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: „Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst!“ Ich sagte darauf erzürnt: „Hol' Euch der Henker und alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte!“ So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Tränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gefellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohllauf und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich weg wollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen unter einem wütenden Weinen und Geschrei, das in dem Alter von ungefähr zwei Jahren eine äußerst verwunderliche Sache war.

<sup>1</sup> D. h. bezahlen lassen.

Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fänd', verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los und ließ ihn in seinen heftigen Tränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sankt Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein, und ich, sogleich entschlossen, das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: „Fürchte nichts, feige Menne, du bist meiner Stiche nicht wert.“ Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte, eine solche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserei. Ich faßte Mut und sagte zu mir selber: „Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher sein, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte“; und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte, worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessenungeachtet kniete ich nieder, und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Tränen, dankte ich Gott und sagte: „Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen.“ Und ob schon der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Not eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Um diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlassen; er hieß Franziskus, Sohn Matthäus' des Schmiedes; dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten

geben? Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Meduse auszuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen ließe, ob ich eine Figur von  
 5 Marmor machen möchte, er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben; darauf versetzte ich: „Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böser Stein für ihn werden; denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem  
 10 Plage St. Domenico entronnen ist. Nun sag' ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie, und er kann mich nicht ungehudelt lassen. Fürwahr, ich glaube, er hat dich abgeschickt, bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuspähen; nun gehe und sag' ihm, ich werde den Marmor auch wider seinen Willen abfordern, und  
 15 du magst wieder bei ihm arbeiten.“

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder, und ich ging hin. Der Herzog hatte beinahe abgesspeist, und wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders  
 20 hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza<sup>1</sup> rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß  
 25 und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi wert war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an, mit der Herzogin zu sprechen und sagte: „Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohnegleichen; jetzt, da er sie aber bei-  
 30 seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie Ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deswegen bitte ich Euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Übung ist, zu große Arbeit verursachen würde.“ Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin  
 35 erlauben solle. Als bald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und bestand

<sup>1</sup> Kammerbiener des Herzogs.

aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte: ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp<sup>1</sup> zum Geschenk und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so liebevoll, daß ich mich immer anstrengte, ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gefellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an, mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, sah ich die Garderobentür offen, und als ich mich sehen ließ, rief der Herzog und sagte mir auf eine sehr freundliche Weise: „Du bist willkommen! siehe, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palestrina<sup>2</sup> zum Geschenke geschickt, eröffne es und laß uns sehen, was es enthält. Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: „Gnädiger Herr, das ist eine Figur von griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wunderbar gearbeitet, ich erinnere mich nicht, unter den Altertümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben, deswegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich, Statuen auszuflicken, denn das ist das Handwerk gewisser Pfuscher, die ihre Sache schlecht genug machen, indessen fordert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf.“ Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sei, fragte mich viel darüber und sagte: „Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Vortrefflichkeit dieses

<sup>1</sup> Philipp II., Sohn Karls V. — <sup>2</sup> Stefano Colonna, Fürst von Palestrina, Generalstatthalter des Herzogs Cosimo.

Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst.“ Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und suchte ihm das Talent, die Kenntniz und die seltne Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber  
 5 hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber getan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der  
 10 Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: „Was wollt Ihr, Bandinello?“ Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen, worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den  
 15 Herzog wendete: „Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstanden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler sind.“ Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte, ja, ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäch ge-  
 20 endigt hatte, sagte der Herzog zu mir: „Das ist ganz das Gegenteil von dem, was du mit so viel schönen Gründen mir erst aufs beste bewiesen hast, verteidige nun ein wenig deine Meinung.“ Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler  
 25 Anmut gesagt wurden, antwortete ich sogleich: „Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge, die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen  
 30 sogleich in das schlimmste Übel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser fürtrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammen-  
 35 gesetzt ist.“

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinell seine Gebärde und

machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bei der Fackel und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein 5 Zimmer kam, wo er sich niedersezte. Bandinell und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Erzellenz, sahen den Bandinell scharf an und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing 10 Bandinell zu reden an und sagte: „Als ich meinen Herkules und Cacus<sup>1</sup> aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das Schlimmste enthielten, was man von einem solchen Pöbel erwarten kann.“ — „Gnädiger Herr!“ versetzte ich dagegen: „Als Guer Michel Agnolo Buonarroti seine 15 Sakristei<sup>2</sup> eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wunderbare und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient dieser alles das Übel, was über ihn ergangen ist.“ Auf diese Worte wurde Bandinell so rasend, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: „Und was wüßtest du noch mehr?“ Ich antwortete: „Das will ich dir sagen, wenn du so- 20 viel Geduld hast, mir zuzuhören.“ Er versetzte: „Rede nur!“ 25

Der Herzog und die andern, die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerksamkeit, und ich fing an: „Wisse, daß es mir unangenehm ist, dir die Fehler deines Werkes herzuver zählen, aber ich werde nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von dir gesprochen wird.“ 30

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrießliche

<sup>1</sup> Die bekannte Kolossalgruppe von Bandinellis Hand auf der Piazza della Signoria in Florenz stellt den Herkules dar, der den Cacus, Sohn des Vulkan, Straßenräuber und Rinderdieb, niedergestreckt hat; eine in jeder Beziehung mißlungene Nachahmung der plastischen Kunst Michelangelos. Auch Vasari berichtet uns, daß das häßliche Werk mit einer Sturmflut von Spottversen überschüttet wurde. — <sup>2</sup> Die Kapelle der Medici in der Kirche San Lorenzo mit den berühmten Grabdenkmälern von Michelangelo.

Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auch auf eine sehr unangenehme Weise anfang, welches ich nicht getan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: „Diese treffliche Schule sagt, daß, wenn man dem Herkules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löwen-Dhjen vorstellen solle? Er sehe gar nicht auf das, was er tue, der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern glichen, sagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Eiselsattel, die Brust mit ihren Muskeln seien nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensacke, den man gerade vor die Wand stellt; so sei auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modelliert. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben, die etwas zu machen verstanden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Teil einer Elle, und das allein sei der größte und unerträglichste Fehler, den nur ein Duzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen sagt man, sie seien beide ohne die mindeste Zierlichkeit herunter gestreckt, man sehe daran keine Kunst, eben als wenn Ihr niemals lebendige, nackte Menschen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Herkules und des Cacus seien die Waden ineinander versenkt, daß, wenn sich die Füße voneinander entfernten, nicht einer, sondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner sagen sie, einer der Füße des Herkules stecke in der Erde, und es scheine, als wenn Feuer unter dem andern sei.“

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich sagte nicht allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzog und allen Gegewärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte

Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: „O du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung?“ Ich antwortete: „Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen, deswegen glaub' ich, deine Zeichnung ist wie deine Werke.“ Da er nun das herzogliche Gesicht und die Gesichter der andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreißen,kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: „O schweige still, du Sodomit!“

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wut getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. „O du Thor!“ sagte ich, „du überschreitest das Maß! aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menschlein, wußte mich nicht in einen so wunderbaren Gebrauch zu finden.“ Hierauf konnte sich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn sein sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeugen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir tot auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Ueberrheit einzulassen, indem er sagte: „Dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte.“ Darauf sagte ich schnell: „Wie? hast du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Gesellen, sagen lassen,

daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu schenken bereit seist? Ich habe es angenommen und verlange es.“ Er versetzte darauf: „Rechne nur, daß du es nicht sehen wirst.“ Noch voll Raserei über die vorher erlittene Beleidigung, verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wut versetzte: „Ich sage dir ausdrücklich: wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt, denn in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen.“ Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demütig zu Seiner Erzellenz und sagte: „Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Über der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Erzellenz und mich selbst vergessen; deswegen verzeiht mir!“

15 Darauf sagte der Herzog zum Bandinell: „Ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast?“ Dieser antwortete, es sei wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: „Geh' in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben.“ Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sei das der Marmor, den er mir versprochen

25 habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an, ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde, in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Überlegung zu machen, als eine solche Kunst

30 erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte; nämlich den Apollo und Hyazinth<sup>1</sup>, den

<sup>1</sup> Hyazinth war ein schöner Iakobämonischer Jüngling, der nach der Sage von Apollo geliebt, aber durch einen ungeschickten Wurf mit dem Diskus getödtet wurde. Aus seinem Blute soll die Hyazinthblume gesproßt sein. Das unvollendete Werk Cellinis wird in dem Inventar seines Nachlasses erwähnt, ist aber nicht mehr aufzufinden.

man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: „Daß das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe.“ Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frischweg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: „Der Marmor ist voller Stiche, dessenungeachtet will ich etwas herausbringen; aber ich habe mich nicht entschließen können, ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.“

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restaurieren möchte, der Ursache des Streitens mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sei, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiweßen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach andern Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narziß<sup>1</sup>. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren, deshalb machte ich die Stellung, die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, so daß die Öffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach; und als ich ihn wiederherstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stunden vor Tag oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurechtmachte, sprang mir ein Splitter vom feinsten

<sup>1</sup> Narziß ist ein mythischer Jüngling von ausgezeichnete Schönheit, der sich in sein eigenes Spiegelbild im Bache verliebte und sich aus Sehnsucht danach zu Tode grämte. Auch dieses Werk wird im Inventar erwähnt.

Stahl ins rechte Auge und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiedenen Tagen rief ich Meister Raffael Billi, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rückwärts auf den Tisch legte, diesen Tieren eine Ader durchstach, die sie unter dem Flügel haben, so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn schnell wieder gestärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest der heiligen Lucia<sup>1</sup> herbeikam, es war nur noch drei Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer französischen Münze und ließ es der Heiligen durch eine meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch sie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeitlang keine Lust, an gedachtem Marzif zu arbeiten; denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen, ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

### Sechstes Kapitel.

Der Herzog zweifelt an Cellinis Geschicklichkeit, in Erz zu gießen, und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue gerät zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut geraten war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus und versprach mir, daß er ebenfogut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben, genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: „Benvenuto! die Figur

<sup>1</sup> Bekanntlich gilt die heilige Lucia als die Beschützerin des Augensichts.

kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht.“ Über diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: „Ich weiß, daß Ew. Erzellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zuviel glauben, die von mir Übles reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen.“ 5  
 Er ließ mich kaum ausreden und versetzte: „Ich gebe mir Mühe, mich darauf zu verstehen, und ich verstehe es recht gut.“ Darauf antwortete ich: „Ja, als Herr, aber nicht als Künstler: denn wenn Ew. Erzellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz geraten ist, das große Porträt von Ew. Erzellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Gany- 10 med von Marmor mit so großer Schwierigkeit restauriert<sup>1</sup> und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die 15 Ew. Erzellenz hier gegenwärtig sehen. Dies war ein sehr schwerer Guß, wobei ich getan habe, was niemand vor mir in dieser vertheufelten Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Wänderungen und kunst- 20 reichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Öffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wär', wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, 25 alle die großen und schweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem wunderfamen König Franziskus gemacht habe, sind mir trefflich geraten, bloß weil dieser gute König mir immer so großen Mut machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich 30 mich manchmal ihrer vierzig ganz nach meiner Wahl bediente. Deswegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zustande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe, deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zustande zu bringen, das Euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Erzellenz 35

<sup>1</sup> Das Werk befindet sich in den Uffizien zu Florenz.

mir den Geist erniedrigt und mir die nötige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne, das recht sei.“

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern  
 5 und wendete sich bald da-, bald dorthin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter betrückte mich äußerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: „Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand  
 10 des Perseus jemals kommen könne?“ Sogleich versetzte ich: „Nun sehet, gnädiger Herr, daß Ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Erzellenz die Kenntnis der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten  
 15 Fuß, der da unten so weit entfernt steht.“

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: „Ich glaube, Benvenuto tut es aus Prahlerei, daß er von allem das Gegenteil behauptet.“ Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm  
 20 alle, die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: „Ich will so viel Geduld haben, die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube.“ Ich antwortete darauf: „Ich will Ew. Erzellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll.  
 25 Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers, abwärts, sondern aufwärts zu gehen, deswegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Erzellenz,  
 30 daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern sein wird.“ Da versetzte der Herzog: „Warum dachtest du nicht dran, es so einzurichten, daß er ebensogut als der Kopf sich ausgießen möge?“ Ich sagte: „Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen und eine Gußröhre wie mein  
 35 Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat

nichts zu bedeuten, denn alles soll bald ausgebeffert sein; wenn aber meine Form halb voll sein wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs beste geraten, wie ich Euch ganz sicher verspreche.“ Da 5  
ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte nebst noch unendlich vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Mut ein und ver- 10  
jagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bitteren Tränen bewegten und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte und nach Florenz, meinem süßen Vaterland, gekommen war, nur, um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohl- 15  
that den Anfang eines großen Übels vor mir, dessenungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff mutig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels 20  
an. Denn ob mir gleich wenig Geld übriggeblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klaster Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Supo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurechtgemacht hatte, damit 25  
sie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden, und da ich den Überzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an, das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luflöcher abfloß, die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser 30  
füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz 35  
sachte Holz an und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst

wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an, die Grube zu graben, um meine Form hereinzubringen, und bediente mich aller schönen Vorteile, die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch  
 5 die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl gerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleichkam, und stellte sie mit aller Sorgfalt, die man nur denken  
 10 kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde, woraus der Überzug bestand, zu befestigen an, und sowie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht, die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen  
 15 und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art, sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichen Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging:  
 20 so wendete ich mich, überzeugt, daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammen-  
 25 flöße, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das wegen seines Harzes in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genötigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie  
 30 mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind  
 35 und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand.

Es überfiel mich ein Fieber, so heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte, wegzugehen und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen, die mir beistanden, das ungefähr zehen oder mehrere waren, sowohl Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen 5 die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu diesem sagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: „Siehe, lieber Bernardin, beobachte die Ordnung, die ich dir gezeigt habe; halte dich dazu, was du kannst, 10 denn das Metall wird bald gar sein, du kannst nicht irren; die andern braven Männer machen geschwind die Kanäle, und mit diesen beiden Eisen könnt ihr die Löcher aufstecken, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum besten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Übel, als jemals in meinem Leben, und 15 gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen.“ So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, sie sollten allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen, und setzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten, 20 dieses große Übel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltfamer Anstrengung überfallen habe, und so litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen und hörte nicht auf zu sagen, ich fühle mich sterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hauswesen vorstand und den 25 Namen Frau Fiore von Castell del Rio hatte, war die trefflichste Person von der Welt und zugleich äußerst liebevoll. Sie schalt mich, daß ich so außer mir sei, und suchte mich dabei wieder auf das freundlichste und gefälligste zu bedienen; da sie mich aber mit diesem unmäßigen Übel befallen sah, konnte sie 30 den Tränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm sie sich soviel als möglich in acht, daß ich es nicht sehen sollte.

Da ich mich nun in diesen unendlichen Nöthen befand, sah ich einen gewissen Mann in mein Zimmer kommen, der von 35 Person so krumm war wie ein großes S. Dieser fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen, die den

armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zusprechen<sup>1</sup>, an zu reden und sagte: „Armer Benvenuto! Euer Werk ist verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen ist.“ Sobald ich die Worte dieses Unglücklichen vernahm, tat ich einen solchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel<sup>2</sup> hören mögen. Ich stand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an, sie anzulegen, und wer sich näherte, mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und schlug ich, dabei jammerte ich und sagte: „O ihr neidischen Verräter, dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen, und ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als einer darüber erstaunen soll!“ Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: „Nun versteht mich. Weil ihr die Art und Weise, die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerseze sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rat.“ Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandro Lastricati und sagte: „Sehet, Benvenuto, Ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunst nicht erlaubt und wie es auf keine Weise gehen kann.“ Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wut zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die übrigen mit einer Stimme riefen: „Auf! befehlt uns nur, wir wollen Euch in allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen.“ Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten, ich würde in kurzem tot niederfallen.

Sogleich ging ich, den Ofen zu besehen, und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwei Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer, gehen,

<sup>1</sup> Es bestand zu jener Zeit in Florenz die sogenannte Compagnia del Tempio oder die „Genossenschaft der Schwarzen“, wie man sie nannte, deren Obliegenheit es war, den zum Tode verurtheilten Sündern mit geistlichem Zuspruche beizustehen.

— <sup>2</sup> Das mittelalterliche Weltssystem nahm eine Himmelskugel zwischen der Erde und dem Monde an, die man den Feuerhimmel nannte.

dessen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an, den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichten-  
 holzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und zu bliken; von der andern Seite betrieb ich die Kanäle, andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder  
 aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen ausbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil soviel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem, bald jenem zu: „Bringe dies! nimm das!“ so daß die  
 ganze Gesellschaft, als sie sahe, daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch  
 frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Toten auferweckt zu haben, triumphtierte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte in mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse mit einem gewaltsamen Leuchten des Feuers, so daß es schien, als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Über diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein jeder erschrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zufluß durch des grimmige Feuer könnte ver-

zehrt worden sein, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen und brachte eine nach der andern vor die Kanäle, zum Teil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz  
 5 auf das beste geschmolzen sah und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halsen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da und bald dort und sagte: „O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen Himmel gefahren bist,  
 10 verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle!“ Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwei Stunden  
 15 vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Übel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Kapaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich  
 20 entgegen und sagte: „Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, Ihr habt das Fieber diese Nacht mit Euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah, daß Ihr in Eurer Raserei uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davongemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so  
 25 gehen.“ So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferware, wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit  
 30 besserem Appetit gespeist zu haben. Nach Tisch kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für alles, was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten  
 35 über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das Nötige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie alle.

Sogleich suchte mein tödlicher Feind, der abscheuliche Haus-

hofmeister des Herzogs<sup>1</sup>, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sei, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls schuld seien, sagten ihm, ich sei kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel: denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sei; das brach- 5  
ten sie nebst viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrschein-  
lich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Her-  
zog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wunder- 10  
samer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegoffenes Werk hatte ver-  
kühlen lassen, fing ich an, es langsam zu entblößen, und fand  
zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil  
ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem 15  
Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort,  
das übrige aufzudecken, und fand den zweiten Kopf, nämlich den  
des Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei  
hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern, denn wie  
man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, 20  
und die Öffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perseus  
und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade  
auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war,  
ein Ende hatte, so daß nicht das mindeste drüber stand, noch  
auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte und diese 25  
seltsame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes  
halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich  
fand alles auf das beste gekommen, und als ich an den Fuß des  
rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen so  
wie den Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergözte, die 30  
Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war,  
weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht  
kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder  
zufriedengestellt, denn die Behen waren ausgeblieben und ein  
wenig von der vordern Höhe des Fußes; und ob ich gleich da= 35

<sup>1</sup> Pierfrancesco Ricci. Vgl. oben, S. 348, Z. 4 ff. und Anmerkung 1.

durch wieder neue Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen sollte, daß ich verstehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge zusammenkamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich erzählt habe, dem Fuß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weise, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön geraten fand, ging ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sich's nur denken läßt; desgleichen tat auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzen noch viel erstaunlicher und wunderbarer, die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz voraus sagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah, daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Aberardo Serriſtori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius des Dritten<sup>1</sup>. (1550, 1551.)

---

<sup>1</sup> Papst Julius III. war am 22. Februar 1550 gewählt worden.

## Siebentes Kapitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Porträtbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toskana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sankt Peter angestellt sei. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache sein mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardino setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellinis Rat die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unveröhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern, daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti<sup>1</sup> in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Altertümern und andern schönen Dingen verziert war; aber dieser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden getan haben. Eines Tages begab sich's, daß gedachter Bindo an seiner Tür stand und den Michelagnolo Buonarroti, der vorbeiging, ersuchte, er möchte ihn würdigen, in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Zener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: „Wer ist der Meister, der Euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich finde ihn besser als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich alles besser zeigen, und Euer Bildnis würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.“

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! ich habe Euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied ge-

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 256, Anmerkung 1.

kannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich Euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wißt, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Porträt von Erz zeigte und mir sagte, daß es von Curer Hand sei. Ich hatte viel Vergnügen  
 5 dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist.“

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufrieden-  
 10 heit las und sagte: „Benvenuto! wenn du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der Achtundvierzig<sup>1</sup> machen.“ Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin im Namen des Herzogs hundermal mehr, als mir aufgetragen war. Doch, um  
 15 nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Erzellenz, ehe ich siegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe. Er antwortete mir dagegen: „Du hast nach seinem Verdienste geschrieben; gewiß, er verdient mehr, als du ihm versprochen hast, und ich will ihm noch mehr halten.“ Auf diesen Brief  
 20 antwortete Michelagnolo niemals, und deswegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieser es  
 25 außerordentlich gelobt habe, und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die sich mit unter den fünftausend befanden, welche er unserm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Teil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich sein Bildnis  
 30 machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: „Mir ist's genug, daß Ihr mir nur mein Geld  
 35 lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.“

<sup>1</sup> Die Achtundvierzig sind der Senat von Florenz, der aus 48 Mitgliedern bestand und seit der Verfassungsreform (1532) eingesetzt war.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gefinnt sei. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich 5 verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir, so lang ich lebte, funfzehn Prozent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papsst den Fuß 10 zu küssen, und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm übereinkommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo 15 Buonarroti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterkirche angestellt sei und deshalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf: da er sich entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, 20 so könne er nur seinen Urbino<sup>1</sup> da lassen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und sagte mit einem spöttlichen Lächeln: „Und Ihr? wie seid Ihr mit ihm zufrieden?“ Ob ich 25 nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sei und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Teil meiner Verdrießlichkeiten kenne, und antwortete mir: er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser tun, nach Hause in sein Vaterland zu 30 kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der

<sup>1</sup> Ein gewisser Francesco Amadori von Castel Durante, den Michelangelo warm ins Herz geschlossen hatte, und über dessen Tod (3. Dezember 1555) er sich bitter grämte.

von Urbino war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit so vielen guten  
 5 Gründen festhielt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäuerische Weise und mit lauter Stimme: „Ich lasse nicht von Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich.“<sup>1</sup> Über diese dummen Reden mußte  
 10 ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eiserne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen,  
 15 von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sei, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Kastell<sup>2</sup> an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franziskus Ricci, den Haushofmeister, und als ich mich  
 20 ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Kompliment zu machen, sagte er mit unmäßiger Verwunderung: „Wie? du bist zurückgekommen?“ Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: „Der Herzog ist zu Castello.“ Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und  
 25 ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so gebärdete. Sogleich ging ich nach Kastell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht  
 30 hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als Sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches Betragen sehen, kehrte sehr verdrießlich nach Florenz zurück und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Be-

<sup>1</sup> D. h. bis der eine oder der andere von uns beiden stirbt. — <sup>2</sup> Kastell: berühmte Villa der Medici in der Nähe von Florenz.

tragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza<sup>1</sup> und die übrigen, welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten sollte. Er sagte darauf lachend zu mir: „Benvenuto! bleibe ein wackerer 5 Mann und bekümmere dich um weiter nichts.“ Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der auf eine trübe Weise freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, so gut ich nur wußte, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, 10 den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm alles wegen Michelagnolo Buonarroti, worüber er sich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino 15 und über die Schinderei, von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu allem dem nichts weiter als: „Es ist sein eigener Schade!“ Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund 20 der Wahrheit ist und mich aus so unsäglichen Gefahren bis zu diesem meinem Alter errettet hat und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beihülfe seiner Kraft mutig hindurchgehe und weder die Wut des Glücks noch ungünstiger Sterne befürchte, solange mir 25 Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt besaß ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen, und ging abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmiedeu zu helfen, die für Seine Erzellenz arbeiteten; 30 und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen, mit mir zu sprechen, deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach seiner Gewohnheit und besonders, da er wußte, 35

<sup>1</sup> Vgl. oben, S. 371, Anmerkung 1.

daß ich zugegen sei. Sogleich fing er an, mit mir zu sprechen, und ich hatte ihm diesmal so wohl gefallen, daß er sich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Sekretären eilig und sagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von 5 der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf, und sie gingen zusammen in ein andres Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Erzellenz mache? Der Page sagte zu ihr: „Er spricht und lacht mit Benvenuto und ist sehr wohl aufgeräumt.“ Sogleich kam die Herzogin selbst in die 10 Garderobe, und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war, und fragte mich, was ich davon hielte; ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: „Ich 15 will, daß mir sie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, so viel du kannst.“ Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: „Ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Erzellenz, und da verlangt es die Vernunft, von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; 20 jetzt aber muß ich sagen, daß ich vermöge meiner Profession viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deswegen nicht raten wollte, daß Ew. Erzellenz sie kaufte.“ Darauf sagte sie: „Der Kaufmann gibt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend wert sein.“ Darauf 25 versetzte ich: „Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch niemand raten, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben, denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen.“ Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: 30 „Ich will aber diese Perlen! Lobe sie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubst, so tue es, mir zu dienen, es soll dein Vorteil sein.“ Ein solcher Auftrag war mir, als einem beständigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen 35 Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Notwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah,

zu mir sagte: „Benvenuto, was willst du?“ Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: „Ich komme, Euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen!“ Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: „Deshalb solltet Ihr sie kaufen!“ Darauf sagte der Herzog: „Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind.“ Ich aber versetzte: „Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.“

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben, was ich sagte, sowie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: „Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufriedenzustellen, als auch um sie zu besitzen.“ Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort und widersprach allem, was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja, sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweihundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz getan. Der Herzog fing wieder an und sagte: ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sei, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen rot und feucht von Tränen, und ich sagte: „Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genötigt, mit Gott davonzugehen, und die Ehre meines Persens, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz.“ Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang getan hatte, versetzte: „Wenn du mir traust, so Sorge für nichts weiter.“ Darauf sagte ich: „Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre?“ Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: „Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast.“ Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweitausend Scudi wert seien.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden, denn wir

redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: „Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu, und Euer Benvenuto wird Euch gefagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat.“ Darauf versetzte  
 5 der Herzog: „Ich will ihn nicht kaufen!“ Sie versetzte: „Warum will Ew. Erzellenz mir den Gefallen nicht tun und diese Perlen anschaffen?“ Er antwortete: „Weil ich nicht Lust habe, mein Geld wegzurwerfen.“ — „Wie?“ sagte die Herzogin von neuem,  
 10 „warum Geld wegzurwerfen? wenn Euer Benvenuto, auf den Ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über dreitausend Scubi<sup>1</sup> noch ein wohlfeiler Preis ist.“ Darauf sagte der Herzog: „Signora! mein Benvenuto hat mir gefagt: daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter,  
 15 und daß das wahr ist: so seht nur diese, sehet jene, sehet hier, sehet da! das ist keine Ware für mich.“ Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich versucht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren; weil aber mein  
 20 Perseus beinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Not ich mich befand! Der Herzog hatte seinen Türhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo  
 25 sich Seine Erzellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palaft käme, sollten sie mich wegzagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher  
 80 als diese Schelmen erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr be-

<sup>1</sup> Da der oben vorgeschlagene Kaufpreis auf 6000 Scubi angegeben wurde, liegt hier natürlich ein Fehler vor. In der That sagt das italienische Original: daß die Perlen noch um 3000 Scubi zu wohlfeil sind (in Wirklichkeit also einen Wert von 9000 haben).

klagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: „Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren!“ Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf mit einer häßlichen 5 Stimme, die ihm durch seine Eiselnase klang: „O, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach stirbt und ohne denselben nicht leben kann.“ Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: „Entweder du gehst, 10 oder du kriegst Ohrfeigen.“ Dieser Lumpenhund wußte sehr gut, was er tat, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten und sich die Gnade der Herzogin zugleich mit einer guten Provision erwerben könne, die einige 15 hundert Scudi betrug, und so blies er aus Poffen die Backen auf, und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn loszuwerden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen, wurden die häßlichen Wangen rot, und die Tränen kamen ihm aus den Augen, und so fing er an: „Ach, 20 gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu tun sucht, wird alle Art von Übel ertragen, wenn nur die arme Dame zufriedengestellt wird.“ Hierüber wurde der Mensch dem Herzog äußerst zur Last, und sowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Erzellenz immer zu befriedigen wünschte, 25 sagte er sogleich: „Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! gehe und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünscht.“

Da sehe man nun die Wut des bösen Glückes gegen einen armen Mann, und die schändliche Gunst des guten Glückes gegen 30 eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug, ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu sein, wenn das Glück uns übel will.

## Achstes Kapitel.

- Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zur Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart.
- 5 — Cellinis Händel mit einem lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Altertümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wiederhergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. —
- 10 Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältnis zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini
- 15 wird von dem Bizetönig nach Sizilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena<sup>1</sup>, und der Herzog, der Florenz besetzen wollte, verteilte die Tore unter geschickte

20 Bildhauer und Baukünstler. Mir teilte man das Tor al Prato zu und das Törchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier Bandinell das Tor bei S. Friano; Pasqualino von Ancona ward bei dem Tor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister, bei St. Georg;

25 Particino, der Zimmermeister, bei St. Nikolas; Franziskus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze und Johann Baptista, Tasso genannt, bei dem Tore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Tore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine

30 Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Kassierer, der sich auch ein wenig mit dieser Profession

35 abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Tore besetzt werden sollten, und schickte einem jeden sein gezeichnetes Tor.

<sup>1</sup> 1533.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keinesweges nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: „Wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir nachgeben; aber in dieser Kunst mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe.“ Auf diese kurzen Worte antwortete ich so gelind, als ich in der Welt nur wußte, und sagte: „Gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung Eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deshalb bitte ich Ew. Excellenz, mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe.“ Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an, mit mir über die Sache zu disputieren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sei. Darauf sagte der Herzog: „Nun gehe und mache selbst eine Zeichnung, und ich will sehen, ob sie mir gefällt.“ So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Tore besetzt werden mußten, und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: „Nun gehe und mach es nach deiner Art, ich bin es zufrieden.“ Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Tors al Prato hatte ein lombardischer Kapitän von schrecklicher, starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich, was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da- und dort- hin, trat von einem Bein aufß andere, wickelte seinen ungeheuren

Rnebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: „Zum Henker, ich verstehe das alles nicht!“ Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: „So laßt es mich machen, der ich's verstehe“; dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm, und sagte: „Du willst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll.“ Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: „Es sollte mir lieber sein, mit dir als mit der Bastion zu tun zu haben.“ Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Teil schalt ihn aus und sagte: er habe unrecht, ich sei ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte, und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Kapitän von Cesena fand, den artigsten Mann, den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Außerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödlichsten Menschen, die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünschte meine Arbeit zu verstehen, und ich zeigte ihm alles aufs gefälligste. Genug, wir wetteiferten, wer sich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zustande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi<sup>1</sup> im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei, und jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern, und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thorwache, sie sollten acht haben, daß unter dem Tore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von

<sup>1</sup> Die Truppen des französischen Marschalls Strozzi, welcher von Heinrich II. gegen Florenz gesandt worden war.

einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Kapitän diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Altertümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre<sup>1</sup> befand, nämlich der eiserne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Erzellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißelchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wiederherstellte, und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Öfters gab ich Seiner Erzellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Erzellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir teils mein Werk verdarben, teils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Erzellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkojungen zu.

<sup>1</sup> Ein feuerspiendes Ungeheuer. Die bei Arezzo gefundene Bronzestatue wird jetzt im Archäologischen Museum in Florenz aufbewahrt.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen<sup>1</sup>, so daß Seine Exzellenz, um abgesondert zu sein, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich sollte durch seine Garderobe  
 5 kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge und ließ alle diese Türen verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten  
 10 mußte, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals, ohne sie zu stören. Nun warf sie deswegen und wegen der schon bekannten Ursache den äußersten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weise weder sehen  
 15 noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unendlichen Verdruß fuhr ich gelassen fort, hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Tür pochte, sogleich aufmachen sollte, und so ließen sie mich, ohne mir etwas weiter zu sagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete  
 20 es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wütenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: „Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig sein! dein Kommen wird mir  
 25 allzu lästig.“ Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: „Gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Exzellenz nicht will, daß ich  
 30 mehr hieher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen, daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen.“ Darauf versetzte sie: „Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß  
 35 deine Arbeit kein Ende nehmen wird.“ Mochte nun der Herzog

<sup>1</sup> D. h. an derjenigen Seite des Palazzo Vecchio, die an der Löwenstraße (Via de' Leoni) liegt.

hievon etwas gemerkt haben oder auf andere Weise veranlaßt worden sein, genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen, und der Bote sagte jederzeit: „Verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich“; und so fuhr ich fort, mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: „Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit, und ich werde bald bei dir sein.“ Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Garzia<sup>1</sup>, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Taße und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte sich darüber und sagte: „Was ist das für eine anmutige Freundschaft, die meine Kinder zu dir haben?“

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Garzia den ganzen Abend um mich herum und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah, ich aber bat sie, ruhig zu sein. Sie antworteten: „Wir können nicht!“ Und ich versetzte: „Was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen.“ Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Merkur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich abends arbeitete, und sie in eine Reihe ein wenig höher als das Auge gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person, die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte, sie seien besser als die alten, und mehr solche Dinge, so kam nun der Herzog und die Herzogin und sprach mit

<sup>1</sup> Don Garzia, ein Sohn des Herzogs, der damals sechs Jahre alt war. Die folgenden beiden sind die älteren Söhne.

Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, so groß und schön, als man sie nur sehen kann, und sagte dabei:

5 „Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe diese Birn in den Garten deines Hauses.“ Darauf antwortete ich gefällig: „O gnädiger Herr! ist es Ihr Ernst, daß ich die Birn in den Garten meines Hauses legen soll?“ Der Herzog sagte von neuem: „In den Garten des Hauses, das dein ist. Verstehst du mich recht?“

10 Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über und sprachen über zwei Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir sagte:

15 „Ich will nicht, daß du diese schönen Figuren da unten auf dem Platz verschwendest, wo sie in Gefahr kämen, verdorben zu werden, vielmehr sollst du sie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie aufs beste will halten lassen, wie ihre seltne Tugend verdient.“ Gegen diese Worte setzte ich mich mit

20 unendlichen Gründen; weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base, wo sie sich jezo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab und ging um zweiundzwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die

25 Figuren hinuntertragen, und weil ich an der Base schon alles zurechte gemacht hatte, so lötete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wär', gewiß vieles Übel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der

30 Perlen, und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam also abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun<sup>1</sup>, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt ohne Geld

35

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. 5  
 Darauf wendete er sich zu gewissen Herren, die mit ihm waren, und sagte: „Ob uns gleich dieses Werk sehr schön vorkömmt, so muß es doch auch dem Volke gefallen, deswegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß du mir zuliebe diese vordere Thüre nach meinem Plaze zu öffnestest, um 10  
 zu sehen, was das Volk dazu sagt; denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied sein muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen.“ Auf diese Worte sagte ich demütig zu Seiner Erzellenz: „Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Erw. 15  
 Erzellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genötigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat, und ich fürchte, Erw. Erzellenz trauen ihm 20  
 zu viel.“

Darauf sagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: „Tue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.“

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue auf- 25  
 zudecken; weil aber ein wenig Gold fehlte und ein gewisser Firnis und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust, 30  
 den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn alles, was ich vom Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende getan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Verdruße deckte 35  
 ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß, sobald als sie gesehen wurde, sich

ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Türgewände anzuhängen, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich  
 5 das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb und mehr als zwanzig Sonette zum unmäßigen Lobe meiner Arbeit angeheftet wurden. Das hörte nicht auf, nachdem ich sie wieder zugedeckt hatte, alle Tage fanden sich neue Gedichte, lateinische Sonette<sup>1</sup>  
 10 und griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa, und alle die vortrefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gefinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich  
 15 Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter andern der geschickte Maler Jakob von Pontormo<sup>2</sup>; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino<sup>3</sup>, des Malers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der  
 20 mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes auf seine seltene und angenehme Weise sagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bedeckt und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche  
 25 Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: „Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle  
 30 Fehler, die daran sind, aufgedeckt sein, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzutun, so mag er sich mit Geduld

<sup>1</sup> Lateinische Sonette wurden wohl schwerlich gedichtet (vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes). Diese Art öffentlicher Kunsttritik in poetischer, meist epigrammatischer Form war in der italienischen Renaissance allgemein üblich. Vgl. oben, S. 374. Die Lobverse auf den Perseus sind zum großen Teile noch erhalten. —

<sup>2</sup> Jacopo Carucci da Pontormo (1494—1556) war ein Schüler des Andrea del Sarto. — <sup>3</sup> Angiolo di Cosimo Allori, genannt Bronzino (1502—72), der mit seinen kalten, geleckten Bildern schon der Spätrenaissance angehört.

waffnen.“ An diesen Reden war Bandinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio<sup>1</sup> angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Fassade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarroti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Übel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache 10 werde auch so ablaufen, denn der neidische Bandinell hörte nicht auf, Übles zu reden. So sagte auch einmal in der Gegenwart des Herzogs der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: „Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will 15 nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber Ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht.“ Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spionenart noch andere und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterb- 20 lichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag<sup>2</sup> ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes, das 25 über der Türe war, und so vernahm er, halb verborgen, alles, was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: „Sforza! geh' zu Benvenuto und sag' ihm von meinethwegen, daß er mich mehr, als ich hoffte, 30 befriedigt hat, ich will ihn auch zufriedenstellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muts sein.“ Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil

<sup>1</sup> Andrea del Verrocchio (1435—88), der berühmte Bildhauer, dessen hier genanntes Werk noch heute an dem angegebenen Ort zu sehen ist. — <sup>2</sup> Es war der 27. April 1554.

das Volk auf mich mit Fingern wies und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwei Edelleute, die der Bizkönig von Sizilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden  
 5 gefälligen Männern auf dem Plage zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zuviel gewesen wär'. Ich demütigte mich, soviel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Plage  
 10 wegzugehn, weil die Leute bei uns stillstanden und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Zeremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sizilien kommen, da sie mir denn einen solchen Kontrakt versprachen, mit dem ich zufrieden sein sollte. Sie sagten mir, Bruder Jo-  
 15 hann Angiolo von den Serviten<sup>1</sup> habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seien lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus, und er sei dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles, was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: „Ich verwundere mich sehr, daß ihr  
 20 von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt als irgend ein anderer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen  
 25 Königs Franziskus, der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen.“ Mit  
 30 diesen und andern Worten schnitt ich die Zeremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sei die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust, gut zu arbeiten, so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes

<sup>1</sup> Giovanagnolo da Montorsoli (gest. 1563), aus dem Orden der Servi di Maria, ein bekannter Bildhauer, hatte in den Jahren 1547—51 einen Brunnen auf dem Domplatz in Messina gebaut.

Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mühenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen Abschied. 5

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich, meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: „Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk zufriedengestellt; aber ich verspreche dir, daß ich dich auch auf 10 eine Weise befriedigen will, über welche du dich verwundern sollst, und ich sage dir, der morgende Tag soll nicht vorüber gehen.“ Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in einem Augenblick zu Gott und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, 15 und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: „Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, 20 und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.“ 25

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte: „Morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, darnach zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Altertümer sind. Dann will ich über St. Francesco della Vernia<sup>1</sup> zurückkehren, unter beständigem Danke gegen Gott und mit dem lebhaftesten Wunsch, Ew. Excellenz weiter zu dienen.“ Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: „Geh' und kehre zurück! Wirklich, so gefällst du mir; laße mir zwei Verse zum Andenken und sei unbesorgt.“ 35

<sup>1</sup> Sämtliche Orte liegen nordöstlich von Florenz. Statt Sestile ist vermutlich Sestino zu lesen.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: „Sege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkam' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube, er brächte mich um.“ Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog, erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: „Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.“

### Neuntes Kapitel.

Der Autor begegnet auf seinem Wege einem alten Alchimisten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständnis zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vor-  
 25 saz auf. — Der Autor erbietet sich, zwei Pulte für den Chor zu machen und sie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuführen. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens  
 30 auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit, und die Aussicht in ein Land, wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergöhte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen,  
 35 der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von

chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tages zu mir: „Ich will Euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Erzellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand nehmen könnte.“

Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaste des Podesta zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich sah, empfing er mich aufs freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: „Warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen.“ Darauf versetzte ich: „Zum Dienst Ew. Erzellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben.“ — „Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr?“ fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: „Mein Herr, es ist nötig, daß ich Euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige.“ Und so ging ich mit ihm nach dem Palaste. Dasselbst führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu sein. Darauf sagte ich zu Seiner Erzellenz, es sei nötig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelpen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: „Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir.“ Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: „Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen sei gutes Muths.“ Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jakob Guidi, Sekretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepöhl und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an, folgendermaßen zu reden: „Der Herzog sagt, er wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst.“ Ich stand erstaunt und erschrocken und antwortete sogleich: es sei meine Art nicht, den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen: Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: „Ich befehle dir ausdrücklich von seiten des Herzogs, daß du mir sagst, was du verlangst, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.“

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wut, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kräfte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: „Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich tat desgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: „Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Dukaten.“ Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: „Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden, die ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen wie der Perseus möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen imstande

sein.“ Sogleich ging ich weg, ohne was weiter zu sagen und zu tun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube, etwas tun zu können, womit ich zufrieden 5  
sein würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte als die Gnade des Herzogs, Seine Exzellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit 10  
aller Freundlichkeit schon getan habe. Dann setzte ich hinzu: „Wenn Seine Exzellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige wert sei, so würde ich vergnügt und zufrieden sein, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte.“ Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: „Du 15  
würdest am besten tun, wenn du meinem Räte folgest.“ Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes getan zu haben, indem ich so demütige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art 20  
zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderm sagte: „O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, 25  
ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl, damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden; das sei dir genug, ich kann dir nicht alles 30  
sagen.“ Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht, denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: „Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt sein.“

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi, ich über- 35  
lasse ihm alles, und ich würde mit dem, was er tue, völlig zufrieden sein, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe.

Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deswegen nicht das mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: „Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen.“ Darauf sagte der Herzog: „Auch ich will Euch die Entscheidung übertragen und mit allem, was Ihr bestimmt, zufrieden sein.“ Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreitausendfünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sei, und womit ich zufrieden sein könne. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: „Es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgülden verschafft haben.“ Und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Mamanni Salviati<sup>1</sup>; sie lachte mich aus und sagte, das Übel, das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir sollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili<sup>2</sup>, der gedachten Auftrag hatte, mir nur fünfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichste an ihn und bat ihn, mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir so gütig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herausließe, denn er sagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum besten mit Geld versehen sei, er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: „Ich müßte ein

<sup>1</sup> Senator und Onkel des Herzogs. — <sup>2</sup> Depositär des Herzogs.

großer Schelm sein, wenn ich dich nicht bezahlte.“ Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich sobald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige 5  
Worte und erinnerte ihn an seine eignen Ausdrücke. Indessen starb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden schuldig bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 sind.<sup>1</sup>

Auch war ein Teil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht, diesen Rest jemals zu erhalten, denn es 10  
waren schon drei Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit und konnte in achtundvierzig Stunden das Wasser nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Ärzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und beschloß, daß jeder seinen Rückstand erhalten solle, da 15  
wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgefetzt, dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen und nehme daher 20  
den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach und mit aller Demut zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden sein wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht, mich wieder allmählich in Gunst zu setzen und bei dieser Gelegenheit den Herzog einiger- 25  
maßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Afford machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jakob Polverino, dem Fiskal, und besonders von Baptista Ban- 30  
dini von Volterra<sup>2</sup> dulden mußte und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn geraten, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: „Das ist ein Fall wie mit deinem Perseus, für den du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vorteil 35

<sup>1</sup> Am 8. März 1567 erhielt er den Rest. — <sup>2</sup> Alle drei waren Beamte des Herzogs. Der letzte heißt übrigens Brandini, nicht Bandini.

bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben.“ Hierauf antwortete ich ein wenig zu kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: „Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem  
 5 Wert geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein Gleiches machen kann?“ Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: „Ja, es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu  
 10 beurteilen wissen!“ Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jakob. Darauf versetzte ich: „Gew. Erzellenz hat mich in den Stand gesetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule auf-  
 15 gedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte,  
 20 die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wunderjame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich, wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Gew. Erzellenz,  
 25 daß mein Meister Michelagnolo Buonarroti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte<sup>1</sup>, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sei, der sie  
 30 ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Gew. Erzellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie mehr als ein andrer lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Gew. Erzellenz konnte mir  
 35 sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen, denn keine Art

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.“

Darauf antwortete der Herzog: „Du denkst nicht, daß ich reich genug bin, dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie wert ist.“ Darauf versetzte ich: „Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.“

Wir waren eben bei S. Felice<sup>1</sup>, denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: „Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl, wegzugehen!“ Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, dort gab er dem Erzbischof von Pisa Bartolini und Herrn Pandolfo della Stufa<sup>2</sup> den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von feinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackern Männer gingen sogleich zum Bandinelli und berichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut, was sie wert war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: „Der Herzog hat uns gesagt, daß er bei Strafe seiner Ungnade Euch befiehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt Ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt Euch die Zeit, und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene.“ Darauf antwortete jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk sei reich und schön geraten, so daß es wohl sechszehntausend Goldgülden und mehr wert sei. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinellis annehmen wolle, da er nur Übles von jedermann spreche. Diese

<sup>1</sup> Bei der Kirche Santa Felicita, wie aus dem italienischen Original hervorgeht. — <sup>2</sup> Ein Senator von Florenz.

meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deshalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte besser getan, die Herzogin walten zu lassen, denn ich wär' in kurzem  
 5 bezahlt gewesen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Selio Torelli, seinen Auditor, sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten in halb erhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen solle. Weil aber dieser Chor ein  
 10 Unternehmen des Bandinelli war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architektur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo<sup>1</sup>, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug,  
 15 es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ergebenste dem Herzog versichert, daß ich alles tun würde, was seine Erzellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen, sie  
 20 sollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweihundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baukasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte, meine Gründe ihnen sicher  
 25 vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weg- geworfen wär'; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sei ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht, man  
 30 sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmut noch Proportion daran. Die zweite Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hundten besudelt und immer von Staub und allem Unrat voll sein würden; deswegen wollte ich sie nicht machen, denn

<sup>1</sup> Baccio d'Agnolo Baglioni (1462—1543), ein bekannter Architekt, der die Dompuppel des Brunelleschi mit einer wenig passenden Galerie umgab. Julian di Baccio aber ist dessen Sohn (1491—1555) und hat mit der Kuppel nichts zu tun.

ich möchte nicht gern den Überrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Erzellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu tun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses 5 Werk würde gesehen werden und Seiner Erzellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Kontrakt verbinden, daß, wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sankt Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so 10 wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati<sup>1</sup>, der dem Herzog das angenehmste zu sagen glaubte, es war aber gerade das Gegenteil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer das nicht tun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre. 15

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der 20 einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen sein, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte 25 ich hinzu: wenn es Seiner Erzellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seien und Seiner Erzellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wollte daran eine Menge Geschichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele 30 Zieraten anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte 35

<sup>1</sup> Florentiner Senator.

sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und  
 5 im Gespräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sei. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich tat  
 10 alles, was mir möglich war, um die Kunst zu verteidigen. Ob nun der Herzog einsah, daß ich wahr redete und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

### Zehntes Kapitel.

15 Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns aus einem großen vorrätigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Ver-  
 20 druß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammannato den Marmor. — Seltsamer Kontrakt des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammannato verdrängt.

25 Zu dieser Zeit<sup>1</sup> hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun<sup>2</sup> gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besuchen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Her-

<sup>1</sup> Die Biographie Cellinis weist hier eine große Lücke auf. Der Autor überspringt etwa vier Jahre seines Lebens (1555—59). Wie wir aus Dokumenten wissen, ist ihm in jener Zeit manches Unangenehme begegnet. Gegen Ende des Jahres 1556 wurde er zu einer Kerkerstrafe von 48 Tagen verurteilt, weil er einen Goldschmied geprügelt hatte, und gleich das Jahr darauf wurden ihm vier Jahre Gefängnis zuerkannt wegen Sodomie. Auf sein Gnabergesuch und die Verwendung des Bischofs von Pavia hin milderte man ihm die Strafe zu vier Jahren Hausarrest. — <sup>2</sup> Die Kolossalstatue des Neptun, die noch heute als Mittelpunkt des Brunnens auf der Piazza della Signoria in Florenz zu sehen ist.

jogin aus ganz besonderer Gunst ihn dem Cavalier Bandinell zugebracht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen: 5 denn wer sie auch aus einem offenbaren Übel errettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammannato<sup>1</sup> kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach 10 allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren sämtlich bei Tafel, jene aber speißen allein, und ich suchte diesen zu unterhalten. Da ich eine 15 ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch 20 auf den schönen Marmor, den ich gesehen hatte, und sagte: wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wettstreit aller Künstler untereinander zu erregen gewußt; auf diese Weise sei die wunder- 25 fame Kuppel und die schönen Türen von S. Johann und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß: sie wisse recht gut alles, was ich sagen wolle, ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich 30 mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: „Also mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin und alles bedenke, damit Sie besser bedient sein mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte; wenn Ihr auch schon entschlossen 35

<sup>1</sup> Bartolommeo Ammannati (1511—92), ein Bildhauer aus der Schule des Jacopo Sansovino, der aber in der Architektur glücklicher war als in der Plastik.

seid, daß Bandinell denselben machen soll, so würde dieser um  
 seiner Ehre willen mit größerm Fleiße arbeiten, ein schönes  
 Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mit-  
 werber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient sein, der  
 5 trefflichen Schule den Mut nicht nehmen und denjenigen kennen  
 lernen, der nach dem Guten strebt, ich meine, nach der schönen  
 Art dieser wunderbaren Kunst; Ihr werdet zeigen, daß Ihr  
 Euch daran ergötzt und sie versteht.“ Darauf sagte die Herzogin  
 in großem Zorne: meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß  
 10 Bandinell den Marmor haben solle. „Frage den Herzog“,  
 setzte sie hinzu, „ob dies nicht auch sein Wille sei?“ Darauf  
 sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: „Es sind  
 zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich  
 für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn  
 15 haben und darin arbeiten soll.“ Sogleich wendete ich mich zum  
 Herzog und sagte: „Ich bitte Ew. Excellenz, mir die Gnade zu  
 erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eignen Vorteil  
 sage.“ Der Herzog versetzte: ich solle sagen, was ich wolle, er werde  
 mich anhören. Darauf fuhr ich fort: „Wisset, mein Herr, der  
 20 Marmor, woraus Bandinell seinen Herkules und Cacus machte,  
 ward für den trefflichen Michelagnolo Buonarroti gebrochen,  
 der das Modell eines Simsons mit vier Figuren gemacht hatte,  
 woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und  
 Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel ge-  
 25 bildet und geslickt, deswegen schreit die treffliche Schule noch  
 über das große Unrecht, das man jenem Marmor angetan.  
 Ich glaube, daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser  
 schlechten Arbeit angeschlagen worden, und ich weiß, daß Ew.  
 Excellenz dieses Vorfalles sich sehr gut erinnert; deswegen, mein  
 30 trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geschäft auf-  
 getragen war, so unweise handelten, dem Michelagnolo seinen  
 schönen Marmor zu nehmen und ihn dem Bandinell zu geben,  
 der ihn verdarb, wie man sieht, könntet Ihr jemals extragen,  
 daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell  
 35 zugebracht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet Ihr ihn  
 nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu  
 Eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden,

der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören, was man sagt, und mit Ihrem richtigen Urteil das Beste wählen. Auf diese Weise werft Ihr Euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Mut auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt 5 einzig auf der Welt ist und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht.“ Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: „Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie.“ Die Herzogin 10 drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht, was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne 15 mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide voneinander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sei, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vorteil sein. 20

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Wert: 25 es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore<sup>1</sup> nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe von Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sei. Der Herzog antwortete sogleich: „Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu 30 gemacht hat.“ Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich, die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie, was ich arbeite?

<sup>1</sup> Guido Askanio Sforza, Sohn des Grafen Bosto von Santafiore, wurde im Februar 1560 vom Papst Pius IV. nach Florenz geschickt, um einen Sohne des Herzogs, Don Giovanni, den Kardinalshut zu überreichen.

Darauf versetzte ich: „Gnädige Frau, ich habe zum Vergnügen eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen: ein Kreuzifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch.“<sup>1</sup> So gleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: „Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweitausend Goldgülden hingäb'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden, sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht, damit in Schande zu geraten, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreihundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Erzellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen sind, weder Gunst noch Ungunst erzeigen.“ Darauf sagte sie zornig: „Also schätze ich weder meine Hilfe noch meinen Widerstand?“ Ich antwortete: „Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgülden wert halte; aber ich verlass mich sogleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarroto selbst gegenwärtig wär', von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die, welche nur wenig wissen; denn durch den Wettstreit mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist.“ Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog, es zu befehen, und mit

<sup>1</sup> Das Kreuzifix befindet sich jetzt in der Lorenzkirche beim Escorial bei Madrid.

ihm zwei Gesandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: „Wirklich, Benvenuto verdient's.“ Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doktor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagt: „Ew. Excellenz sollte noch eine andere wunderbare Vor- sicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so, als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden tun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einfichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen.“ Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: „Herr! Euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch.“ Der Herzog sagte darauf: „Er ist viel schrecklicher, als Ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind.“ Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handlungsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: „Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.“

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello<sup>1</sup>, und man glaubte, daß außer seiner unordentlichen Lebensart der Verdruß, den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sei. Denn als er vernommen hatte, daß ich obengedachtes Kreuzifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig

<sup>1</sup> Am 7. Februar 1560, im Alter von 72 Jahren.

Hand an ein wenig Marmor und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den toten Sohn auf dem Schoße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Kruzifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, 5 um es anzuhängen, nur verlangte ich zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darenin gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubnis zu haben. Darauf sagte ich: „Warum verlangtet ihr nicht erst 10 die Erlaubnis eurer Bauherren, um das Kruzifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe?“ Deshalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenngleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. 15 Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Kruzifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weise, wie es mir ge- 20 falle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte, sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Kapelle, welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch nicht ohne große Schwierigkeit zuteil wurde. Allobald stellte er sein Werk 25 hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sei, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, 30 eines Tages, als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: „Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinells wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammannato wird dir's noch übler ergehen.“

35 Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß, als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Ton

verschen lassen und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz nach meiner guten Ordnung und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn 5 von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesezt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem 10 Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugesügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle: Johann Fiammingo<sup>1</sup> im Kloster Santa Croce, Vincencio Danti<sup>2</sup> von Perugia im Hause des Herrn Octavio Medici; der Sohn des Moschino zu Pisa<sup>3</sup> fing auch eins an, und ein anderes machte Bartolommeo Ammannato in der Loge, die für uns geteilt wurde. 15

Da ich das Ganze gut bronziert hatte und im Begriff war, den Kopf zu vollenden, und man ihm schon ein wenig die letzte 20 Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter mit Giorgetto<sup>4</sup>, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammannato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage nebst Ammannato und allen seinen Gefellen gearbeitet hatte. Indessen der Herzog 25 das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwäg einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf und wandte sich zu seinem Herrn Stephan<sup>5</sup> und sagte: „Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vor- 30

<sup>1</sup> Giovanni Bologna Fiammingo aus Belgien (1524—1608), einer der tüchtigsten Bildhauer jener Zeit, ist besonders bekannt durch seine Gruppe „Raub der Sabinerinnen“ in der Loggia zu Florenz und seinen Brunnen in Bologna. — <sup>2</sup> Vincenzo Danti (1530—76) steht als Bildhauer stark unter Sansovinos und Michelangelos Einfluß. — <sup>3</sup> Francesco Mosca delle Pecore aus Florenz war ebenfalls ein Schüler des Sansovino. Von seinem Sohn, der damals noch zu jung war, kann nicht die Rede sein. — <sup>4</sup> Giorgio Vasari; oben, S. 172, Anmerk. 2. — <sup>5</sup> Gianstefano Alt, einer der vertrautesten Kammerdiener des Herzogs.

wärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne?" Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzog aus und sagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, 5 denn der Herzog wisse wohl, daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sei, so würde doch der Geist Seiner Erzellenz hinlänglich beurteilen, wie das Werk fertig aussehcn könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; 10 und sobald Seine Erzellenz in den Berichlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er ringsherum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders, als der erfahrenste Künstler getan hätte, 15 dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: „Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben.“ Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren, und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: „Das kleine Modell, das ich in seinem 20 Hause gesehen hatte; gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.“

Wie nun nach Gottes Willen alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum besten reichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein 25 gewisser Schelm von Vicchio<sup>1</sup>, der Peter Maria von Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. 30 Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nötig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichnis er mir gegeben hatte, als: so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Öl, andere 35 Feldfrüchte, Kastanien und was sonst noch für Vorteile waren,

<sup>1</sup> Ein östlich von Florenz gelegenes Dorf am Arno.

die, nach der Zeit, in der wir lebten, mir sehr zuflatten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden wert, und ich gab ihm hundertundsechzig Scudi, die Bülle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, solange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nötig, das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte; und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge sein. 5 10

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franciscus Berthold, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichnis der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Kontrakt angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwei- undzwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte, und rückte mein Verzeichnis nicht in den Kontrakt. Indessen, als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun also der Kontrakt geschlossen war, erzeugte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich tat ihm ein Gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Kapauern, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing, mich zu schämen, und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, sowie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sei nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte, meine Arbeiten nur auf drei Tage ruhen zu lassen; ich sollte doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich nach allen oben angeführten Vorfällen gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch, das Modell bald zu endigen und es auf dem Platz zu meiner Genugtuung sehen zu lassen. Nun 25 30 35

aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte tun können, und die Frau erzeugte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano<sup>1</sup>, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Tor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir aufs freundlichste und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schöneren gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speisten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens, als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging, mein Gut zu besuchen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: „Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn Ihr auch das Gut nicht so ganz gesunden hättet, wie man es Euch beschrieben hat, seid versichert, man wird Euch über das Versprochene befriedigen; denn Ihr habt es mit rechtichaffnen Deuten zu tun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist.“ Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Rosselli, und sagte mir mehr als einmal: „Sehet nur zu Euren Sachen, es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste sein wird.“ Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom

<sup>1</sup> Cellini hatte, wie wir aus Dokumenten wissen, dieses Landgut schon im Jahre 1548 gekauft und noch ein anderes Stück dazu im Jahre 1556.

Gut zurückkehrte, das zwei Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Sieblosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit 5  
Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand, an, besonders aber ein wackerer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brot auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte 10  
zur Miete in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: „Ich bin in Eurem Hause, und Ihr sollt zur rechten Zeit Euren Zins erhalten, oder wollt Ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß Ihr auf jede Weise mit mir zufrieden sein möget.“ Indes wir so sprachen, 15  
bemerkte ich, daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel, und ich zu ihm sagte: „Sagt mir, lieber Johann, warum Ihr mich so starr anseht?“ Darauf sagte der wackre Mann: „Ich will es Euch gern eröffnen, wenn Ihr mir, zuverlässig wie Ihr seid, versprecht, mein Vertrauen nicht zu 20  
mißbrauchen.“ Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: „So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein gescheiter Mann sei! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebenszeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt Euch mit Schel- 25  
men eingelassen, drum lebt nur, so lange es gehen will, tut die Augen auf, denn Ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.“

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr, und man speiste meinet- 30  
wegen so früh, weil ich gesagt hatte, ich wolle noch abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchino Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren und man sich eben zu Tische setzen 35  
wollte, sagte der leidige Pfaffe mit so einer gewissen vertrackten Miene: „Ihr werdet verzeihen, daß ich mit Euch nicht speisen

kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten.“ Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing, das gesottne Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Santino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: „Habt Ihr jemals so gute Kost gesehen? und Euch geben sie noch dazu immer was Apartes.“ — „Ich habe das nicht bemerkt“, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz außerordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam, aber sie beklagte sich und sagte: „Meine Speisen schmecken Euch nicht, denn Ihr eßt so wenig.“ Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache das Weib mich so außerordentlich nötigte. Als wir aufstanden, waren schon die einundzwanzig vorbei, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiste fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich deuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Not langte ich daselbst an und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte.

Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüßelchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Übel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so 5  
 aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, 10  
 fuhr ich doch immer fort, in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Übel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammannato frei zur Arbeit übergeben, 15  
 der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künstler nicht ziemen, genug, 20  
 ich ließ ihm antworten: ich habe es immer vermutet; er solle nur dankbar gegen das Glück sein, da es ihm nach Würden<sup>1</sup> eine solche Gunst erzeugt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franziskus da Monte Barchi, kurieren; daneben vertraute ich mich 25  
 dem Chirurgus, Meister Raffael de' Pilli<sup>2</sup>. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franziskus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung getan hatte und, da die Portion nicht groß war, meine starke 30  
 Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: „Benvenuto! danke Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich zum Verdruße der Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen.“ Darauf versetzte Meister Raffael: „Das wird eine von den besten und schwersten Kuren sein; denn 35

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — <sup>2</sup> Vgl. oben, S. 173, Z. 22, und S. 379, Z. 3 ff.

du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast.“ Sogleich unterbrach ihn Meister Franziskus und sagte: „Es war vielleicht ein giftiges Insekt.“ Da versetzte ich: „Ich weiß recht wohl, daß es Gift ist und wer mir ihn gegeben hat.“ Sie kurierten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr, bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

### Giftes Kapitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magistrat in einem Prozeß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrat des Raffael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Kreuzifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt, einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwitwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sei, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, worüber an florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena<sup>1</sup> zu halten, wohin Ammannato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco, dem Sohn des Herzogs, zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeugte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sei; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig sein können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene:

<sup>1</sup> Am 28. Oktober 1560.

„Benvenuto, bekümmert Euch nicht, daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden getan; wollt Ihr aber, daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen.“ Außer diesen Worten sagte Seine Exzellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Übel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und andern Schelmstreichern bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug, als sie mir versprochen hatten. Da ich nun außer dem Hauptkontrakte von Sbietta selbst noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räten, welche derzeit Aberardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonso Quistellio war Fiskal und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter, genug, alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widersprach, denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Aberardo Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verfloßen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata und sagte ohne Rücksicht mit lanter Stimme: „Friedrich Ricci

hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verlezt worden.“

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; 5 genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns<sup>1</sup> bediente.

Zurzeit, da der Herzog in Livorno war, ging ich, ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich, mir Urlaub von ihm zu er- 10 bitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so tat es mir leid, meine Kunst so sehr hintanzusetzen. Mit diesen Entschliefungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst und ritt täglich mit seiner Erz- 15 zellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli, zu 20 sprechen und sagte: „Ich will Er. Erzellenz einen wunderbaren Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genaueste und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, 25 so sagte ich: wenn mich Seine Erzellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta oder diejenigen, welche mir den Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil der Gift, indem er nicht so stark gewesen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den 30 Magen und die Gedärme von einer tödlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte: „durch diese sonderbare Medizin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe und Gott von Herzen danke, da er das 35 Übel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten ge-

<sup>1</sup> Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

wendet hat.“ Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu und sagte nur: „O, die bösen Menschen!“ Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sei, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, untätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Erzellenz mit umständlichen Zeremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übelgenommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Sekretären des Herzogs, und sagte mir halb trozig: „Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben, willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu tun finden, mehr, als du gedenkst.“ Ich antwortete, daß ich nichts besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Erzellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König sein. Ja, viel lieber wollte ich Seiner Erzellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Dukaten. Dann sagte er: „Wenn du so denkst, so seid ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück und seid gutes Muts, denn der Herzog will Euch wohl.“ Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Kontrakt einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im Dezember 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Kreuzifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines

Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Kreuzifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen erteilten.

5 Da ich nun sah, daß Ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren und es so sehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte, der würdiger gewesen wär', es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen  
10 sie gefällig auf und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptuns und des Brunnens zum erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete und sagte: „Bei meinem Leben, ich hätte nicht ge-  
15 bacht, daß dieses Werk den zehnten Teil so schön sein könnte.“ Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: „Hab' ich's Euch nicht gesagt?“ So sprachen sie untereinander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergabung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich solle mir einen Mar-  
20 mor nach Belieben aussuchen und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: „Wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollten, so würde ich Ihnen zuliebe gern ein so schweres Werk unternehmen.“ Darauf antwortete der Herzog schnell: „Du sollst alle Bequemlichkeit haben, die  
25 du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr wert sein.“ Mit so gefälligen Worten gingen sie weg und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, geriet ich beinahe in  
30 Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein  
35 genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf

erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir im Namen der Königin: „Ihre Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrichs (des Zweiten), ihres Gemahls, geendigt zu sehen; Daniel von Volterra<sup>1</sup> habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sei verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zieraten kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Kastell zurückkehren, so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte, ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio: er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sei, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich: „So gehen wir zusammen!“ Und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich; worauf er denn sagte, daß, wenn Seine Erzellenz es zufrieden wären, so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: „Benvenuto ist der geschickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten!“ Worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten und sagte: „Wenn ich, seitdem mir Seine Erzellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweihundert Scudi von meiner Armut kostet, was würde ich getan haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man tut mir sehr unrecht.“ Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieser aber sagte: das sei nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog bringen lassen, weil es ihm unangenehm zu sein schien.

Zu dieser Zeit ging der Herzog mit seinem ganzen Hof und allen seinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war<sup>2</sup>, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Der Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Kardinal zuerst, er ver-

<sup>1</sup> Daniele Ricciarelli da Volterra (1509—66), ein Maler und Bildhauer, der in der Manier Michelangelo's arbeitete. — <sup>2</sup> Don Francesco, der Erbprinz war im Mai des Jahres 1562 abgereist. Der Herzog ging im Oktober nach Siena.

fiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete<sup>1</sup>. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte, daß die Tränen getrocknet seien; dann  
5 ging ich nach Pisa<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> Der Kardinal Giovanni de' Medici starb am 21. November 1562. — <sup>2</sup> Über die letzten Lebensjahre Cellinis vgl. in Bb. 28 den „Anhang“, Nr. XIII.



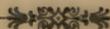
## Inhalt.

---

	Seite
Benvenuto Cellini. Erster Teil . . . . .	5
Einleitung des Herausgebers . . . . .	7
Vorrede des italienischen Herausgebers . . . . .	15
Erstes Buch . . . . .	18
Zweites Buch . . . . .	128
Benvenuto Cellini. Zweiter Teil . . . . .	253
Drittes Buch . . . . .	255
Viertes Buch . . . . .	338

---

Die Anmerkungen des Herausgebers folgen im 28. Bande.







PT  
1891  
C00  
Bd.27

Goethe, Johann Wolfgang von  
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

